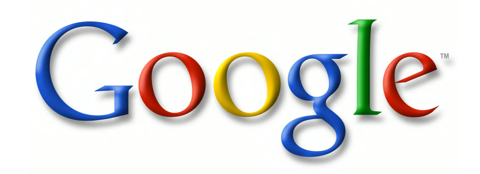
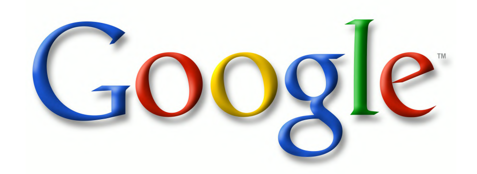






Des Wagnergesellen
C. Ch. Döbel
Wanderungen
im
Morgenlande.

Herausgegeben
von
Ludwig Storch.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Erster Band.

Mit des Wanderers Bild.

C. Ch. Döbels Selbstverlag.
Druck der Buchdruckerei des Verlagscomptoir in Gotha.
1843.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Es war der Wunsch des Wanderers C. Ch. Döbel, daß die zweite Auflage seiner Wanderungen mehr als die erste den Anstrich seiner eignen einfachen Darstellung tragen möge, und er wandte sich mit der Bitte an mich, ihm seine Manuscripte zu diesem Zwecke zu redigiren. Ich habe bei dieser Arbeit von der ersten Auflage ganz abgesehen und mich allein an Döbels Papiere gehalten. Es galt hier nicht ein Werk meiner Feder zu liefern, sondern vielmehr den Wagnergesellen in seiner schmucklosen Weise selbst reden zu lassen. Ich habe mich diesem Geschäfte mit derjenigen Liebe unterzogen, die ich für alles hege, was mein geliebtes Thüringen und dessen Bewohner angeht. Döbel ist mein Landsmann; dies war genug, seiner Bitte zu willfahrten.

In seiner Beschreibung des heiligen Landes zeigt die Darstellung oft das überraschende Gepräge einer über der seinigen liegenden Bildung, und man wird davon an Aehnliches in den Reisewerken berühmter Reisender in den Orient erinnert. Der Verdacht, als habe Döbel diese Werke benutzt, wird aber schon dadurch widerlegt, daß später erschienene Reisen, als die erste Auflage von Döbels Wanderungen, in jene Länder stellenweise ebenfalls wieder an die Döbelschen Berichte erinnern, die doch

schwerlich sein Buch benutzt haben werden. Diesen auffallenden Umstand erklärte er mir durch die Angabe, daß die Mönche in den Klöstern des heiligen Landes den sie besuchenden Reisenden ihre Nachrichten in die Feder sagen, oder die Führer, die man in den Klöstern für einen Gulden täglich bekommt, sie den Fremden erzählen. Dadurch müssen natürlicher Weise die Berichte der Reisenden von der verschiedensten Bildung zuweilen einander sehr ähnlich werden.

Noch liegt mir ob, in unseres thüringischen Wanderers Namen für die große Theilnahme, welche auch diese zweite Auflage seines Buches überall gefunden hat, sowie für die Liebe und Freundlichkeit zu danken, mit welcher man ihm an allen Orten entgegen gekommen ist. Es sind so zahlreiche Bestellungen bei ihm gemacht worden, daß er bald einen zweiten Abdruck dieser zweiten Auflage veranstalten zu können glaubt.

Die landschaftlichen Ansichten sind alle von Döbel selbst an Ort und Stelle aufgenommen worden. Dadurch erhalten sie ihren wahren Werth. Von Künstlern sind sie in neuern Werken freilich besser geliefert worden.

Gotha, im April 1842.

Der Herausgeber.

Inhalt des ersten Bandes.

Kindheit und Jünglingsalter.

Geburt. — Schulleiden. — Tod meiner Mutter. — Die Stiefmutter und erste Lebensgefahr. — Zwiefache Prügel. — Abschied aus dem Vaterhause. — Knechtsdienst und mehrfache Lebensgefahr. — Erste Bekanntschaft mit der Wagnerprofession. — Kutscherdienst. — Lehrjahre in Winterstein. — Eine Ohrfeige. — Der Geselle. — Militärpflicht. — Antritt der Wanderschaft.

Das schöne Thüringen ist mein Heimathland. Im westlichen Theile desselben, in einem kleinen, zum Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach gehörigen und zwei Stunden von der Stadt Eisenach entfernten Dörfchen, Berterode, wurde ich am 22. September 1805 von armen schlichten Landleuten als der zweite Sohn geboren. Kein Geograph hat es der Mühe werth gefunden, den Ort meiner Geburt in einem seiner Werke aufzuzeichnen; und was hätte er auch wohl von ihm anführen können? Er besteht nur aus vierzehn meist kleinen Häusern und einem Edelhof von alterthümlicher Bauart, und seine größte Merkwürdigkeit ist eine ehrwürdige, tausendjährige Eiche, deren Schaft 32 Fuß im Umfange hält. In dem Schatten dieses Riesenbaumes spielte ich meine Knabenspiele. Die heitern wie trüben Ein-

drücke der ersten Kinderjahre haben sich sämmtlich in meinem Gedächtnisse verwischt, ich erinnere mich nur noch dunkel, daß ich im sechsten Jahre nach Neukirchen, unserm eine Viertelstunde entfernten Kirchdorfe, in die Schule geführt wurde, und später oft weinte über den langen Weg und noch öfter aus Furcht vor dem Haselstock des strengen Lehrers, den er an mir nicht sparte, wenn ich meine Aufgaben nicht gelernt hatte. Eigentlichen, tiefergreifenden Lebensschmerz empfand ich jedoch erst beim Tode meiner Mutter, der die Gute von einer schmerzvollen, unheilbaren Krankheit von achtzehn Monaten erlöste. Als ich am letzten Abend ihres Lebens an ihr Lager trat, und sie mir die kalte, abgezehrte Hand reichte, und ihr brechendes Auge mit Thränen der Wehmuth auf mir ruhte, als sie mit leiser, halberstickter Stimme zu mir sagte: „Was wird aus dir werden, Ernst, wenn ich nicht mehr bin?“ da überströmte mich eine Thränenfluth, und ich ahnete die Schwere des Verlustes, der mich bald treffen sollte, wenn ich auch nicht den Sinn der weissagenden Worte der Mutter verstand. Sie aber sah die Zukunft unsres Hauses voraus, sie sah an ihrer Stelle die zweite — die Stiefmutter schalten, sie sah mich den Mißhandlungen derselben preisgegeben und alle Versicherungen meines Vaters, sie in dieser Hinsicht trösten und beruhigen zu wollen, blieben vergebens. Ohne Trost schlummerte sie hinüber, und meine Thränen flossen reichlich an ihrem Grabe. In der Seele eines Kindes von acht Jahren schlägt jedoch der Schmerz keine tiefen Wurzeln; es hat vom Leben noch so viel zu gewinnen, daß es die Größe eines solchen Verlustes nicht ermessen kann. Am Ende, dachte ich, ist es gleichgültig, wer mir Morgens oder Abends das Butterbrod streicht, wenn es mir nur wie bisher gestrichen wird.

Zwei Jahre gingen nach dem Tode meiner Mutter leidlich vorüber. Zwar neckten und foppten mich die Nachbarn fort und fort mit einer Stiefmutter, die mein Vater bald aus diesem, bald aus

jenem Dorfe heimführen, und die bald so, bald anders heißen sollte, allein Alle lächelten, wenn sie dergleichen zu mir sagten, und ich glaubte endlich nicht mehr daran, da auch mein Vater mich gut und liebevoll behandelte, und unser Haushalt nach wie vor derselbe blieb. Nichts desto weniger gingen die Worte meiner Mutter und das Gerede der Leute in Erfüllung. Im Jahre 1816 kam die neue Mutter ins Haus, und ihr Eintritt in dasselbe hätte mir beinahe das Leben gekostet. Als ich am Hochzeitstage mit andern Knaben in der Scheuer des Schwiegervaters zu Bischofroda spielte, fiel ich, während gerade nach ländlicher Sitte der Morgensegen geblasen wurde, vom Gerüste in die Tenne herab, und blieb daselbst für todt liegen. Ohne Bewußtsein brachte mich die neue Mutter in die Oberstube zu Bett, meinen Vater aber kümmerte mein Unglück wenig; denn als ich wieder zur Besinnung kam, beschwichtigte er meine Klagen über Schmerz mit Androhung von Schlägen; der Sturz hatte keine schlimme Folgen, und ich war bald wieder hergestellt. Aber der Horizont meiner Jugend war getrübt, und ich konnte nicht mehr so freudig wie früher ins Leben hinausblicken.

Zu meinen sonstigen Beschäftigungen im Hause und auf dem Felde kamen noch andre, die mir freilich nur wenig zusagten, die ich jedoch, wohl oder übel, verrichten mußte. Die neue Mutter stellte mich an die Wiege ihres Kindes, und lehrte den zehnjährigen Knaben Schlummerlieder singen, oft mit dem Stocke, wenn er die Melodie nicht sogleich begreifen wollte. Nach der Schule, die ich bisher regelmäßig besucht hatte, wurde wenig mehr gefragt; es schien meine Eltern nicht zu kümmern, ob ich etwas lerne oder nichts. Daher kam es oft, daß ich an einem Tage zweimal Prügel erhielt, zu Hause, wenn ich an der Wiege nicht recht gesungen oder gepfiffen, und in der Schule, wenn ich meine Lection nicht gelernt hatte. Von dem Stocke des Lehrers befreiten mich zuweilen Aepfel und Birnen, die ich unter meine

Mitschüler austheilte, damit sie mir die Aufgaben zuflüsterten, meistentheils jedoch wurde ich der Mühe überhoben, mir Rock und Hose selbst auszuklopfen, da Eltern und Lehrer dies Geschäft wechselseitig an meinem Leibe verrichteten. In solchen Beschäftigungen und Duldungen vergingen meine Schuljahre, und ich wurde endlich aus der Schule entlassen. Ich war zu Verstande gekommen, und mein ernstliches Bestreben ging dahin, ein Handwerk zu erlernen. Leider fand ich mit meinen desfalsigen Vorstellungen bei meinem Vater kein Gehör, sei es, daß er das Lehrgeld für mich scheuete, oder mich nicht gerne im Hause entbehren konnte oder mochte. Er ließ mich hart an: „Wenn du nicht bei mir bleiben willst," sagte er, „so diene einem Herrn." Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, denn ohnehin litt es mich nicht länger im Vaterhause, da ich mich mit meiner Stiefmutter in keinerlei Weise vertragen konnte.

Vierzehn Jahre alt, verließ ich mein Heimathsdorf und trat in dem zwei Stunden entfernten Dorfe Wenigenlupnitz bei einem Bauer in Dienst, dem ich zwei Jahre lang, nicht ohne Liebe und Lust, um kärglichen Lohn seine Aecker pflügte. Nach dieser Zeit sehnte ich mich weg von diesen einförmigen Beschäftigungen, und fand bald ein anderes Unterkommen auf dem Rittergute zu Mechterstedt, einem großen, schönen Dorfe im Gothaischen, zwischen Eisenach und Gotha an der leipzig-frankfurter Landstraße gelegen. Hier ging mir ein neues Leben auf; ich wurde in das eigentliche Wesen der Landwirthschaft eingeweiht und brachte es bald dahin, daß ich zum Oberknecht gemacht wurde und als solcher die Stelle eines Verwalters versah. Der Pachter, ein gemüthlicher, menschenfreundlicher Mann, gewann mich täglich lieber, und seine Sorge für mich ging so weit, daß er mir auf seine Kosten Unterricht im Rechnen und Schreiben ertheilen lassen wollte. Ich war thöricht genug, sein Anerbieten auszuschlagen, weil es immer noch mein sehnlichster Wunsch war, eine Profession zu er-

lernen, und meine Beschränktheit mir vorspiegelte, dazu bedürfe ich solcher Künste nicht. Anstatt daher in die Rechnen- und Schreibestunde zu gehen, ging ich weit lieber in die Werkstätte eines Wagnermeisters, eines geschickten, artigen Mannes, der mir in vielen Stücken Unterricht ertheilte und mich den ganzen Winter hindurch um sich litt. Mein Herr verbot mir diese Besuche nicht, und eigenhändig fertigte ich mehrere Kleinigkeiten, die wir auf dem Gute brauchten. Im Frühling lehrte mich der Pachter die Aecker besäen, zu welchem Ende auf dem geräumigen Hofe ein großes Plantuch ausgebreitet wurde, auf welchem ich meine Probe ablegen mußte. „Links und rechts!“ commandirend, ging der Herr neben mir her und beobachtete jede meiner Bewegungen. Zuweilen schrie er aus vollem Halse: „Strahlen! Strahlen!“ und als ich nicht gleich begriff, was er damit sagen wollte, erklärte er mir, daß die Körner beim Auswerfen nicht in der Luft zusammen bleiben dürften, sondern Strahlen bilden müßten, damit sie nicht zu dicht auf das Land fielen. Auf dem Felde säete der Herr anfänglich selbst, später aber, als er sah, daß ich seine Lehren begriffen hatte, schickte er mich mit einem vierspännigen Wagen voll Frucht allein hinaus, und der siebzehnjährige Knecht säete von Morgen bis Abend im Schweiße seines Angesichts, ohne in seinem Eifer zu ermüden. Die andern Knechte mußten mit der Egge nachfolgen, denn der Herr hatte mir befohlen, sowohl über sie, als über die Arbeit zu wachen.

Einst, als wir am Acker waren, sagte der Pachter zu mir: „Ernst, wenn wir nach Hause kommen, wollen wir das braune Reitpferd anspannen, um es ziehen zu lehren.“ Kaum auf dem Hofe angelangt, wurde das Pferd ins Geschirr gebracht und vor einen aufgeschlauften Pflug gespannt, nachdem zuvor das Thor verschlossen worden war. Der stärkste Knecht ging auf der einen, ich auf der andern Seite des jungen Pferdes, das wir langsam auf dem Hofe herumführten. Als

aber der Pflug auf dem Pflaster zu rasseln anfing, begann es wüthend zu werden, und riß uns mit sich fort, so daß wir kaum den Boden berührten. Der Stärkere ließ es los und fiel auf das Pflaster; der Herr, der uns laut lachend zusah, rief mir zu, ein Gleiches zu thun; allein ich erkannte die große Gefahr, in der ich schwebte, denn die Spitze des Pflugschars, auf deren Seite ich stand, würde mich durchbohrt haben, ehe ich bei Seite hätte springen können. Endlich stürzte ich ermattet zu Boden, aber in diesem Augenblick sprang auch der Nagel aus dem Grengel, das rasende Pferd rannte mit der Lade und den Rädern davon und mit dem Kopfe so gewaltig gegen das Hofthor, daß es rücklings zu Boden stürzte. Es wurde in den Stall gebracht und seitdem nicht wieder an einen aufgeschlauften Pflug gespannt. Nur vier Schritte von mir entfernt lag der Schar, den die Hand der Vorsehung von meiner Brust abgehalten hatte.

Nächst dem Braunen hatte der Pachter einen Rappen, der so unbändig war, daß er sich weder zum Reiten noch zum Fahren brauchen ließ. Die muthigsten Knechte, die schon 10 bis 12 Jahre im Dienst waren, wagten es so wenig, seinen Rücken zu besteigen, als der Herr selbst. Während der Erndtezeit forderte mich der Pachter auf, schleunigst einen Brief nach Sonneborn zu besorgen und den Rappen zu reiten, da die andern Pferde an der Arbeit waren. Punkt eilf Uhr ritt ich aus dem Thore. „Zwölf Uhr erwarte ich dich zurück," rief er mir lachend nach, und obgleich ich in Sonneborn aufgehalten wurde, so hielt ich doch Schlag 12 Uhr unter dem Thore des Gutes. „Kerl, du bist ein Narr!" rief mir der Pachter zu, der gerade am Fenster stand. „Seines Herrn Befehle muß man respektiren und vollziehen," antwortete ich ruhig, „und sollte auch aus einem Rappen ein Schimmel werden. Sie sehen, der Schaum steht ihm fingerdick auf der Haut, vielleicht ist er nun zahm geworden und

zum Fahren zu gebrauchen.“ Und so war es. Der Pachter freute sich sehr, würde sich aber gerade auch nicht gegrämt haben, wenn das Pferd ohne den Reiter wieder gekommen wäre. Einsmals hätte sich dieser Fall beinahe ereignet. Einer eingetretenen Dürrung wegen konnten wir den größten Theil des Sommers nicht pflügen, und hatten zu Hause gute Zeit, da Futter und Holz in großem Vorrath angefahren waren, und es auch auf dem Hofe nichts zu thun gab. Unsre einzige Beschäftigung war, die Pferde täglich zweimal in die Schwemme zu reiten und die übrige Zeit hindurch Karte zu spielen. Der Weg zur Schwemme führte durch die Hörsel über eine etwa 400 Schritte lange Wiese nach den tiefern Stellen des Flusses. Auf der Wiese angekommen, machte mir einer der Knechte den Vorschlag, die Schnelligkeit unsrer Pferde zu erproben. Ich ging darauf ein, ließ den Rappen, den ich schon einmal gebändigt, laufen, und langte zuerst am Wasser an. Da reißt, indem ich ihn aufhalten will, die Trense, und er stürzt kopfüber das steile Ufer hinab, mich bis in die Mitte des Flusses schleudernd. Während das Thier sich wieder aufraffte und das Wasser aus den Ohren schüttelte, faßte ich es am Zügel, schwang mich auf seinen Rücken und ritt im vollen Trabe, daß mir das Wasser aus den Stiefeln über dem Kopfe zusammen schlug, zum Thore hinein. Mein Herr stand am Fenster und lachte herzlich, als ich ihm erzählte, daß sich das Pferd, mit mir gelegt habe. Vom Wettrennen erfuhr er nichts, sonst hätte er uns vielleicht die Karte genommen, an der das Herz hing.

Der Herbst, die Zeit der Ruhe, war gekommen. Wagen, Eggen und Pflüge wurden unter Dach gebracht; zuvor aber sollten sie im Wasser abgeschwemmt werden. Durch einen lang anhaltenden Regen war die Hörsel etwas stark angeschwollen, und keiner der Knechte, die ich zu dieser Arbeit aufforderte, hatte den Muth, sich hinein zu wagen. „Sie wollten ihr Leben nicht aufs Spiel setzen,“ meinten sie.

Diese Antwort brachte ich dem Herrn, der darüber zürnte und die Wagen und Pflüge selbst nach dem Wasser bringen wollte. Ich erbot mich dazu, spannte zwei Pferde an, und der Pachter ging selbst mit, um mir die am wenigsten gefährlichen Stellen des Flusses zu zeigen. Er blieb auf der Brücke stehen und rief mir „Links!“ zu, als ich in das Wasser gefahren war. Ich gehorchte seinem Befehl, aber die Pferde fanden schon keinen Grund mehr und wurden gewaltsam nach der Mitte des Stromes gerissen. Bald war von ihnen nichts mehr als die Köpfe zu sehen. Es dauerte nur wenig Minuten, da überschlug sich der Wagen, so daß das Hintertheil nach vorn gedrängt wurde, und ich mit den Pferden rückwärts dem Strome nachging. An beiden Seiten des Flusses eilten eine Menge Menschen mit Feuerhaken herbei, die aber nicht bis zu mir herüberreichten. Ein Glück für mich, daß ich nicht auf dem Hand-, sondern auf dem weit stärkern Sattelpferde saß, ich suchte es herumzureißen, es gelang, der Wagen wurde dabei etwas auf die Seite gedrängt und blieb in einem Erlenstrauch am Ufer hängen. Ich wollte nun versuchen, auf der Deichsel unter dem Wasser vorwärts zu kommen, um einen Baum zu erreichen, als sich der Wagen wieder los riß und nach der Mitte zu getrieben wurde. Meine Angst war groß, und ich sah den sichern Tod vor Augen, da die Pferde zu abgemattet waren, um die Anstrengung noch länger aushalten zu können. Da mit einem Male trennte sich durch mehrmaliges Ueberschlagen der Hinterwagen von dem vordern und wurde vom Strome fortgetragen, die Pferde strengten ihre letzten Kräfte an, schwammen mit dem leichten Vorderwagen bald vorwärts, bald auf die Seite, und gelangten endlich an eine ihnen bekannte Ausfahrt, wo sie wieder fußen konnten. Ermattet und an allen Gliedern zitternd, erreichten wir das Ufer, wo ich erst bemerkte, daß dem Sattelpferde die Deichsel zwischen die Beine gerathen war.

Nach diesem Ereignisse blieb ich zwar noch eine Zeit lang auf dem Gute, aber die guten Verhältnisse zu meinem Herrn änderten sich. Er hatte nämlich einen brutalen Burschen, der kaum aus der Schule entlassen war, als Lehrling angenommen. Das anmaßende Betragen desselben gab zu vielen Aergerlichkeiten Anlaß, und da der Pachter einsmals nicht wußte, wem von uns beiden er Recht geben sollte, so verließ ich den Dienst, den ich anderthalb Jahr versehen hatte.

Im Gasthof zum Anker in Waltershausen wurde mir eine Stelle als Aufwärter angeboten, die ich jedoch nur kurze Zeit bekleidete, da ich auf Empfehlung meines frühern Herrn, der mir immer noch wohl wollte, beim Oberbeamten des Amtes Tenneberg als Kutscher in Dienst trat. Kaum war ich einige Tage im Hause, als ein Kind und gleich darauf auch die Mutter erkrankten. Ich mußte täglich zwei-, auch dreimal nach Gotha und später nach Langensalza zum Arzt reiten, und wurde bald des Reitens so überdrüßig, daß ich zu Fuße ging und das Pferd voran laufen ließ, welches die Schnitter auf dem Felde auffangen wollten, im Wahne, es sei mir durchgegangen. Alle meine Ritte waren vergebens, Mutter und Tochter wurden von Tag zu Tag kränker. Da sagte eines Tages der Amtmann zu mir: „Es gilt das Leben der Frau und des Kindes, reite, und wenn auch das Pferd unter dir zusammenbricht.“ Ich setzte mich auf, in einer halben Stunde war ich in dem drei Stunden entfernten Gotha, hielt mich da eine Viertelstunde auf, und war in drei Viertelstunden wieder auf dem Schlosse Tenneberg. Mein Herr freute sich sehr, als ich ihm die Arzeneien überbrachte, aber als ich in den Stall trat und das Pferd todt liegen sah, empfand ich einen nicht geringen Schrecken. Meine böse Ahnung hatte mich nicht getäuscht; bei Ueberbringung der traurigen Nachricht erhielt ich meine Kündigung. Durch diese übermäßigen Anstrengungen hatte ich meine Gesundheit zugesetzt, und eilte nach Hause, um mich wieder herzustellen.

Während meiner Dienstzeit auf dem schön gelegenen Schlosse Tenneberg war ich einige Mal nach Winterstein zum Wagnermeister Heß, der für unser Haus arbeitete, gekommen und hatte ihm meinen Wunsch zu erkennen gegeben, seine Profession zu erlernen, die ich ja schon in Mechterstedt liebgewonnen hatte. Er war es zufrieden mich als Lehrling anzunehmen, unter der Bedingung, daß ich für das Lehrgeld ihm die Feldarbeiten besorgen sollte, da er sich Pferd und Geschirr zu kaufen gedenke.

Als ich mich nun wieder ganz gesund fühlte, verließ ich ohne alle Unterstützung von meinem Vater, und nur mit dem versehen, was ich mir in meiner Dienstzeit angeschafft hatte, neunzehn Jahre alt, zum zweitenmal das elterliche Haus, um meine Lehrzeit anzutreten. Ich hatte schon viel von den Uebelständen der Lehrjahre gehört, doch war ich ja kein Kind mehr, und glaubte, daß mich der Meister menschlich behandeln und nicht vergessen würde, „daß ein Meister nicht geboren wird." Und Gottlob! ich erfuhr nichts von jener rohen und grausamen Behandlung, die man leider noch immer in vielen Werkstätten selbst gegen den besten Lehrling angewendet sieht, indem man meint, ohne Schläge und Scheltreden sei er nicht zum tüchtigen Arbeiter zu bilden. Ich merkte kaum, daß ich Lehrling war, und alles ging viel besser, als ich mir vorgestellt hatte. Der Meister muthete mir keine unwürdige Beschäftigungen zu und behandelte mich wie seinen Sohn. Dagegen ging mein ganzes Bestreben dahin, allen möglichen Fleiß anzuwenden, um etwas Tüchtiges zu lernen. Und so kam es, daß ich schon in kurzer Zeit schwerere Arbeiten in die Hände bekam und auch dann kein böses Wort vom Meister erhielt, wenn ich ein Versehen begangen hatte. Wenn er ja einmal zankte, so geschah es auf eine belehrende, humane Weise, was immer den besten Eindruck auf mich machte. In solchem guten Vernehmen vergingen mir meine Lehrjahre, die ich in Betreibung der Feldarbeiten und in Erlernung der

Profession so eintheilte, daß ich dabei in meiner Ausbildung nicht zurückblieb.

Zu meiner Betrübniß änderte sich das schöne Verhältniß noch ganz zuletzt, gleichsam als wenn Leute, die sich so lange vertragen, nicht im Guten von einander kommen sollten. Eines Tages verreiste der Meister, nachdem er schon am vorhergehenden Tage einem jeden die Arbeit vorgeschrieben hatte. Mir hatte er ein Rad zu fertigen aufgegeben, zu welchem noch wenig vorgerichtet war. Als ich es zusammenschlug, nahm ich einige Augenblicke die Hälfe meines Nebenlehrlings in Anspruch. Am andern Morgen trat der Meister mit finsterm Gesicht in die Werkstatt, (Gott weiß, was ihm Uebles begegnet war!) schaute meine Arbeit an und fragte nach der des andern Lehrlings. Als dieser sagte, daß noch eine Kleinigkeit daran fehle, weil er mir gestern beim Zusammenschlagen des Rades habe helfen müssen, wandte sich der Meister zornig gegen mich, und gab mir mit den Worten: „Wie kannst du dich unterstehen, jenen von seiner Arbeit wegzunehmen!“ eine Ohrfeige. Diese unverdiente Begegnung an der Schwelle meines Lehrlingsstandes empörte mich. Ohne Jemand ein Wort von dem Vorgefallenen zu sagen, verließ ich das Haus, ging nach Friedrichrode zum Obermeister, erzählte ihm den Hergang der Sache und trat nach vierzehn Tagen bei einem andern Meister in Cumbach ein, der mich gern aufnahm und mir für meine Arbeit Gesellenlohn gab. Bei ihm überstand ich den letzten Rest meiner Lehrjahre. Zum Gesellen gesprochen, ging ich nach Hause, genügte dann eine Zeit lang in Eisenach meiner Militärpflicht, woran ich wenig Geschmack fand, und blieb den Winter hindurch im Vaterhause, um mir die ersten nöthigen Bedürfnisse für meine Wanderjahre zu verdienen.

Am 13. März 1830 erhielt ich den Urlaubspaß, um den ich nachgesucht hatte. Er war nur auf ein Jahr gültig, und mir die Marsch-

route darin genau vorgezeichnet; sie lautete bis Wien. Meine Gedanken waren schon dort, ehe ich noch einen Fuß aus meinem Dorfe setzte.

Am 15. März ergriff ich den Wanderstab. Mein Vater entließ mich ohne ein Wort zu sagen, nur meine Mutter und Stiefgeschwister weinten. „Reise mit Gott!“ sagten sie mit Thränen im Auge, als ich ihnen die Hand zum Abschied reichte. „Wie es dir auch gehe, werde nur Gott und deinem Gewissen nicht untreu. Ob wir uns hier wiedersehen, weiß nur der Allmächtige; aber lebe so, daß wir uns in jener Herrlichkeit wiederfinden.“ Bei diesen herzlich gemeinten Worten traten auch mir Thränen ins Auge: „Ich hoffe euch alle noch hienieden wieder zu sehen,“ sagte ich gerührt, und rief ihnen scheidend den Vers zu:

„Trennt auch das Schicksal Freund von Freund,
Die Herzen bleiben doch vereint
Durch Liebe, durch Gebet und Rath,
Und, wo wir können, durch die That.
Vollenden wir einst unsern Lauf,
So nimmt uns dann der Himmel auf.
Unendlich ist die Seligkeit,
Die ewig uns vereint erfreut.“

Wanderschaft.

Fromme Vorsätze. — Baireuth. — Donaufahrt von Regensburg nach Wien. — Verdruß in Wien. — Reise auf der Donau nach Ungarn. — Pesth. — Baja. — Beschwerliche Fußreise nach Semlin. — Belgrad. — Das kalte Fieber. — Reise über Hermannstadt nach Kronstadt in Siebenbürgen. — Ein Abenteuer. — Angenehme Bekanntschaft in Hermannstadt. — Kronstadt. — Abreise nach Bukarest.

Und so wanderte ich bald freudigen bald beklommenen Herzens fort unter dem vaterländischen Himmel durch schöne Thäler, die eine zarte Morgenröthe, eine glanzhelle Sonne, ein mildes Mondlicht und ein unermeßliches Heer goldner Sterne beleuchteten. Mein Auge hing fromm vertrauend an ihren Bahnen. Gesund an Leib und Seele schritt ich rüstig durch die Herrlichkeit des Frühlings. Jeder Thautropfen am Grashalme, jede hell rieselnde Quelle, jeder sprossende Baum im Walde, Gärten, Wiesen und Felder mit den ersten Blumen und das Sängerchor der Vögel riefen mir zu: Gott ist die Liebe! Da faltete auch ich die Hände und betete: „O Gott, der du die Liebe bist, deine Allmacht hat zahllose Geschöpfe ins Dasein ge-

rufen und deine Vaterhuld sorgt für alle; sorge auch für mich, denn auch ich bin dein Kind, wie sie, auch mich hast du an deine Allgüte gewiesen. Fern sei von mir der Frevel, irgend eines deiner Geschöpfe muthwillig zu quälen, fern der Leichtsinn oder die Frechheit, das zu entweihen, womit deine Liebe die Erde verherrlicht hat, fern jede strafbare Verletzung und Zerstörung dessen, was Mühe, Fleiß und Kunst zur Verschönerung derselben gestiftet. Die Erde ist voll deiner Größe und Güte, auf ihr will ich nur bauen, nicht verwüsten. Ich will mich brüderlich mit meinen Brüdern vereinen, und was an mir liegt, in Wort und That dazu beitragen, daß der Schauplatz deiner unendlichen Majestät immer mehr Paradies werde.

Mit solchen Vorsätzen setzte ich meinen Stab immer weiter, heute unter trüben Wolken, morgen bei heiterm Himmel, stets den schönen Vers eines Liedes im Munde:

„So wandert, Brüder, muthig fort,
Nach eures Schicksals Ruf,
Und denket auch im fremden Land
Der alten Freundschaft, deren Band
Uns manche Freude schuf.“

Ueber Gotha, Erfurt, Weimar, Jena, durch das Vogtland, hatte ich die baierische Gränze erreicht. Während der Charwoche kam ich in Baireuth an und erhielt daselbst — was um diese Zeit um so seltener der Fall ist, da die Meister zu den Feiertagen eher einen Gesellen fortschicken, als einen neuen annehmen — meine erste Arbeit in einer Werkstatt. Wiewohl mein Frühstück, aus zusammengeschüttetem Kaffe und einem Kreuzerbrödchen bestehend, spärlich genug zugerichtet war, so blieb ich doch drei Monate lang in dem Hause des guten Meisters, wo mir verschiedene, bisher unbekannte Arbeiten durch die Hände gingen und ich meine Kenntnisse durch den Neubau vieler Wagen bedeutend vermehrte. Aber meine Sehnsucht, fremde Länder zu sehen, trieb mich mit Beginn des Sommers weiter. Ich reiste über

Nürnberg nach Regensburg, ohne mich länger als einen Tag in jeder Stadt aufzuhalten. Ich kann daher von den vielen Merkwürdigkeiten dieser beiden alten Städte, an denen ich schnell vorüberging, nichts erzählen, da ich nur einen flüchtigen Eindruck derselben mit mir fortnahm; auch sind sie fast jedem Gebildeten bekannt und in vielen Büchern ausführlich beschrieben. In Regensburg begrüßte ich die majestätische Donau, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich auf ein nach Wien abgehendes Schiff zu setzen, auf welchem ich eine zahlreiche bunte Gesellschaft, und darunter eine hübsche Anzahl von Handwerksburschen traf. Schwelgend in den Genüssen, welche die prächtigen Ufer des Stromes bieten, langten wir am 24. Juni in Engelszell an der österreichischen Gränze an, wo wir unsre Päffe und Wanderbücher, sowie 5 Thlr. Reisegeld aufzeigen mußten. Nach dem meinigen fragte man nicht, da man solches bei mir, dem gut Gekleideten, vorauszusetzen schien. Einer meiner Reisegefährten wußte listig das wachsame Auge der Polizei zu täuschen. Er hatte sich mit einem tüchtigen Beutel voll Kreuzer versehen, den er, als er nach dem Reisegeld gefragt wurde, derb und klingend auf den Tisch aufstieß, obgleich der Gesammtinhalt kaum einen Thaler betrug, wie er uns späterhin gestand. Die List gelang, und er steckte seinen Beutel wieder ein, ohne ihn geöffnet zu haben. Da ich mit meinem militärischen Urlaubspaß das österreichische Gebiet nicht betreten durfte, so tauschte ich denselben gegen ein Wanderbuch um, das ich für 30 Kreuzer ausgefertigt erhielt. Nach kurzem Aufenthalt setzten wir unsre Reise zu Schiffe über Linz nach Wien weiter fort. Ohne Gefahr schifften wir über den Wirbel und den Strudel, die der zwischen hohe Felsen eingeklemmte, wild dahin schießende Strom unweit Linz bildet. Man macht sich gewöhnlich von ihnen weit größere und gefährlichere Vorstellungen, allein die Gefahr verschwindet, wenn man in die Nähe der gefürchteten Stelle kommt. Als wir uns derselben nahten, kamen

Kähne vom Ufer auf uns zu, um uns um ein Almosen anzusprechen, — was von den meisten um so williger gegeben wurde, als sie dadurch sich gesicherter glaubten — und uns eine glückliche Fahrt zu wünschen. Auf einem Uferfelsen über dem Strudel steht ein Crucifix, welches die Katholiken auf dem Schiffe beim Vorüberfahren mit frommer Andacht begrüßten. Wir eilten an den Städten und Dörfern auf beiden Ufern der Donau, an ungeheuern Felsmassen, an dichtbewaldeten Bergen, von deren Gipfeln Kirchen und Ruinen alter Burgen herabblickten, vorbei, und langten am 26. Juni in der Kaiserstadt an. Mit jauchzendem Herzen begrüßte ich das stolze Wien, und mein froher Muth trällerte die Verse des oft gehörten Volksliedes:

„'s gibt nur a Kaiserstadt,
's gibt nur a Wien.“

Fast zwei Stunden brachte ich damit zu, die Herberge zu suchen. Als ich beim Eintritt in das Zimmer den Herbergsvater nicht mit den gewöhnlichen, albernen Zunftgebräuchen, sondern mit einem freundlichen „guten Morgen!“ begrüßte und ihn fragte, ob noch andre fremde Gesellen da seien, murmelte er mürrisch einige unverständliche Worte und wies mich an einen zweiten Tisch. Das verdroß mich; mein heiteres Gemüth hatte in Wien einen freundlicheren Empfang erwartet. Ich legte mein Felleisen in einer daranstoßenden Stube ab, trat zu dem Tische, grüßte den daran Sitzenden, einen Gesellen meines Handwerks, und erfuhr von ihm, daß die andern, welche auf den Bänken an den Wänden der Stube umhersaßen und lagen, Schmiedegesellen seien. Durstig von der Reise fragte ich ihn, „ob Bier und Wein gut seien,“ und erhielt zur Antwort: „der Wein ist schlecht, laß dir lieber eine Pitsche Bier geben.“ Ich forderte eine solche vom Kellner, der sich lachend entfernte, und als er wieder kam, einen Krug auf den Tisch stellte, der gewiß zwölf Maß enthielt. Der Spaß verdroß mich ebenfalls, und da ich in meinem Beutel nicht so viel Geld

hatte, um das Verlangte sogleich bezahlen zu können, ich aber nicht eher von dem Biere trinken wollte, als bis ich es bezahlt habe, so ging ich in die Nebenstube, um mir Geld aus dem Felleisen zu holen. Als ich wieder in die Stube trat, hatten sich die Gesellen von ihren Bänken bereits erhoben, an den Tisch gesetzt und mein Bier so rein ausgetrunken, daß für mich kein Tropfen mehr übrig war. Dadurch stieg mein Verdruß auf das Aeußerste. Zornig über solch ungezogenes Benehmen, bezahlte ich, ohne ein Wort zu sagen, die Pitsche, nahm mir aber fest vor, in Wien, auf das ich mich so sehr gefreut, und wo ich nun so unhöflich empfangen worden war, nicht in Arbeit zu treten, sondern ohne weiteres Deutschland zu verlassen. Noch an demselben Abend ging ich an die Donau, wo ich, ohne lange zu suchen, ein Schiff fand, das in fünf Tagen nach der türkischen Gränze abging. Ich wurde sogleich mit dem Schiffer um den Preis einig, und benutzte die vier Tage, die mir bis zur Abfahrt noch blieben, um mir Wien näher zu besehen.

Von solchen Kleinigkeiten hängt gar oft das Schicksal der Menschen ab. Hätten die ersten Stunden meines Aufenthaltes in der Kaiserstadt nicht einen so ungünstigen Eindruck auf mich gemacht, ich hätte mich um Arbeit bemüht, denn das war ja mein Vorsatz gewesen, wäre lange in Wien geblieben, vielleicht ganz und gar, und hätte wahrscheinlich das Morgenland nicht gesehen.

Meine einzige Beschäftigung in Wien war auf den Straßen und Plätzen, in den schattigen Alleen und Gärten der Vorstädte umher zu schlendern. Ich konnte mich nicht satt sehen an den Herrlichkeiten, die mir die Kaiserstadt mit jedem Schritte bot. Bald stand ich vor einem Palaste mit unzähligen Fenstern still, bald vor einer Kirche, deren großartigen Baustyl, deren himmelanstrebenden Thurm ich mit kindlicher Freude bewunderte und anstaunte. Es war die Kirche des heiligen Stephan. Heilige Schauer ergriffen mich, als ich durch die

hohe, immer geöffnete Thüre in das ungeheuere, nur matt vom Angeslicht erhellte Innere trat: es war mir, als träte ich mitten hinein in die katholische Religion, und meine Seele fühlte sich unwillkürlich zur Andacht gestimmt. Als ich wieder aus derselben ging, zogen andere Gegenstände meine Aufmerksamkeit auf sich, und die rege Welt um mich her verscheuchte die fromme Stimmung wieder. Hier beschäftigte eine wogende Volksmenge, die jeden Augenblick eine andere, schönere Scene darbot, meine Neugierde, dort hing mein Auge an den prächtigen Equipagen der Reichen, die durch die Menge dahinfuhren, bald ergötzte es sich an den malerischen Trachten der Ungarn, Polen, Türken, die sich die Kaiserstadt zum Aufenthalt gewählt hatten, bald an dem reinlichen, netten, österreichischen Militär, das zur Parade nach dem Burgplatz eilte. Ich folgte der Menge, die dahin strömte, und gestehe, daß ich nie herrlichere Militärmusik als hier gehört habe. — Am meisten überraschte mich das öffentliche Leben der Einwohner, wie es sich in den Gärten der Vorstädte, vorzüglich im Prater entfaltete. Noch nie in meinem Leben sah ich so viele und so heitere Menschen zusammen, die sich hier an einander vorbeidrängten, dort in dichtgeschlossenen Reihen beisammen saßen, aßen und tranken, scherzten und lachten. Die gutmüthigen, immer lächelnden Gesichter schwammen in Wonne, kein Kummer, keine Sorge war in ihnen zu lesen. Die harmlose Fröhlichkeit der Wiener ist zum Sprichworte geworden, die Befriedigung materieller Lebensgenüsse ist ihre einzige, größte Sorge, der Genuß ihr Gott, dem sie täglich die reichlichsten Opfer bringen. Ich genoß, was mir während meines kurzen Aufenthalts die Kaiserstadt an unschuldigen Genüssen bot, und als der Tag der Abreise herankam, war ich nahe daran zu bereuen, daß ich in meinem ersten Aerger mit dem Gelübde so voreilig gewesen war, keine Arbeit in Wien nehmen zu wollen. Doch nahm ich den schönsten Eindruck der Hauptstadt Oesterreichs in meiner Seele

mit mir fort, und ihre Merkwürdigkeiten werden in meinem Gedächtnisse fortleben.

Nachträglich muß ich noch bemerken, daß ich daselbst in meinem Leben die erste Menagerie sah, die einen Elephanten und andere verschiedene Thiere enthielt, darunter eine Kuh mit sechs Füßen, von welchen zwei auf dem Rücken, nahe über dem Vorderblatt zusammengewachsen waren.

Am 1. Juli bestieg ich das Schiff, das sogleich unter Segel ging. Die Gesellschaft auf demselben war sehr gemischt, und die Unterhaltung artete meist in Zank und Streit über die Religion aus. Ich nahm keinen Theil daran, eben so wenig als der Capitän, der mich oft, wenn die Streitenden sich in die Haare zu fahren drohten, fragte: „Was sagen Sie dazu, Wagner?“ „Ein Verständiger,“ antwortete ich, „wird den andern gar nicht fragen, welcher Religion er sei, noch weniger ihn eines Bessern belehren wollen, am allerwenigsten aber mit Schimpfreden und Schlägen. Bleibe ein jeder bei seinem Glauben!“

„Sie haben Recht,“ entgegnete er mir, „ich z. B. bin katholisch, Sie lutherisch, aber wir werden deswegen nicht in Wortwechsel gerathen, weil wir überhaupt nicht davon reden.“

Am 2. Juli kamen wir in Pesth, der Hauptstadt Ungarns an, und ich stieg an das Land, um mein Wanderbuch visiren zu lassen. Die Stadt machte jedoch nicht den günstigen Eindruck auf mich, wie Wien, und das Leben ist hier weit theuerer, als dort, und lange nicht so harmlos und gemüthlich. Da das Schiff, welches mich bis hierher gebracht hatte, wegen zu geringer Befrachtung in Pesth liegen bleiben mußte, so war ich genöthigt, mir ein andres zu suchen, das nach Baja zu segeln im Begriff stand. Die Gesellschaft auf demselben bestand, außer mir und dem Capitän, nur noch in einem verwegenen Schneider, und die Fahrt war bei weitem nicht so angenehm, wie die

frühere. Eine Art Mücken, Gelse genannt, ließ mich des Nacht keine Stunde schlafen, ich mochte mich so gut verwahren, wie ich wollte. Ja, hätte ich mich in einen Sack einnähen lassen, sie würden doch den Weg zu meiner Haut gefunden haben. Während ich in Verzweiflung war über die Stiche dieser Quälgeister, schien die Haut des Schneiders dagegen unempfindlich zu sein, und wenn ich ihn zuweilen um Gotteswillen bat, er sollte mir nur eine Stunde lang die zudringlichen Gäste abwehren, sagte er gemächlich: „Mir thun sie gar nichts, ich kann schlafen.“ Am Tage war von diesen Thieren nichts zu sehen, dafür quälten mich die Fliegen, gegen deren Stiche ich mich jedoch durch Bedeckung schützen konnte. Nach drei Wochen, in denen ich des Nachts kaum eine Stunde schlafen konnte, und des Tages über die größte Langeweile empfand, da sich dem Auge nur nackte, unfruchtbare, meilenweite Sandebenen darboten, in denen oft kein Baum, viel weniger ein Dorf zu sehen war, langten wir in Baja, einem in einer sandigen, unfruchtbaren Gegend gelegenen Flecken an. Da kein Schiff vorhanden war, das mich nach Semlin hätte bringen können, bat mich ein Meister, Arbeit bei ihm zu nehmen, weil er mit Bestellungen so überhäuft sei, daß er sie nicht fördern könne. Durch vieles Bitten ließ ich mich bewegen, bei ihm einzutreten, mehr um eine Gelegenheit zur Weiterreise abzuwarten, als lange bei ihm zu bleiben. Seine Werkstätte, in welcher er schon mit drei Gesellen arbeitete, hatte nicht Raum genug für mich, und ich wurde in einem Schoppen untergebracht. Als ich das zur Arbeit nöthige Werkzeug forderte, sagte er, es sei in Oesterreich Gebrauch, daß die Gesellen dasselbe mitbrächten. Ich erklärte ihm, daß ich ein Ausländer sei, der sich sein Brod weiter zu verdienen getraue, und daß ich hier nicht in Oesterreich, sondern in Ungarn sei, wo ich, wenn ich Werkzeug hätte, nur eine Werkstätte brauchte, um selbst Meister zu sein, und als er mir dennoch kein Werkzeug gab, nahm ich mein noch

gepacktes Felleisen wieder auf den Rücken, dankte für seine Arbeit und ging meines Weges. Da sich auch in den nächsten Tagen noch kein Schiff fand, trat ich in Begleitung eines Schmiedegesellen die Reise nach Semlin zu Fuß an. Mein Reisegefährte war ein Ungar, der etwas Deutsch verstand und dabei ein sehr artiger junger Mann. Es war Erntezeit, und wir reisten durch die Felder, die eine solche Fülle von Getraide liefern, daß oft mehr auf den Aeckern liegen bleibt, als in andern Ländern darauf wächst. Diese Aecker sind oft 4 bis 5 Stunden von den Dörfern, zu denen sie gehören, entfernt, daher müssen die Einwohner dahin fahren. Das Getraide wird auch nicht, wie bei uns, in die Scheuer gebracht, sondern auf festgetretenen Stellen in der Nähe der Dörfer von Pferden und Ochsen ausgetreten, sodann gereinigt und in großen tiefen Gruben in der Erde aufbewahrt. Obgleich der Boden alle Bedürfnisse zum Leben im reichsten Maße hervorbringt, so sind die Bewohner der Dörfer doch meistentheils arge Räuber. Deshalb haben die Pferde in der Nähe der Dörfer starke Eisen, ähnlich denen der Sträflinge, an den Füßen, und oft sieht man ganze Heerden so geschlossen auf den Weiden. Dennoch vergeht kein Tag, daß man nicht hört, es sei Dem oder Jenem über Nacht ein Pferd gestohlen worden. In manchen Gegenden erhält man sogar gegen eine gewisse Abgabe einen Schein, zu Folge dessen man stehlen, aber sich ja nicht erwischen lassen darf, weil man sonst nach dem Gesetze bestraft wird. Daher ist das Eigenthum in diesen Gegenden keine Stunde vor Räuberhänden sicher.

Je tiefer man ins Land kommt, desto beschwerlicher wird die Reise, einmal, weil die Ortschaften so weit aus einander liegen, daß man von einer zur andern kaum in einem Tage gelangen kann, und sodann wegen des Mangels an Wasser, das in den Dörfern schlecht und fast gar nicht zu trinken, auf den Halden aber äußerst selten ist. Auf diesen Halden, ungeheuern Weideplätzen, weiden zahlreiche Och-

fenheerden. Die Hirten derselben haben einen Haufen großer Hunde um sich, die den Reisenden nachsetzen und sie mörderisch anfallen, so daß man oft genöthigt ist, eine Viertelstunde stehen zu bleiben, ehe solch eine Bestie zurück geht, oder von ihrem Herrn zurückgerufen wird. In den Dörfern setzt man sich gleicher Gefahr aus, von den Hunden zerrissen zu werden, und man thut wohl, den Stock an sich zu ziehen, um ihn nicht bemerken zu lassen, denn die Einwohner sind schon falsch, wenn sie einen Deutschen sehen, den sie sogleich an der Tracht erkennen, und im Stande, die Hunde anzuhetzen, wenn diese ihn nicht freiwillig anfallen. Ich machte diesem Spiele, das sich in jedem Dorfe wiederholte, dadurch ein Ende, daß ich eine Bleikugel durchbohrte, durch dieselbe eine Schnur zog, die ich ruhig in der Hand hielt, bis daß ich damit einem eins versetzen konnte, worauf ich ihn für immer los war. Ging ich allein durch ein Dorf, so verfolgten mich jedesmal alle Hunde, und nur wenn der Schmied bei mir war, riefen sie die Eigenthümer an sich, weil ihnen seine Tracht den Landsmann verkündete.

Eines Tages, als wir durch die große Hitze sehr müde und matt waren, erblickten wir auf einer Halde eine Viehtränke, in deren Nähe sich noch mehrere Brunnen befanden. Wir gingen darauf zu, schon erfreut, unsern brennenden Durst löschen zu können; aber wie erschraken wir, als die Brunnen so mit Kröten angefüllt waren, daß man das Wasser nicht sehen, und das Gefäß, welches über dem Brunnen an einem Schlagbaume befestigt war, nicht einmal durch ihre dichten Massen hindurch dringen konnte! Bei diesem Anblick verging mir aller Appetit zum trinken, ich hätte es nicht vermocht, und wenn ich noch drei Tage hätte schmachten müssen. Mein Reisegefährte ließ sich aber das Wasser ganz vortrefflich schmecken.

Bis auf den Tod ermattet kam ich in Semlin, der letzten ungarischen Stadt an. Sie liegt an der Donau, wo die Sau sich in die-

selbe ergießt, der türkischen Stadt und Festung Belgrad gerade gegenüber, das sich auf dem andern höhern Ufer der Donau erhebt. Sowohl mir, als auch meinem Reisegefährten gelang es, Arbeit zu bekommen, aber ich konnte die ungewöhnlich fette Kost und das schlechte Wasser nicht vertragen, und bekam gleich am ersten Tage das kalte Fieber, so daß ich nur einen Tag um den andern arbeiten konnte. Es war mein Wille, keine Stunde länger hier zu bleiben, da ich von allen Seiten hörte, daß täglich Deutsche begraben wurden, die den klimatischen Einflüssen und den ungewohnten Nahrungsmitteln unterlegen waren, doch hielten mich die Bitten meiner Meisterin, einer gutherzigen Frau, zurück, die sich alle Mühe gab, mich vom Fieber zu befreien und sogar mein Bett mit Vorhängen umhing, damit ich vor den Stichen der Gelsen ruhen und schlafen konnte. Dennoch besserte sich mein Zustand wenig, und als ich erfuhr, daß die Fremden wegen des ungesunden Wassers das Fieber selten wieder los würden, verließ ich nach vierzehn Tagen noch krank Semlin, um meine Weiterreise nach Siebenbürgen anzutreten.

Während der Ueberfahrt nach Pancsowa, am 2. August 1830, weidete ich mein Auge an Belgrad, dessen hohe, stolze Citadelle sich in den Fluthen malerisch wiederspiegelte. Die Straßen der Stadt reichen bis an das Ufer des Flusses herab, aber die Mauern um dieselbe, sowie die Vorstädte, liegen in Schutt und Trümmern, und letztere sind nur wenig bewohnt. Großes Vergnügen machte es mir, hier die ersten Türken mit ihren weiten Gewändern und langen Bärten in ihrem Vaterlande zu sehen, und mich überzeugen zu können, daß sie auch Menschen, oft bescheidener und artiger als wir, und keineswegs Tirannen sind, als welche sie so oft verschrieen werden.

In Pancsowa hielt ich mich nicht auf, sondern nahm meinen Weg über Hermannstadt nach Kronstadt, wurde aber unterwegs so vom Fieber ergriffen, daß ich meine schlotternden Glieder fast nicht mehr

fortzuschleppen vermochte. Mehrere Meilen vor Hermannstadt zeigte sich mir, was sonst nur selten der Fall ist, eine Gelegenheit zu fahren. Ein Bauer mit einem Faß Wein auf dem Wagen, fuhr, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich ist, im vollen Trabe heran. Ich rief ihm zu und bat ihn, mich gegen ein Trinkgeld mitzunehmen, doch er schüttelte mit dem Kopfe, murmelte einige mir unverständliche ungarische Worte und fuhr, obwohl er meinen leidenden Zustand erkannte, an mir vorbei. Durch das rasche Fahren hatte sich das Faß auf dem Wagen umgedreht, der Spund war losgesprungen, und schon die Hälfte des Weins herausgeflossen, ehe den Bauer ein Anderer, der ihm begegnete, auf den Schaden aufmerksam machte. Er drehte das Faß um, hielt so lange an, bis ich zu ihm kam, und nahm mich nun unentgeltlich auf den Wagen, weil er glaubte, daß er sich durch seine Unbarmherzigkeit an mir versündigt und der Himmel ihm den Verlust des Weines als Strafe auferlegt habe. Da wir bis zu Mittag desselben Tages keine der weit auseinander gelegenen Poststationen erreicht hatten, so wurden die Pferde abgespannt und auf eine Haide gelassen, um daselbst zu weiden. Ich lagerte mich in den Schatten des Weinfasses. Das Fieber hatte mich wieder so ergriffen, daß ich erst vor Frost klapperte, dann wieder vor Hitze zu verbrennen und vor Durst zu verschmachten wähnte. Auf der weiten Haide war kein Brunnen zu sehen, und ich mußte aushalten, da weder ich noch der Fuhrmann ein Instrument hatte, um das Faß zu öffnen. Für einen Trunk aus demselben hätte ich gern bezahlt, was er verlangt hätte! Ich litt unbeschreiblich viel, aber was erträgt die Jugend nicht! —

Am Abend desselben Tages langten wir in der ersehnten Herberge an. Der Bauer gab seinen Pferden ein Futter, und ich ging in die Wirthsstube, wo gerade — es war Sonntag — getanzt wurde. Der eigenthümliche Nationaltanz der Einwohner interessirte mich so, daß ich wohl länger als eine Stunde den lustigen, leichten Sprüngen der

Bursche und Mädchen zusah. Zu meinem Leidwesen fuhren wir vor Anbruch der Nacht wieder ab. Vor dem Orte ging der Weg bergauf; zwei ungarische Bauern fuhren mit einem leeren, mit Ochsen bespannten Wagen an uns vorbei, und nöthigten mich, auf demselben Platz zu nehmen, indem sie mir durch Zeichen mit den Fingern andeuteten, daß sie noch bis auf die zweite Poststation von hier fahren würden. Ich folgte ihrer Einladung, und nun ging es im raschesten Trabe bergauf, so daß wir von dem frühern Wagen bald nichts mehr sahen. Nach einiger Zeit holten wir einen andern Wagen ein, der den immer steiler werdenden Berg nur langsam hinauffuhr. Der Eigenthümer schlief neben einem Backtroge, in welchem sich etwa sechs Laib Brod befanden. Als wir in seine Nähe kamen, erwachte er. Der Eine, auf dessen Wagen ich saß, nöthigte ihn mit freundlichen Worten, nur fort zu schlafen, indem er seine Ochsen schon antreiben wolle. So schloß ich nämlich aus Mienen und Geberden meines Fuhrmanns. Jener schlief nun fort, und dieser stahl ihm alle Brode bis auf eins aus dem Backtroge. Als wir auf der Höhe des Berges ankamen, ließ er den Wagen mit dem Schläfer im Stich und fuhr im raschesten Trabe abwärts. Ich glaubte, sie wären aus einem Dorfe und trieben nur einen Scherz mit einander, und als sie von der Hauptstraße abfuhren und einen Rasenweg einschlugen, meinte ich immer noch, es geschehe, um den Ochsen das Traben zu erleichtern. Bald aber sah ich, daß dies nicht der Fall war; sie entfernten sich immer weiter von der Hauptstraße, und vor einem dichten Buchenwalde angekommen, theilten sie brüderlich ihren Raub, und der eine verlor sich mit seinem Antheil im Walde. Da sah ich mit einem Male, in welche Gesellschaft ich gerathen war, und es wurde mir in der That nicht wohl zu Muthe. Indessen entfernte sich mein Fuhrmann immer weiter von der Straße und war schon im Begriff in den großen Buchenwald einzubiegen, als ich erschrocken vom Wagen

sprang, aber ihm nichts weiter zurufen konnte, als das Wort: „Paß!“
Er nickte mit dem Kopfe, was wahrscheinlich so viel heißen sollte,
als wir seien auf dem richtigen Wege dahin, ich traute ihm aber nicht.
Wir geriethen in Streit, doch keiner verstand die Schimpfreden des
Andern. Er verlangte Geld, ich versprach es ihm zu zahlen, wenn
er mich nach der Station brächte, die er früher mir mit den Fingern
angedeutet habe. In dieser meiner mißlichen Lage wäre ich schon zu-
frieden gewesen, wenn er mich auf den rechten Weg zum nächsten
Dorfe gebracht hätte, aber er verstand mich nicht, und weit und breit
war Niemand zu sehen, der mir hätte helfen können. Es war um die
Zeit, wo sich Tag und Nacht scheiden. Wir beide wollten uns auch von
einander trennen, aber er wurde immer gröber, und rief nach seinem
Gefährten. Mir blieb nichts anders zu thun übrig, als rasch eine mei-
ner Pistolen, die ich mir in Wien als gute Wandergefährten angeschafft
hatte, zu ziehen und ihm damit Schweigen zu gebieten. Dies wirkte;
schweigend und ohne eine Belohnung zu nehmen, fuhr er von dannen;
ich blieb im Walde. Die Nacht brach immer dunkler herein, nirgends
war ein Licht zu sehen, nirgend das Bellen eines Hundes, oder sonst
ein Geräusch zu hören, das mir die Nähe eines Dorfes hätte anzei-
gen können, und die Furcht vor Bären und Wölfen, die heerdenweise
in den Wäldern Siebenbürgens anzutreffen sind, überkam mich bang
und bänger. Dennoch entschloß ich mich, im Walde zu übernachten,
und schlug unter einer Buche mein Lager auf. Das weiche Haide-
kraut war mein Pfühl, das Felleisen mein Kopfkissen; und so ent-
schlummerte ich, angestrahlt von dem sanften Lichte des Vollmonds
das durch die Zweige auf mich niederschien, zum ersten Male in mei-
nem Leben unter Gottes freiem Himmel, nachdem ich recht herzlich
an meine Lieben im fernen Vaterlande gedacht und leise einen Lieder-
vers als Abendsegen gesungen hatte:

„Bei Arbeit find ich Unterhalt
Genug in jeder Stadt;
Auf Reisen sitz' ich oft im Wald,
Und eß' am Brod mich satt,
Und singe Preis und Ehr' und Dank
Dem, der den Bissen gab,
Und geh dann weiter meinen Gang
An meinem Wanderstab.“

Es war ungefähr um Mitternacht, als ich von gellenden Menschenstimmen erweckt wurde, die mir bald von der einen, bald von der andern Seite näher kamen. Ich erhob mich schnell, ging den Tönen nach und gelangte nach kurzer Zeit wieder auf die Hauptstraße. Da ich nicht wußte, welche Richtung auf derselben ich einschlagen sollte, folgte ich ihr auf gut Glück und kam nach kaum einer halben Stunde zu Fuhrleuten, die Steinsalz geladen hatten und immer des Nachts fahren, weil die Hitze am Tage zu drückend ist. Da ich der Sprache nicht kundig war, konnte ich sie nicht fragen, ob ich auf dem rechten Wege nach Hermannstadt sei, doch wanderte ich rüstig weiter, bis die Morgenröthe am Himmel aufglühete und die ersten Sonnenstrahlen durch die Zweige der Bäume drangen. Nicht immer hat mir die Sonne des Glücks auf den Wegen meiner Wanderschaft geschienen; oft verbargen mir düstre Wolken die Himmelssterne, aber immer brach aus der dichtesten Finsterniß ein Strahl des Lichts und der Hoffnung. So auch heute. Das Fieber hatte sich wieder bei mir eingestellt, und ich war schon nahe daran, ermattet am Wege liegen bleiben zu müssen, als ein junger Herr in einer leichten Berline vorüberfuhr, der mich auf deutsch fragte: wer ich sei, wohin ich wolle und woher ich komme? Diese meinem Ohre wohlthuenden Fragen waren bald beantwortet. Da er sah, daß ich das Fieber hatte, bot er mir einen Platz in seinem Wagen an, und nie in meinem Leben war mir eine Einladung willkommener gewesen. Bald entspann sich

zwischen uns ein lebhaftes Gespräch, ich erzählte ihm meine Erlebnisse des gestrigen Tages, und ehe ich es noch vermuthete, hatten wir unser Ziel, die Hauptstadt des Sachsenlandes in Siebenbürgen, das schön gelegene Hermannstadt, erreicht. Sogleich bestellte er in dem Gasthofe, in welchem wir abgestiegen waren, ein mir dienliches Mittagsessen, und fügte demselben einen Schoppen Wein hinzu, „damit ich sehen solle, daß es nicht allein schlechte, sondern auch gute Menschen in Siebenbürgen gebe.“ Meine Abenteuer von gestern theilte er zwei Herren mit, welche am Tische saßen. Der Eine, ein Husar, bezeugte mir die lebhafteste, herzlichste Freude, als er hörte, daß ich aus Thüringen sei. Auf seinen Kriegszügen war er durch mein Vaterland gekommen, war in Eisenach einquartirt gewesen, und sprach von der berühmten Wartburg, die er besucht hatte, mit wahrer Begeisterung. Ueberhaupt konnte er die gute Behandlung nicht genug rühmen, die er in Eisenach und überhaupt in ganz Thüringen gefunden. Diese ungekünstelten Aeußerungen thaten meinem Herzen sehr wohl; es erfreut in der Fremde nichts mehr, als sein Vaterland rühmen hören. Die Artigkeit des Husaren gegen mich ging so weit, daß, als ich wieder zum Wanderstabe greifen wollte, er mich nöthigte, in den Wagen zu steigen, der vor der Thüre auf mich wartete und nach Kronstadt zurückging. Mit den herzlichsten Glückwünschen für mein ferneres Wohlsein von ihrer, und mit dem innigsten Danke von meiner Seite, trennte ich mich von diesen wohlwollenden Männern, und nach achtzehn Stunden kam ich am 23. August 1830, ohne daß mich die Fahrt auch nur einen Heller gekostet hatte, in Kronstadt an. Ich trat daselbst bei einem Meister in Arbeit, und hatte das Glück, mich in 14 Tagen gänzlich vom Fieber befreit zu sehen. Dennoch war meines Bleibens in Kronstadt nicht lange; ich hatte gehört, daß in Bukarest die Arbeit weit besser bezahlt würde, als hier, und nun war all mein Sinnen und Trachten auf die Hauptstadt der Wallachei gerichtet. In-

dessen konnte ich nicht so schnell, wie ich wünschte, dahin gelangen. Ich mußte zuvor um Erlaubniß nachsuchen, das türkische Gebiet betreten zu dürfen; und nicht einem Jeden wird diese gewährt, am wenigsten denen, welche noch militärpflichtig sind. Viele versuchen zwar heimlich über die Gränze zu kommen, allein sie setzen sich beständig der Gefahr aus, von den Gränzjägern, die auf dem Kamme des Gebirges nur so weit von einander entfernt sind, daß sie sich sehen und zurufen können, erschossen zu werden, wie oft der Fall ist, wenn sie beim Anrufen der Wachen nicht stehen bleiben. Doch gibt es Bauern, die, aller Wege und Stege kundig, einen Jeden für eine gute Bezahlung durch den Sanitätscordon einschwärzen, nur darf er dann, ohne Contumaz zu halten, auf diesem Wege nicht wieder zurück; Jeder, und sei er ein Fürst, muß sich ihr 8 bis 21 Tage unterwerfen. Die Umgehung derselben wird mit dem Tode bestraft. So erzählte mir ein Schlossergeselle, den ich später in Adrianopel traf, er sei durch die Donau geschwommen, um nicht Contumaz zu halten, auf dem Gränzamte angekommen, wo er sich der Contumaz gern unterworfen haben würde, habe er die Weisung erhalten: auf dem Wege, auf welchem er gekommen, auch wieder zurückzukehren; und so habe er wieder in die Wallachei zurückschwimmen müssen. Früher war ihm eine andre List besser gelungen. Er hatte keine Erlaubniß, die Türkei betreten zu dürfen, erhalten, und gesellte sich daher zu einem Gefährten, der einen Passirzettel (Teskereh) erhalten hatte. Auf diesem war sein Taufname von dem Zunamen getrennt, und als der Schlosser an der Gränze nach seinem Erlaubnißscheine gefragt wurde, antwortete er: sein Name stände mit auf dem Teskereh seines Gefährten; und mit dieser kecken Antwort kam er durch. Mir wurde es indessen nicht schwer, ich erhielt die Erlaubniß am 13. September 1830, und am folgenden Tage trat ich meine Reise nach der Wallachei an.

In der Wallachei.

Der große Wald. — Regen, Hunger und Kummer. — Großartige Waldnatur, und wüthendes Rindvieh darin. — Steigende Unannehmlichkeit des Weges. — Räubergesindel. — Eine schreckliche Nacht. — Hungersnoth und Vorspiegelung einer überreizten Phantasie. — Endlich gestilltes Bedürfniß. — Ende des großen Waldes und zwiefach gefährliches Nachtquartier. — Eine Bekanntschaft auf der Straße. — Bukarest. — Gute Tage nach überstandener Noth. — Lüderlichkeit in Bukarest. — Rache eines beleidigten Eheweibes. — Wuth der Pest. — Schauderhafte Unreinlichkeit der Straßen. — Unerträglicher Gestank. — Wasserträger. — Strafe der betrügerischen Bäcker. — Bastonade. — Spießruthen.

Auf dem nächsten Contumazamte verweilte ich einige Tage, in der Hoffnung, eine Gelegenheit zu fahren zu erhalten. Allein mein Warten war vergebens, die Witterung wurde schlechter, und es regnete unaufhörlich, so daß es keinem Fuhrwerke möglich gewesen wäre, den Weg über die Berge zu passiren. So mußte ich denn, wohl oder übel, mich zur Fußreise entschließen, und wanderte nach einem Aufenthalte von zwei Tagen nach der Wallachei zu. Obgleich mir in

dem Wirthshause bei der Contumaz von den Wächtern gesagt wurde, daß ich mich hinreichend mit Proviant, mindestens mit etlichen Laiben Brod versehen müsse, weil in dem fünf bis sechs Tagereisen langen Walde kein Wirthshaus, sondern hie und da nur eine Schäferhütte anzutreffen sei, in welcher man keinen Bissen Brod, und wollte man ihn noch so theuer bezahlen, bekommen könnte, so glaubte ich doch, sie trieben Scherz mit mir, und hielt es für unmöglich, daß man in einem europäischen Lande sechs Tage reisen könnte, ohne ein Haus zu finden, worin dem Wanderer wenigstens Brod geboten wird; und so hatte ich denn nur für einen Tag Lebensmittel gekauft, weil ich ohnedies an meinem Bündel schwer zu tragen hatte.

Als ich die Höhe des Gebirges überstiegen hatte, gelangte ich zu dem Hause der Gränzjäger, und erkundigte mich bei denselben nach der Straße nach Bukarest; allein sie verstanden mich nicht, und zeigten immer nur mit der Hand gerade aus. Ich folgte der Richtung mit einem sehr unbehaglichen Gefühle, erzeugt von der Ungewißheit, ob ich auf dem rechten Wege sei, von einem endlos vor meinen Blicken sich ausdehnenden unwirthlichen Walde und vom beginnenden und den ganzen Tag anhaltenden Regen bis zum höchsten Unmuthe gesteigert. In solchem geistigen Zustande und bis auf die Haut durchnäßt langte ich Abends vor einer Schäferhütte im Walde an. Neugierig sahen die Bewohner derselben aus den Fenstern, und als ich sie fragte, ob ich hier schlafen könnte, lachten sie über meine Anrede, von der sie kein Wort verstanden. Erst als ich den Kopf auf die Seite bog, die eine Hand daran hielt und die Augen zudrückte, nickten sie mir zu und öffneten das armselige Haus. Zu meiner Betrübniß wurde ich hier inne, wie thöricht ich gewesen war, den guten Rath der Gränzwächter im Contumazhause für Scherz zu halten; doch gewährte mir für den Augenblick schon einigen Trost, daß ich mich der nassen Kleider entledigen und sie trocknen konnte. Abends

spät kam noch ein Mann hinzu, welcher etwas Deutsch verstand und mir die Zahlen bis hundert nebst einigen Worten, als: Essen, Trinken, Schlafen u. dergl. wallachisch auf einen Zettel schrieb, den ich später in die Hand nahm, wenn ich etwas forderte. Allein er half mir nichts, denn es war ja für Geld und gute Worte platterdings nichts zu bekommen. Das einzige Nahrungsmittel dieser Waldhirten ist die Mamalike, die sie nicht eher zubereiten, als bis sie dieselbe essen wollen, da sie durchaus nur warm einigermaßen genießbar ist. In einen Kessel mit kochendem Wasser wird gelbes Maismehl gerühet und dieses so lange eingekocht, bis es so derb wird wie Kuchenteig. Dann wird der Inhalt, der die Form des Kessels behält, auf einen Tisch geschüttet, mit Zwirnsfaden in Scheiben geschnitten und warm gegessen; kalt ist der Geschmack dieser täglichen Speise so abscheulich, daß man gewiß nur durch den wüthendsten Hunger zum Genusse derselben getrieben werden kann.

Am andern Morgen erhob ich mich bei Zeiten von der Pritsche, auf der mich keine Feder gestochen hatte, und ging weiter. Der Himmel war noch immer trübe und mit Regenwolken bedeckt, und ich trat in ein enges, düstres Thal, das zu beiden Seiten von himmelhohen, seltsam und ungeheuerlich gestalteten Felsen und Bergen eingeschlossen wurde, auf deren Gipfeln der Schnee vom vorigen Jahre noch nicht geschmolzen war. Noch nie hatte ich die Natur so großartig gesehen, und, obgleich nicht heiter gestimmt, stand ich doch still, in Bewunderung des erhabenen Anblicks versunken. Da, ganz überwältigt von meiner Umgebung, vernehme ich plötzlich ganz in meiner Nähe das Brüllen einer Heerde, und wie ich mich danach umsehe, erblicke ich wohl acht Stiere, die wüthend auf mich losstürzen. Einen Hirten erspähete mein erschrockenes Auge nicht, dem ich hätte zurufen können, daher flüchtete ich Hals über Kopf in den dichten Wald und die steile Berghöhe hinan und eilte in wilder Hast, bis ich das dro-

hende Hornvieh aus den Augen verloren hatte. Dann kletterte ich mühsam am Abhange des Berges weiter und stieg endlich wieder auf die Straße hinab, als ich die Thiere weit genug im Rücken hatte. Durch diese große Anstrengung war mein Hunger rege geworden, allein meine Lebensmittel waren rein aufgezehrt, kein Dorf, kein Haus war in der Nähe zu sehen, und keine menschliche Seele begegnete mir, die ich um Auskunft hätte fragen können. Zu meinem nicht geringen Schrecken bemerkte ich, daß sich der Weg, auf dem ich wanderte, in einem Fluß verlor, über welchen, so weit ich umherblicken konnte, keine Brücke führte. Um die Straße nicht zu verlieren, entschloß ich mich, hindurch zu waten. Aber ich sank bis unter die Arme ins Wasser, mußte mit aller Kraft gegen den Strom kämpfen, um nicht mit fortgerissen zu werden, und kam ermattet am gegenseitigen Ufer an, wo ich lange suchen mußte, ehe ich den Weg wiederfand. Und so mußte ich des Tages noch öfter, mehrmals ganze Viertelstunden lang, im Wasser gehen, wenn der Fluß über seine Ufer in den Weg getreten war. Wiewohl ich dabei nicht verschmachtete und durch fleißiges Trinken mir den Hunger auf Augenblicke stillte, so überkam mich doch zuweilen eine furchtbare Angst, wenn ich daran dachte, wie leicht ich in dieser trostlosen Waldeseinöde Hungers sterben könnte. Zu beiden Seiten erblickte ich nichts, als die hohen, steilen, mit undurchdringlichen Wäldern umgebenen Berge, an deren Fuße mir oft sechs bis acht, wenigstens 30 Fuß im Umfang haltende, kreuzweise über einander liegende Buchen den Weg versperrten; die Gipfel der Berge waren theils abgebrannt, theils brannten noch einige, als ich näher kam, und verbreiteten Dampf und Hitze um mich her, mir ein eben so fremder als Grausen erregender Anblick. Durch und durch erschüttert, vom wachsenden Hunger gequält, von dem über alle Beschreibung beschwerlichen Wege aufs Aeußerste ermattet und stets mit Gedanken an meine verzweifelte Lage beschäftigt, wanderte ich langsam fort, aber wie soll

ich das Entzücken schildern, das mich plötzlich durchzuckte, als ich, um einen Berg biegend, in einiger Entfernung ein Haus erblickte! Voll schönster Hoffnung, endlich meinen Hunger stillen zu können, schritt ich hastig darauf zu. Mit wüthendem Gebell empfing mich ein Rudel Hunde und ließ mich nicht eher von der Stelle, bis sie von den Herren angerufen wurden, die so eben fünf Mann stark aus dem Hause kamen. Es waren rüstige, wilde Gestalten, bei deren Anblick mir der Muth entfiel. Sie trugen weiße, schmutzige Kittel, um die Hüften von einem Gürtel zusammengehalten, der dicht mit Knöpfen von den verschiedensten Arten besetzt war. Ueber die Achseln hingen lederne Hirtentaschen. Die Füße waren mit einer Art Sandalen bekleidet und diese unter dem Knie mit Bändern befestigt; auf dem Kopfe trugen sie einen runden schwarzen Hut mit breiten Krempen, unter welchen rabenschwarzes Haar bis auf die Achseln herabfiel. Jeder von ihnen führte einen langen, mit einem faustdicken Knopfe versehenen Stock, und der zuletzt Heraustretende war überdies noch mit einem Gewehre bewaffnet. Sie umringten mich und zeigten auf die blanken Knöpfe an meiner Weste; einige verlangten Geld. Ich bat sie um Brod (**Poëne**). „**Poëne nögeste**“ — wir haben keins, antworteten sie, und deuteten mir durch Zeichen mit den Fingern an, ich möchte die Knöpfe von meiner Weste abschneiden. Ich glaubte, sie wollten Scherz mit mir treiben, und machte Miene, mich zu entfernen. Da drohte mir einer mit dem Stocke, und als ich einen zweiten Versuch ihnen zu entkommen wagte, erhoben alle ihre Stöcke gegen mich. Ich dachte, es komme wie es will; du bist einmal nahe daran zu verhungern, es gilt also Leben oder Tod. Also versprach ich ihnen Geld — **Parre** oder **Paralle** — und griff in meine Hosentaschen, sie hielten die Hände auf, die Baarschaft in Empfang zu nehmen. Aber wie erschraken sie, als ich ihnen plötzlich meine Pistolen, die ich unbemerkt in den Taschen aufgezogen hatte, unter die Nase hielt! Beim Anblick derselben

flohen sie mit lautem Geschrei waldeinwärts, und selbst der Bewaffnete machte von seinem Gewehre keinen Gebrauch, weil — das Schloß daran fehlte. Mein Hunger war nun für den ganzen Tag gestillt, und ich setzte meinen Weg weiter fort. Im Walde überraschte mich die Nacht, und wie früher mußte ich mein Lager auf dem schwellenden Moose unter einem Baume aufschlagen. Aber es wurde sehr kühl, und meine Zähne klapperten. Da nun auch der Hunger mich wieder wüthend anfiel, wie ein gewappneter Mann, dem ich keine Vertheidigung entgegen setzen konnte, so ist es nicht zu verwundern, wenn ich in der ganzen Nacht kein Auge schloß. Wie nun meine körperlichen Empfindungen, so waren die Gedanken meiner Seele sehr peinlicher Art. In einem fremden, unwirthlichen Lande, in einem ungeheuern, unwegsamen Walde, in einer dunkeln kalten Nacht auf dem feuchten Moose liegend, leicht gekleidet, von einem fieberhaften Frost durch und durch geschüttelt, vom schrecklichsten Hunger gemartert, von mörderischen Räubern und wilden Thieren bedroht, und ohne Aussicht und Hoffnung im Laufe des folgenden Tages ein Ziel dieser Leiden zu finden: wahrlich in solchen Umständen kann sich das Gemüth nicht zu heitern Betrachtungen erheben und die Phantasie mit rosenfarbnen Bildern beschäftigen! Mit Tagesanbruch erhob ich mich und schleppte mich mühsam weiter. Nach einigen Stunden sah ich eine Köhlerhütte abwärts von der Straße in einem Thale liegen. Die Freude verdrängte augenblicklich meine Abspannung. Ich eilte darauf zu, und „Brod!“ war mein einziges bittendes Wort. — „Wir haben keins“ erhielt ich zur Antwort, und zum Beweis, daß die Leute die Wahrheit gesagt, schlugen sie ein Kreuz. Sie gaben mir ein Stück Mamalike, welches leider kalt und daher kaum zu genießen war. Ich wollte es ihnen bezahlen; sie versetzten: „Gott bezahlt's!“ Doch gab ich ihnen mehr als sie verlangt haben würden und ging wieder, von ihrem herzlichen „bone drum!“ — glückliche Reise! — begleitet, nach

der Straße zurück. Jetzt versuchte ich die Mamalige zu verspeisen, allein es war selbst meinem Hunger unmöglich, sie zu verarbeiten; doch steckte ich die Gabe ein. Merkwürdiger Weise hatte sich die Gewalt des Hungers an der Kraft meines Willens noch einmal gebrochen, und ich konnte, bei weitem nicht mehr so gepeinigt, wieder rüstiger vorwärts schreiten. Die Straße führte rechts vom Flusse wieder in den dichten Wald, in welchem ich, etwa gegen 10 Uhr, zwei Reitern begegnete. „Haben Sie Brod, meine Herren?“ rief ich halb deutsch, halb wallachisch. Der Eine antwortete mir deutsch, obwohl er kein Deutscher war: „Vorn rechts auf dem Berge steht ein großes Haus, das viel Brod hat;“ und beide ritten weiter. Und so war ich wieder getäuscht und mußte mein schweres Felleisen und meinen leichten Magen weiter schleppen. Singen und pfeifen verging mir freilich, aber der Reiter hatte mir doch Hoffnung gemacht, daß ich bald das unabweisbare Bedürfniß befriedigen werde, und so schnellte mich die Jugendkraft noch einmal empor. Nach ungefähr einer Stunde zog sich die Straße wieder rechts, und von einem kahlen Berge herab grüßte ein großes Haus nebst einer Kirche freundlich zu mir nieder. Ach, welch ein tröstlicher, gesegneter Anblick für mich armen Leidensbruder! Ich faltete die Hände; es flirrte mir vor den Augen; es krampfte mir die Brust zusammen, und ich konnte kaum die Füße fortbringen. Ich ging von der Straße rechts ab auf den leuchtenden Gottestempel, auf das stattliche gastliche Dach zu und trat durch ein Gitterthor in einen Vorhof. Sogleich empfing mich ein halb Dutzend Hunde mit lautem Gebell. Ein Mann in einem schwarzen Gewande, das ein Strick über den Hüften zusammenhielt, und mit einem großen Barte, trat durch eine Thüre und führte mich in das Innere des Hauses. Ich folgte ihm mit Zittern und Zagen. Jedenfalls hatten die große Anstrengung, die Abspannung und gesteigerte Aufregung meine Nerven so angegriffen, daß ich, am Ziele angelangt, an Leib und

Seele gänzlich erschöpft war, und meine krankhafte überreizte Phantasie mir Schrecknisse und Gefahren vorgaukelte und in dem bärtigen, schwarzgekleideten Manne mich einen Räuber, in dem schönen Hause eine Mördergrube erkennen ließ. Ich kam in ein Zimmer, wo mehrere Männer mit gleichen Gewändern und Bärten saßen und mich freundlich grüßten. Einer von ihnen brachte ein Gefäß mit Linsen, welche gelesen und dann gekocht werden sollten. Sie nöthigten mich mein Bündel abzulegen und Platz zu nehmen, aber meine fieberische Angst ließ es nicht zu, und ich dachte, wenn ich nur schon wieder fort wäre. Als sich die Schwarzröcke Einer nach dem Andern entfernten und nur der allein noch da blieb, welcher die Linsen zu lesen hatte; nahm ich rasch die Thüre in die Hand, sagte ihm ein kurzes Lebewohl und sprang hinaus, froh, daß ich durch die vielen Thüren den Ausgang nach dem Vorhofe wiederfand. Mit lautem Gekläff setzten mir die Hunde, mit lauter Stimme riefen mir die Bewohner des Hauses nach, ich hörte und sah nicht, und rannte in meinem Delirium wie ein Wahnsinniger den Berg hinab, bis ich unweit desselben ein Haus erblickte, auf welches ich zueilte. Mit mehreren Reisenden, die eben von Bukarest zurückkamen, trat ich in dasselbe ein. Kaum hatte ich mich niedergesetzt, als ich einen der Schwarzröcke vor dem Fenster erblickte, der gleich darauf ins Zimmer trat. Er setzte sich zu den eben Angekommenen und fing mit ihnen ein Gespräch an, das beständig von ihrem Gelächter unterbrochen wurde. Einer derselben verdolmetschte mir, daß er ihnen so eben meine Angst und meine Flucht aus dem Kloster erzählt habe. Von ihm erfuhr ich, daß die Bewohner desselben griechische Mönche seien, redliche Menschen, die jedem Wanderer Nahrung und Herberge in ihrem Kloster gäben. Ich bedauerte, die guten Leute für Räuber gehalten zu haben, und die Strafe für meine Furcht folgte mir auf dem Fuße nach. Denn anstatt des Linsengerichts, an dem ich mich oben bei ihnen hätte laben können, wurde

hier unten so eben ein heißer Mamalike auf den Tisch gestürzt, der, als er sich etwas verkühlt, in Schafmilch eingebrockt und auf diese Art leidlich schmackhaft verzehrt wurde. Nachdem ich meinen ausgehungerten Magen damit gesättigt hatte, verließ ich das Haus, und wanderte weiter. Der Himmel hatte sich aufgeheitert, der Tag war sonnig und schön, und mein einsamer Waldweg hatte ein weit freundlicheres Ansehen, als früher. Als es Abend wurde, schlug ich mein Quartier wieder im Walde auf, einmal, weil man da vor Räubern weit sicherer ist, und sodann, weil man von Ungeziefer befreit bleibt. Ich hatte desselben in der Hütte, in welcher ich die erste Nacht geschlafen, so viel aufgelesen, daß ich Hemd und Unterhose ausziehen und wegwerfen mußte, um mit einem Male davon befreit zu werden. Die Nacht war mehr geeignet, wie die vorige, daß ein Wanderer unter dem Dache eines Baumes zubringe, und ich trug mir dürres Holz zusammen, nach welchem ich nicht weit zu gehen brauchte. Dann zündete ich seitwärts von der Straße ein großes Feuer an, das wohl zehn Schritte im Durchmesser hatte, theils um die Nacht hindurch nicht zu frieren, theils um die Wölfe von diesem Platze abzuhalten, und schlief bei seiner behaglichen Wärme ein. Munter und gestärkt erwachte ich am andern Morgen und röstete auf den noch übrigen Kohlen das Stück Mamalike, das ich aus der Köhlerhütte noch in der Tasche trug, und bereitete mir es so zu einem leidlichen Frühstück. Dann setzte ich meinen Weg den Wald entlang fort. Am 20. September gegen 2 Uhr Nachmittags kam ich im Thale vor ein einzelnes schönes Haus, welches mit mehreren Lanzen behangen war und vor welchem ein Kosak auf und abging. Ich trat auf ihn zu, sprach ihn um ein Stück Brod an, und hatte die Freude, solches im Augenblick nebst einem Tuch voll Aepfel und Birnen zu erhalten. Ich wollte ihm Geld geben, aber er schlug es aus, klopfte mich lächelnd auf die Achsel und freute sich über meinen gesunden Appetit. Dabei zeigte

er unaufhörlich auf den Weg, den ich eben gekommen, und schüttelte mit dem Kopfe, als wolle er sagen, es sei ihm unglaublich, daß ich denselben ohne Gefahr zurückgelegt habe. Als der Hunger gestillt war, verließ ich den Wachtposten dankend und von seinem Glückwunsche begleitet. Unweit des Hauses theilte sich der Weg in zwei, einer führte durch das Wasser, der andere an einem Berge hin nach einem Dorfe zu, das von der Höhe desselben herabschauete; ich wählte den letztern, und als ich das Dorf erreicht, sah ich ein zweites auf einer andern Anhöhe liegen. In diesem beschloß ich zu übernachten und wanderte immer diesseits desselben am Abhange des Berges fort, bis ich dem Dorfe gerade gegenüber stand. Aber eine tiefe Schlucht, vom reißenden Waldstrome durchbraust, trennte mich von ihm, und um hinüber zu gelangen, mußte ich abermals durch das Wasser baden; eine höchst gefährliche Passage! Obwohl ich immer mit dem Stocke umhersuchte, war ich doch oft nahe daran, zu ertrinken, da mir die Fluth bis unter die Arme ging und mich fortzureißen drohte. Doch gelangte ich glücklich ans Ufer. In dem erreichten Dorfe nun fand ich das erste ordentliche Obdach, unter dem ich ruhig schlafen konnte, und auch Brod und andere Eßwaaren in Menge. Man kann sich leicht denken, daß ich mir ein Gütliches that! Aber nur wer ähnliche Strapazen gehabt hat, wird sich von dem Vergnügen, womit ich tafelte und ruhete, eine wahre Vorstellung machen können.

Am 21. September Nachmittags erreichte ich das Ende des Waldes, und als ich aus demselben heraustrat, grüßte ich mit innerlichem Jubel das freie angebaute Land, das ich mit heitern Blicken überflog. Aus einem Haine von Wallnußbäumen ragte, etwa eine Stunde von mir entfernt, der Kirchthurm eines Dorfes hervor, auf welches ich rüstig zuschritt. Daselbst angekommen, fragte ich nach dem Wirthshause, das sich gleich rechts am Eingange befand. An der Thüre desselben hing ein abgeschlachteter Hammel zum Verkauf.

Gleich bei meinem Eintritte bestellte ich mir für 20 Paras — etwa 1 Silbergroschen — Fleisch von demselben, das mir auch bald, in Zwiebeln gedämpft, vorgesetzt wurde. Ungefordert fügte die Wirthin, ein junges, schönes Weib, auch noch Wein hinzu. Ich ließ mir die Mahlzeit vortrefflich schmecken, und fing an in dem gastfreien Hause mich recht behaglich zu fühlen. Ich fragte die freundliche, hübsche Frau nach ihrem Manne, sie antwortete: „**La Bukarest Kusak!**" — er sei Soldat und gegenwärtig in Bukarest, und zeigte mir zur mehreren Beglaubigung ihrer Aussage dessen Tschako und Säbel. Als es Abend wurde, deckte die Magd einen Tisch für drei Personen, setzte ein Licht und eine Flasche Wein darauf und trug Klöße und abgekochte Pflaumen, gebratenes und gekochtes Fleisch auf. Die Wirthin nöthigte mich, den dritten Platz einzunehmen, und ich ließ mich dazu bewegen, obgleich ich kaum eine Stunde zuvor mich satt gegessen hatte. Sie setzte sich dicht an meine Seite, schäkerte mit mir und trank mir dabei so stark zu, als wenn sie die Absicht habe, mich betrunken machen zu wollen. Während dessen gesellte sich ein Bewohner des Dorfes zu uns, der an der Seite der Magd Platz nahm, fleißig mit zechte und zu verstehen gab, daß ich und die Wirthin ein schönes Paar wären. So reizend die Frau war, so sagten mir doch ihre etwas freien Manieren wenig zu; ich war ein unverdorbener Junge, überdies müde und schläfrig, und ich bestellte daher, um nicht länger in ihrer Gesellschaft zubringen zu müssen, mein Nachtlager. Sogleich wurde mir dasselbe an der Seite nach der Straße zu, hinter der Tafel zubereitet, und nicht weit davon schlug die Wirthin das ihrige auf. Ohne meine Kleider abzulegen, streckte ich mich nieder, nachdem ich mein Felleisen und meine Pistolen, so daß es die Anwesenden bemerken mußten, unter das Kopfkissen gelegt hatte. Die Wirthin setzte sich auf ihr Bett, unterhielt sich noch mit dem zuletzt Angekommenen, der bedeutungsvoll mit Händen und Blicken auf uns Beide

wies und sich dann mit der Magd aus der Stube entfernte. Gleich darauf vernahm ich ein Geräusch an der Thüre, als wenn sie dieselbe verriegelten, denn Schlösser, wie an den Thüren auf unsern Dörfern kennt man daselbst nicht. Sogleich nahm ich das Licht und die Pistolen in die Hand und ging nach der Thüre zu, fand sie jedoch offen. Jetzt verriegelte ich sie von inwendig, legte sodann die Pistolen wieder an ihren Ort und kündigte der Wirthin an, in keinem Falle das Licht, das ich ihr bezahlen werde, auszulöschen, und legte mich wieder nieder. Ich war fest entschlossen, mich wach zu erhalten, und doch überraschte mich auf dem weichen Polster der süße Schlaf, den ich auf meinen Lagern im Walde so lange entbehrt hatte. Indessen erwachte ich bald wieder, aber das Licht war ausgelöscht. Ich schwieg und that als ob ich schliefe, konnte jedoch kein Auge wieder schließen, auch wenn ich gewollt hätte, denn eine böse Ahnung beschlich mich und trieb mir einen Angstschweiß aus. Es mochte ungefähr 12 Uhr sein, als Jemand vor das Fenster geritten kam und die Wirthin beim Namen rief. Ich wollte hinausschauen, konnte aber nicht, weil die Fenster mit Papier verklebt waren. Die Wirthin sprang schnell vom Bette, zündete ein Licht an und ging hinaus, die Thüre zu öffnen. Ich hörte das Pferd durch die Hausflur an der Stubenthüre vorbei nach dem Stalle gehen, und vernahm das heimliche Flüstern der Wirthin mit dem eben Eingekehrten. Da sie nicht sogleich zurückkam, erhob ich mich und setzte mich für jeden Fall in Bereitschaft. Endlich kam die Frau allein ins Zimmer zurück, und so wie sie eingetreten, langte ich nach dem Lichte, welches sie jedoch schnell, ehe ich es fassen konnte, ausblies. Nun war es wieder stockfinstre Nacht im Zimmer und kein Laut darin rege. Ich horchte ängstlich und vernahm bald von dieser, bald von jener Seite her Hundegebell, das immer lauter wurde, je näher es dem Hause kam. Dazwischen Pferdegetrab, Menschenschritte, einzelne Stimmlaute, Flüstern.

Das Alles war sehr unheimlich und beängstigend. Das Herz klopfte mir wie ein Hammer in der Brust, mein Haar begann sich zu sträuben, denn ich sah nun deutlich ein, daß ich es mit Mehreren zu thun bekommen würde. Rasch warf ich mein Felleisen auf den Rücken, nahm meinen Stock unter den Arm eine Pistole in jede Hand und ging nach der Thüre zu. Die Wirthin merkte meine Absicht zu entfliehen nicht und sah mir nicht nach; sie glaubte wahrscheinlich, ich wolle wie früher die Thüre verriegeln, was mir ihrer Meinung nach nichts helfen würde, und ließ mich ungestört fortgehen. Etwa sechzig Schritte gerade über vom Wirthshause lag ein Gottesacker. Dorthin flüchtete ich im ungewissen Sternenschimmer und ließ mich auf einem eingesunkenen Grabe nieder, von welchem aus ich den Eingang des Wirthshauses ziemlich deutlich sehen konnte. Es dauerte nicht lange, so traten sieben bis acht Gestalten in dasselbe, die jedoch gleich wieder herauskamen, als sie mich drinnen nicht mehr gefunden hatten, und vor der Thüre eine Zeit lang sich berathschlagten. Beinahe hätten mich ihre herumstöbernden Hunde verrathen, die ganz in meiner Nähe zu bellen anfingen, jedoch von ihren Herren wieder besänftigt wurden. Darüber waren aber die Hunde des untern Dorfes rege geworden, und ihr Gebell leitete die Räuber irre. Sie eilten nämlich theils zu Pferde, theils zu Fuß nach dem Dorfe zu, jedenfalls in der Meinung, daß ich durch dasselbe auf der Straße nach Bukarest zu entflohen sei und von den Hunden verfolgt werde. Langsam schlich ich nun nach der hintern Seite des Gottesackers, und es gelang mir über die Mauer zu kommen. Der Weg ging bergein, und am Abhange standen einige elende Häuser. Als ich in ihre Nähe kam, stürzten auch hier Hunde bellend auf mich los, und ich floh schnell wieder dahin zurück, woher ich gekommen, um durch sie nicht verrathen zu werden. Unterdessen war es ganz finster geworden, und ich stürzte, als ich von der Gottesackermauer wieder herabsprang, in ein tiefes

Loch, das sich dicht an derselben befand. Da ich keinen Schaden genommen, so blieb ich darinnen kauern. Unweit von mir bellten die Hunde in einem fort, und die Räuber, dadurch aufmerksam gemacht, kehrten aus dem Dorfe zurück und gingen über den Gottesacker hinweg dem Bellen nach. Ich hielt den Athem an mich, als ich sie am Rande des Loches, das ihnen bekannt schien, vorbeigehen hörte, aber das Herz im Leibe drohte mir vor Angst zu zerspringen. Bei den Häusern außerhalb des Gottesackers, in welchen einem noch Licht war, hielten sie an, richteten ihre Fragen an die Bewohner desselben, und gingen wieder in ihre Wohnungen zurück, als sie von ihnen nichts erfahren konnten. Das ganze Dorf schien mir der Sitz einer Räuberbande zu sein. Ich brachte die Nacht in dem Loche zu, froh, auf diese Weise den Händen der Räuber entkommen zu sein. Mit dem anbrechenden Morgen hörte ich ein Geschirr durch das Dorf fahren, und rasch aus meinem Versteck springend, eilte ich, nachdem ich mir zuvor meine Lagerstätte noch einmal besehen, hinter den Gärten hinweg nach der Straße zu, wo ich mit einem Fuhrmanne zusammentraf. Am Ende der Gärten stand ein Mann, wahrscheinlich einer der nächtlichen Räuber, der sehen wollte, von wo ich herkomme. Unser Weg führte durch eine weite, wenig angebaute, sondern so weit mein Auge sehen konnte, nur mit Dornen und Disteln bewachsene Ebene, die die herrlichsten Früchte tragen könnte, wenn die wallachischen Bauern sich die Mühe nähmen, sie zu bebauen; allein sie ziehen nur so viel Getraide, als sie zur höchsten Nothdurft gebrauchen. Ihr größter Reichthum sind ihre Heerden. Aber auch diesen Nahrungszweig betreiben sie faul. Sie rauben und stehlen lieber, als daß sie arbeiten.

Am 22. September Nachmittags kam ich in ein kleines Städtchen, dessen Bewohner wohl noch nie einen Reisenden meiner Art gesehen haben mochten, denn sie schauten mich an wie ein Wunderthier

und verfolgten mich haufenweise bis zum Orte hinaus. Vor demselben bekam ich Gelegenheit, mit einem Bojaren (Edelmann) einige Poststationen weit bis nach seinem Gute zu fahren, das an der Straße nach Bukarest lag. Unterwegs holten wir einen siebenbürgischen Kaufmann ein, der einen neuen Wiener Wagen nach Bukarest bringen wollte, woselbst sie damals in Menge abgesetzt wurden.

„Wohin gedenken Sie zu reisen?“ fragte mich der Kaufmann. — „Nach Bukarest.“ — „Und haben sich nicht gefürchtet allein durch den großen Wald zu reisen? Ist Ihnen nichts zugestoßen?“ — „Nichts was von großer Bedeutung für mich gewesen wäre,“ antwortete ich. — „Da haben Sie von Glück zu sagen; nicht allein die Wälder, sondern auch alle Ortschaften sind von Raubgesindel bevölkert, das nicht einmal sein Handwerk zu Fuße treibt, sondern die schönsten Pferde reitet, die natürlich auch gestohlen sind.“ — „Und führt man über diese Menschen keine Aufsicht?“ — „Ja wohl; allein die Aufseher sind meist die Hauptleute der Räuber. Befragen Sie sich darüber in Bukarest, oder, wovor Sie Gott behüten möge! überzeugen Sie sich gar selbst von der Wahrheit meiner Aussagen, wenn Sie weiter durch das Land reisen, in dem Sie bis jetzt so glücklich davon gekommen sind. — Und hatten Sie sich gehörig mit Proviant versehen?“ fragte der Kaufmann theilnehmend weiter. — „Leider nicht!“ — „Aber wovon haben Sie denn gelebt, da in diesen Gegenden nichts zu haben ist?“ — „Ich habe hier die Hungertage meines Lebens überstanden, die traurigsten, die ich bis jetzt gesehen. Doch sie sind überstanden und die Erinnerung daran hat immer etwas Angenehmes.“

Nach einer Pause fragte der Kaufmann nach meiner Heimath. Ich erzählte ihm, daß ich ein Deutscher, ein Thüringer sei, der schon ziemlich weit herumgekommen und noch weiter wolle.

„Und wohin gedenken Sie zu gehen?“ — „Gern möchte ich Constantinopel sehen, allein meine Reisekasse ist bis auf zwölf Thaler ge-

schmolzen, darum will ich vor der Hand in Bukarest bleiben und mir so viel verdienen, wie ich zur Reise brauche.“ — „Und was für ein Handwerk treiben Sie?“ — „Ich bin ein Wagner.“ — „Ein Wagner!“ wiederholte der Kaufmann, augenscheinlich überrascht. „Verstehen Sie auch feine Arbeit zu liefern?“ — Ich bejahete. — „Das ist ja vortrefflich! Da kann ich Sie in Bukarest empfehlen. Mein Vetter Joseph Weiß ist der erste Wagenfabrikant daselbst, der in seiner Werkstätte noch Schmiede, Sattler, Lakirer und Gürtler beschäftigt.“

Dankbar nahm ich sein Anerbieten an und vertauschte meinen gegenwärtigen Sitz mit dem auf dem Bocke seines Wagens. Hinter demselben fuhren noch zwei Frachtwagen, die ebenfalls sein Eigenthum waren. Wir hatten noch 24 Stunden bis Bukarest, und im fortwährenden Trabe gings auf der Straße dahin, da die Frachtwagen mit sechs Pferden bespannt und nur mit höchstens 20 bis 40 Centnern beladen waren.

Fröhlich und wohlgemuth langte ich auf diese bequeme Weise am 23. September Nachmittags in Bukarest an, dessen ungeheuere Häusermassen ich schon von weitem erblickt hatte. Dennoch täuschte ich mich in meinen Erwartungen hinsichtlich der Stadt, die im Umfange viel größer, aber bei weitem nicht so volkreich ist, als Wien, dessen kleinste Straße einen weit freundlichern Anblick gewährt, als hier die Hauptstraßen, die ungepflastert sind und von Schmutz starren. Die Häuser sind meist mit Schindeln gedeckt, und Paläste, wie sie Wien in großer Anzahl hat, sind hier nur sehr einzeln anzutreffen. Auch bemerkt man an den Einwohnern nicht die Kleiderpracht, wie in Wien; der einzige Luxus, den sie treiben, besteht in Carossen, die ich nirgends in so großer Anzahl hintereinander und so schnell habe fahren sehen, wie hier. Oft muß man eine Viertelstunde lang in der Straße stehen bleiben, um von einer Seite derselben auf die andre zu kom-

men. Von weitem gesehen gleicht so ein schnellfahrender Wagenzug, dem auf einer Eisenbahn, nur daß man weiter keinen Dampf bemerkt, als den, welcher von den schäumenden Pferden ausgeht, und keine Wolken, als die des furchtbaren Staubes. In einem Gasthofe abgestiegen, führte mich der freundliche Kaufmann sogleich zu seinem Vetter, dem Wagenfabrikanten, dessen Werkstätte jedoch noch gar nicht so eingerichtet war, wie sie sein sollte und ich der Beschreibung des Kaufmanns nach erwartet hatte. Ich verhehlte ihm dieses nicht, er aber meinte, das mache nichts aus. Sogleich wies er mir ein geräumiges Zimmer an und schaffte das nöthige Werkzeug herbei. Auf sein Befragen, ob ich auf Wochenlohn oder auf Stück arbeiten wolle, zog ich das Letztere vor und ging ohne Zögern an die bessere Einrichtung der Werkstätte, wofür ich vom Meister noch außerdem bezahlt wurde. Mit wahrer Lust, ja Begierde, griff ich die Arbeit an. Die Behandlung des Meisters war ausgezeichnet, nur mußte man sein Geschäft tüchtig verstehen, so daß er sich auf einen verlassen konnte, die Kost vorzüglich. Zum Frühstück Geflügel oder Rostbraten nebst einem Schoppen Wein, Mittags Suppe, Gemüse und Fleisch, so viel man genießen wollte, und Abends Braten und Salat und wiederum einen Schoppen Wein; Sonntags standen oft sechserlei Gerichte auf dem Tische. Wie wohl mir dabei auf meine große Hunger- und Angstperiode war, kann man sich leicht denken. Ich ließ mir Wein und Braten trefflich schmecken und war froh, daß ich nicht wie König Pharao die fetten Kühe erst erlebt, und dann die magern, sondern umgekehrt. Eben so reichlich war der Lohn, nachdem einer arbeiten konnte oder mochte; ich hatte mir vom October 1830 bis zum April 1831 gegen 100 Thaler erspart. Meine Nebengesellen, die schon mehrere Jahre da waren, hatten jedoch noch nicht daran gedacht, sich etwas zu erübrigen. Es waren lustige Bursche, von denen fünf und sechs nur einen Rock hatten, den sie der Reihe nach anzogen. Wenn

der Erste ins Wirthshaus ging, so nahm er den Lehrjungen mit, zog dort den Rock aus und schickte ihn dem Zweiten, dieser dem Dritten u. s. w., bis sie alle zusammen waren, und nun das Trinken losging. Wie schon gesagt, der Lohn ist stark, der Wein gut und billig, und die Gesellen sind selten. Meister und Fabrikanten müssen zu ihrem Treiben schweigen und entlassen nicht gern einen geschickten Arbeiter, weil er auf der Stelle zehn andre Meister findet, die ihn mit Freuden aufnehmen. Manche dieser Arbeiter waren trotz des trefflichen Lohnes und der Billigkeit aller Bedürfnisse so abgerissen, daß sie nicht über die Straße gehen konnten, ohne ihr Schurzfell nach Art der Bergleute umzubinden, damit ihre Blöse nicht gar zu sehr in die Augen fiel, und doch fuhren sie nicht selten in prächtigen Karossen mit lüderlichen Dirnen spazieren, die ihnen den Rest ihrer Baarschaft abnahmen. Ich will nicht erzählen, auf welche empörende, unverschämte Weise freche Weibsleute Jünglinge und verheirathete Männer in ihre Netze zu locken wissen. Eine Frau in Bukarest hatte schon lange bemerkt, daß ihr Mann lüderliche Häuser besuchte und sie gänzlich vernachlässigte, und hatte ihm Rache geschworen. Als er eines Abends spät nach Hause kam, hatte sie schon ein scharfes Messer in Bereitschaft, mit welchem sie ihn, sowie er zu ihr kam, entmannte. Wenige Tage darauf verschied der so furchtbar bestrafte Sünder unter den fürchterlichsten Schmerzen. Am 18. Januar 1831 wurde die Frau, nachdem man ihr zuvor die Haare vom Haupte abgeschoren, öffentlich und, damit sie Jedermann sehen konnte, auf einem Stuhl an den Pranger gestellt. Und obgleich die Kälte so groß war, daß man Wagen und Schlitten schon aus der Ferne auf dem Schnee knarren hörte, mußte sie doch in diesem Aufzuge vom Morgen bis Abend stehen bleiben.

Während meines Aufenthaltes in Bukarest hatte ich neben der Arbeit Muße genug mir die Stadt genau zu besehen. Trotz ihres gro-

ßen Umfangs und ihrer bedeutenden Häuserzahl zählt sie doch kaum mehr als etwa 80,000 Einwohner, die sich in den ungeheuern Räumen verlieren. Man will behaupten, daß sich die Zahl derselben jährlich eher vermindere als vermehre, da die Stadt regelmäßig von der Pest, so oft diese im Orient herrscht, heimgesucht wird, und Tausende von Einwohnern hinweggerafft werden. Während meines Hierseins grassirte sie nicht, doch erinnerten mich die Sanitätsschreier jeden Morgen daran. Es sind dieses Leute, welche über den Gesundheitszustand der Stadt zu wachen haben. Jeder von ihnen hat eine bestimmte Anzahl von Häusern, die er in der Frühe des Morgens visitiren muß. Ist in einem Hause Jemand erkrankt, so muß ihm dieses unverzüglich angezeigt werden, worauf er die Aerzte davon benachrichtigt, die sich sogleich in das genannte Haus begeben, um zu untersuchen, ob die Pest oder sonst eine ansteckende Krankheit darin ausgebrochen ist. Ereignet sich ein Pestfall, so wird das Haus sogleich gesperrt und mit Wache besetzt, herrscht sie schon in mehreren Häusern, so wird auf dem Felde vor der Stadt ein Pestlazareth errichtet, und die kranken Einwohner derselben hinausgeschafft. Selten kommt daselbst einer mit dem Leben davon. Ich hatte das Glück, einen solchen kennen zu lernen, der mir jedoch das Elend und die Schrecknisse, die er darin erlebt, nicht fürchterlich genug schildern konnte.

Indeß darf man sich über den ungesunden Zustand der Stadt nicht wundern, wenn man den furchtbaren Schmuz und die über alle Beschreibung ekelhafte Unreinlichkeit sieht, die in den Häusern und auf Straßen und Plätzen herrschen. Tritt man in eines der geringern Häuser der Stadt oder der Vorstädte, so darf man nichts weiter erwarten, als ein Bild des Ekels und Abscheues, das einem sogleich auf der Schwelle entgegentritt. Aber noch weit ärger ist es auf den Straßen, selbst auf den breitesten, in denen man keinen Schritt versetzen kann, ohne an ein Pferd, an einen Hund oder sonst ein todtes

Thier zu stoßen, das von den Einwohnern herausgeworfen, daselbst verfault, und beständig muß man auf die Füße sehen, um nicht in einen Haufen Koth oder Unrath zu fallen, den die trägen Einwohner, um ihn nicht weit zu tragen, vor dem ersten besten Palaste ausschütten. Daher kann man sich auch keinen Begriff von dem unerträglichen Gestank machen, der die ganze Stadt erfüllt. Und wie muß es erst vor meiner Anwesenheit in der Stadt ausgesehen haben, da man während derselben die große Reinlichkeit darin lobte, deren sich die Einwohner befleißigten, seit, nach dem Frieden von Adrianopel, die Stadt unter Oberherrschaft der Russen stand.*) Täglich ritt ein russischer Commandant in Begleitung von drei und vier Kosaken durch

*) Die Wallachei und die Moldau werden zwar noch immer als türkische Provinzen betrachtet, gehören aber seit 1829 in der That und Wahrheit zum russischen Kaiserreiche. Die Bevölkerung dieser Länder ist meist slavisch, wie die Russen, und bekennt sich, wie diese, zur griechisch-christlichen Religion, auch sind sie nur durch den Pruth von Rußland getrennt. Die Lage und die religiösen und nationalen Sympathien der Einwohner zogen sie nach Rußland. Dazu kam ihr wüthender Haß gegen die Türken, und nur durch Waffengewalt gezwungen, die türkische Oberhoheit anzuerkennen, wurden sie von zwei eingebornen Fürsten — Hospodare genannt — verwaltet, welche von der Pforte gewählt und bei ihrer Würde gelassen wurden, so lang als es ihr beliebte. — Furchtbare Steuerbedrückungen und die schmählichste Unregelmäßigkeit der Rechtspflege fachten die Feindschaft der Einwohner gegen die Türken bis zur wüthenden Flamme an, und ließ sie Rußlands Schutz gegen die Quälereien der türkischen Behörden anrufen. Unter dem Vorwande, sie in der freien Ausübung ihrer Religion zu schützen, die nie bedroht worden war, intervenirte Kaiser Alexander zu ihren Gunsten. Der 1812 in Bukarest geschlossene Friede sanctionirte diese Intervention in religiösen Angelegenheiten, und der 1829 in Adrianopel abgeschlossene Tractat hat diese beiden Provinzen so gut wie ganz an Rußland überlassen. Durch diesen Tractat oder die ihm angehängten Artikel ist festgesetzt, daß der Hospodar vom Sultan auf Lebenszeit aus einer Anzahl fürstlicher Kandidaten, von Wählern, die ein gewisses Vermögen besitzen, dazu bestimmt, ernannt werden muß. Jährlich empfängt der Sultan einen kleinen Tribut, und behält die scheinbare Oberhoheit. Eine strenge Quarantaine unter der Controlle Rußlands, dessen weites Gebiet durch Einschleppen der Pest aus

die Straßen und drang selbst in die Häuser und Vorhöfe der Bojaren, um sich von ihrer Reinlichkeit zu überzeugen. Und wehe dem Einwohner, der seinen Befehlen nicht sogleich nachkam! — Die Kantschue der Kosaken wußten ihm auf der Stelle rührige Hände zu machen. So hatte ein angesehener Kaufmann, der in einem palastähnlichen Hause wohnte, verabsäumt, seine Thüre reinigen zu lassen, in der Meinung, der Commandant werde, ohne etwas zu bemerken, daran vorbei reiten. Nichts destoweniger hatte dieser durch seinen Kosaken den Eigenthümer vor die Thüre rufen lassen, und als ich gerade vorbei ging, hörte ich die Worte, die er auf deutsch — er war aus Siebenbürgen — dem Hausbesitzer zurief: „Mein Herr, ich habe

---

der Türkei sehr gefährdet sein würde, ist längs dem ganzen wallachischen Ufer der Donau eingerichtet, die also sogar eine bewaffnete Gränzlinie gegen das ottomannische Reich bildet. Auf dem gegenüber liegenden Donaugestade besitzt Rußland Silistria, eine der stärksten Festungen der Türkei, welche ganz Bulgarien beherrscht und den Weg nach Constantinopel offen erhält, als Pfand für die von der Pforte zu zahlenden Entschädigungskosten des letzten Krieges mit Rußland. Aber diese Kosten sind so ungeheuer und Rußland dringt so wenig auf deren völlige Zahlung, daß Silistria, der Schlüssel zum türkischen Reiche, für immer russisch bleiben wird. — Um Rußlands Absichten nach dieser Seite vollständig vorzubereiten, ist im Friedensschlusse von Adrianopel ferner bestimmt worden, daß außer der bessarabischen Donaumündung, welche bereits im bukarester Frieden erworben wurde, das ganze Delta dieses Stroms ihm überlassen werde, und daß Bulgarien eine geographische Meile landeinwärts für immer unbewohnt bleiben müsse, damit die russische Herrschaft über diesen wichtigsten Theil der Donau gar keine Störung erleide. Dadurch ist Rußland unumschränkter Herr der Schiffahrt auf dem schwarzen Meere und der Donau, und somit auch der Fürstenthümer Wallachei und Moldau geworden. Die Oberhoheit des Sultan und die von ihm vollzogene Ernennung der Hospodare sind nur ein wenig Sand, dem übrigen Europa in die Augen gestreut. Nach dem Vertrage von 1833 ist Rußland auch Herr der Dardanellen — freilich nennt man die Sache noch nicht mit diesem Namen — und so werden wir es erleben, daß Constantinopel die Residenzstadt des russischen Reiches ist.

Der Herausgeber.

Ihnen schon zweimal durch meine Kosaken befohlen, Sie möchten das Eis vor Ihrer Thüre aufhauen lassen, damit sich der Schmutz nicht ferner daran stemme. Jetzt befehle ich es Ihnen zum dritten und letzten Male in eigner Person. Komme ich zurück, und mein Befehl ist noch nicht vollzogen, so lasse ich Ihnen von meinen Kosaken die Hosen ausziehen und Sie mitten in den Schmutz hineinsetzen."

Mit diesen Worten ritt er weiter, und in der nächsten Viertelstunde war die Thüre des Kaufmanns gereinigt.

Neben der lieben Gewohnheit, säuisch zu leben, ist ein Hauptgrund des ungeheuern Schmutzes in der Stadt in dem Umstande zu suchen, daß die meisten Straßen weder gepflastert noch mit Trottoirs versehen sind. Quer über den Weg, von einer Häuserreihe zur andern, sind grob zugehauene Holzsäulen gelegt, unter welchen ein Kanal hinwegläuft. Der Raum zwischen zwei solchen Säulen, über die man hinwegschreiten muß, um nicht im Schmutz zu versinken, ist etwas vertiefet, um den Inhalt der Nachtgeschirre aufzunehmen, die die Einwohner, trotz der strengen Aufsicht in der Frühe des Morgens da hinein ausleeren. Oft schütten sie den Unrath vor die Thüre ihres Nachbars, um diesen zu ärgern und der Mühe überhoben zu sein, die Straße zu reinigen, wenn der Commandant darin Visitation hält.

Um den Fischmarkt zu finden, braucht man nur dem widerwärtigen Geruche nachzugehen, der sich von ihm aus durch die Stadt verbreitet, und betritt man den Platz, so vergeht einem nicht selten für immer der Appetit, Fische zu essen. In großen Quantitäten, um für die Fastenzeit keinen Mangel daran zu haben, liegen sie schichtweise, theils eben frisch abgeschlachtet, theils halb getrocknet, auf schmutzigen Tischen zum Verkauf, und nicht allein der unerträgliche Gestank, der von ihnen ausgeht, sondern auch die häßlichen, schmutzigen Gesichter der Verkäuferinnen rufen im Körper der Fremden einen nicht zu unterdrückenden Ekel hervor. Meistentheils werden diese Fische in der

Dumbrowiza, einem größern Flusse, welcher bei der Stadt vorbei-, und in der Gerle, einem kleinen Flusse, welcher durch die Stadt fließt, gefangen. Der letztgenannte Fluß versorgt auch die Einwohner mit dem Trinkwasser, da es in der Stadt gar keine Brunnen gibt, und es gewährt einen schönen Anblick, wenn man auf der Brücke steht und Fluß auf- und abwärts dem Treiben der Wasserträger zusieht, die in gewisser Ordnung nach einander an den Ufern stehen, dann in den Fluß hineinfahren und ihre Fässer füllen, um sie zum Verkauf in alle Theile der Stadt zu führen. Während des Winters tritt oft Wassermangel ein, vorzüglich in den Vorstädten, und dann ist Wein das tägliche Getränk, da er weit billiger ist, als Wasser; im höchsten Nothfalle wird er auch zum Kochen gebraucht. Während des Sommers ist das Wasser der Gerle so dick und trübe, daß man es im vollen Sinne des Wortes schneiden kann. In solcher Weise wird es nur von den Aermsten getrunken, aber in jedem Haushalte zum Garkochen des Fleisches gebraucht. Ist dieses geschehen, so wird die Brühe hinweggeschüttet und dann das Fleisch mit Reis, Linsen u. s. w. zerstampft und zu einer Art Mamalike eingekocht.

Wie in allen türkischen Städten, ist es auch hier Gebrauch, daß die Bäcker, wenn sie zu kleines oder schlechtes Brod backen, mit dem einen Ohre an die Laden- oder Hausthüre genagelt werden, und ihr ganzer Vorrath unter die Armen geworfen wird. Ich habe diese Strafe mehrmals vollziehen sehen, und an den zerfetzten Ohrläppchen fast aller Bäcker merkte ich, daß die Ehrlichkeit keine ihrer Tugenden war. Weit schmerzlicher und grausamer ist die Bastonade, die an Jedem vollzogen wird, der sich eines Verbrechens schuldig gemacht hat, auf welchem die Todesstrafe nicht steht. Auf dem Hofe des Stadtrichters muß sich der Schuldige auf den Bauch legen; die Füße werden an eine Stange gebunden, diese dann in die Höhe gehoben und ihm von beiden Seiten, je nach dem Verbrechen, 100 bis 120 Hiebe

mit Haselstöcken auf die nackten Fußsohlen aufgezählt. Sodann bedankt sich der Gezüchtigte für gnädig zuerkannte Strafe und geht — wenn ihm solches noch möglich ist.

Jeden Freitag hielten die Russen vor ihrer Hauptwache öffentliches Gericht mit den eingefangenen Räubern, und ließen durch Trommeln die Einwohner dazu einladen, um sich ein Beispiel daran zu nehmen. Oft waren es sechs bis acht, an denen auf einmal die Strafe vollzogen wurde. Nachdem einem Jeden zuvor seine Vergehen vorgelesen worden waren, wurde ihm das Hemd über die Achsel gezogen; zu beiden Seiten stellten sich zwei Gerichtsdiener, der eine mit einem Bündel Ruthen, und begannen tacktmäßig die Hiebe zu ertheilen, die ein dabei stehender Schreiber nachzählte. Zerbrach eine Ruthe, so wurde eine andre aus dem Bündel genommen, und, obwohl dem Schuldigen schon das Blut über den Rücken lief und er vor Schmerzen laut aufschrie, wurde doch nicht eher aufgehört, als bis der Richter „Genug!“ rief. Sogleich trat ein Andrer mit einer Glasflasche voll Brandwein in der Hand herzu, that einen Schluck daraus, und besprützte mit den gespitzten Lippen den blutenden Rücken des Gezüchtigten, wobei dieser noch lauter als zuvor schrie. Als ich einmal einer solchen Execution beiwohnte, trat ein starker, stämmiger Mann — jedenfalls der Hauptmann einer Räuberbande — der schon mehrere solcher Feiertage erlebt haben mochte, hervor, nahm seine 250 Hiebe, ohne einen Laut von sich zu geben hin, bedankte sich höflichst dafür, und ging seines Weges, als sei nichts vorgefallen.

Das war das Leben und Treiben einer Stadt, deren Name auf Deutsch „Freudenstadt“ heißt, fürwahr der schmutzigste Ort, den ich gesehen, und worin Wallachen, Griechen, Armenier und Juden, sich gegenseitig an Unreinlichkeit überbietend, herumwühlen, wie jene Hausthiere, welche den Bekennern des alten Testamentes so sehr zuwider sind.

In der Moldau.

Abreise von Bukarest. — Herzliche Aufnahme in dem Grenzstädtchen Fockşan. — Eine Nacht in Tekutsch. — Reizende öde Gegend. — Eine merkwürdige Speisetafel. — Zwei Postabenteuer. — Condition in Birlad. — Feier des Osterfestes und Probe des Christenthums. — Ein Erdbeben und fortgesetzte Festfeier. — Reise nach Bukarest. — Lebensgefahr auf dem Heimwege. — Ein unerwartetes Anerbieten. — Anstalten gegen vier Räuber. — Schlechte Kost. — Entdeckungsreise nach Fockşan. — Cholera in Fockşan. — Entführung einer Köchin. — Verfolgung. — Ein heiterer Abend nach überstandener Angst. — Eine List. — Cholera in Birlad. — Einfaches Rettungsmittel. — Billigkeit der Lebensmittel. — Verfahren beim Schlachten des Viehes. — Differenzen mit dem Principal. — Schurkerei eines Arbeiters. — Ein gehörnter Dieb. — Melonenspiel. — Merkwürdiges Begräbniß. — Zukunft dieses Landes. — Abreise von Birlad. — Ein plötzlicher Schrecken. — Ankunft in Galatz. — Neue Bekanntschaft und Etablissementsplan. — Reise nach Jassy. — Physiognomie dieser Stadt. Abenteuer auf der Rückreise. — Unappetitliche Weinkelter. — Vereitlung meines Plans. — Prellerei. — Abschied von der Moldau.

Obgleich die Werkstätte des Herrn Weiß hinsichtlich Kost und Lohn und muntere Geselligkeit fast nichts zu wünschen übrig ließ, so verleideten mir doch die schmutzige Stadt und das ungezügelte Leben in ihr endlich den Aufenthalt, und ich dachte ernstlich darauf, meinen

Wanderstab weiter zu setzen, da ich hinlänglich mit Geld versehen war. Auch wandelte mich ein großes Verlangen an, andere und schönere Länder des Erdbodens zu sehen. Schon war ich ein volles Jahr von der Heimath fern, aber ich hatte mich des Aufenthaltes in der Fremde noch nicht so erfreut, wie ich wünschte, und Bukarest war wahrlich nicht der Ort, diesen Wunsch zu erfüllen. Und so verließ ich am 9. April 1831 die eben so große als schmutzige Hauptstadt der Wallachei in der Absicht, nach dem südlichen Rußland zu wandern. Dies wurde mir aber aus Gründen, die ich hier nicht näher erörtern kann, vielfach abgerathen, und so änderte ich meinen Plan, und schlug den Weg nach der Moldau ein, einem Lande, das zu einem Paradiese umgeschaffen werden könnte, wenn nur auf irgend eine Weise die trägen Bewohner desselben zur Bebauung des fruchtbaren Bodens anzuhalten wären. In dem kleinen Grenzstädtchen Fockßan, dessen eine Hälfte wallachisch, die andre moldauisch ist, blieb ich bei einem Wagner, einem Deutschen aus Schwerin, über Nacht, und noch nie habe ich auf meinen Wanderungen einen so freundlichen Empfang gehabt, wie hier. Die Freude, in mir einen Landsmann und obendrein einen Handwerksgenossen zu finden, mit welchem er sich in der Muttersprache vom Vaterlande, das man auch in der weitesten Ferne nicht vergißt, unterhalten konnte, machte den gemüthlichen Mann fast zum Kinde. Er ließ auftragen, was er in Leib und Leben hatte, und wir, sammt seiner Gefährtin, einem achtzehnjährigen hübschen Weibchen, mit dem er in wilder Ehe lebte, sprachen dem Weine fleißig zu, und manches Glas galt den Erinnerungen an das Vaterland. Als mein Kopf schwerer und ich immer müder zu werden anfing, sagte mein Wirth mit der offenherzigsten Miene zu mir: „Bruder, ich habe nur ein Bett, und auf der Ofenbank laß ich Dich nicht schlafen; du mußt es mit mir und meiner Alten — so nannte er seine junge Freundin — theilen, da es hinreichend Platz für vier Personen hat.“ So bestimmt

ich nun auch diesen Vorschlag zurückwies und auf der Bank übernachten zu wollen ernstlich versicherte, so wurde ich doch trotz meinem Sträuben entkleidet und in das gemeinschaftliche Bett gebracht. Hindern konnte ich es nicht, denn ich hatte zu Ehren des lieben deutschen Vaterlandes nach alter deutscher Sitte des Guten etwas zu viel gethan. Als ich am andern Morgen erwachte, hatte ich meinen süßen Rausch ausgeschlafen und fand mich allein im Bette, nicht wissend, ob meine Wirthsleute ebenfalls darin oder wo anders die Nacht zugebracht hatten.

Nach einem guten Frühstück schied ich unter heißen Abschiedsküssen von dem menschenfreundlichen Paare. Mein Weg führte wiederum durch eine herrliche, leider zu wenig angebaute Gegend, in welcher ich gegen Abend in das unbedeutende, meist nur aus dürftigen Hütten bestehende Städtchen Tekutsch gelangte. Um nicht eine ähnliche Scene, wie Abends vorher zu erleben, ging ich nicht zu dem Wagner, sondern in das Wirthshaus. Als ich mir hier einen Brennesselsalat mit Eiern bestellte, da es weiter nichts als Mamalike zu essen gab, sahen mich der Wirth und die Wirthin groß an und lachten über meine Forderung. Doch bald bequemten sie sich dazu, als ich ihnen die Bereitung desselben, die mich meine Meisterin in Bukarest gelehrt hatte, mittheilte. Schnell suchten wir junge Nesseln, reinigten sie, brühten sie mit kochendem Wasser ab, und ich that dieselben, ausgedrückt und fein geschnitten, mit Essig und Baumöl angemacht, zu ausgebratenem Speck in einen Tiegel. Die hart gesottenen Eier wurden zerschnitten und gleichsam als Verzierung an den Rand der Schüssel gelegt. So trug ich das Gericht auf und lud Wirth und Wirthin ein, mit zu essen. Sie schlugen es mir nicht ab, und der Wirth besonders war so erfreut darüber, daß er ein Maaß des besten Weins auftragen ließ. Wahrscheinlich mochten ihm in seinem Leben noch nicht viel Gäste vorgekommen sein, die sich die Ingredienzen zu ei-

nem Salat selbst suchen, ihn zubereiten, den Wirth zu Gast bitten und noch obendrein bezahlen. Von dem „bone trum!“ der freundlichen Wirthsleute, mit denen ich nicht viel reden konnte, da ich ihre Sprache nicht verstand, begleitet, zog ich am andern Morgen meine Straße weiter. Nach einigen Stunden gelangte ich abermals in eine Gegend, die an Schönheit und Pracht die früheren, durch die ich gewandert, weit übertraf. Nur war dieselbe wenig belebt, und so weit das Auge reichte, entdeckte es kein Dorf oder sonst eine menschliche Wohnung, da diese oft Tagereisen von einander entfernt sind. Inzwischen trifft man zuweilen dicht an der Straße ein Wirthshaus, aber der Wanderer geht gewöhnlich daran vorbei, ohne es zu bemerken, weil es sich nicht über der Erde erhebt, sondern unter derselben erbaut ist. Sieht man den Eingang nicht, so hält man dasselbe für einen Hügel von Erde, was in der That auch der Fall ist, nur daß darunter ein viereckiges Loch sich befindet, dessen Seiten durch starke querlaufende Pfähle gestützt und oben am Dache mit Flechtwerk versehen sind, um die darüber liegende Erde zu tragen. Doch findet man darin zuweilen ein Glas guten Wein, den man sich in der Hitze des Sommers vortrefflich schmecken läßt.

Noch an demselben Tage bemerkte ich von Weitem ein andres über der Erde erbautes Wirthshaus (Krieschma), und ging darauf zu in der Absicht, meine Mittagsruhe darin zu halten, obgleich das Aeußere nicht einladend war. Sogleich beim Eintritt durch das Loch, welches die Thüre vorstellen sollte, bot sich meinem Auge ein scheußlicher Anblick dar. Auf dem Boden der Stube lag ein gefallenes, schon in Fäulniß übergegangenes Pferd, um welches die Familie des Hauses saß, mit großem Appetit ihr Mittagsmahl verzehrend, so daß ihr der Kadaver als Tisch diente, auf welchem die Speisen lagen. Auf der Stelle war mir alle Lust zu essen und zu trinken vergangen, und als ich den Wirth fragte, wie weit es noch bis zum nächsten

Wirthshause sei, und „zwei Stunden“ zur Antwort erhielt, suchte ich meines Hungers Herr bis dorthin zu werden. Der Wirth, welcher wohl merken mochte, daß hier meines Bleibens nicht lange sein würde, nöthigte mich, in ein andres unterirdisches Zimmer zu gehen, und setzte mir ein Glas Wein vor, welches ich, ohne es anzurühren, bezahlte. Die Wirthsstube war zugleich der Viehstall und starrte, wie die Bewohner, im vollsten Sinne des Worts von Schmutz. Nachdem ich noch einige Augenblicke ihren gesunden Appetit bewundert hatte, kehrte ich durch die obere Stube, durch welche ich eingetreten war, wieder zurück und verließ das Haus. Eine Thüre brauchte ich weder auf noch zuzumachen, da im ganzen Hause keine zu finden war. Eine solche ist auch gar nicht nöthig, da den Bewohnern nichts gestohlen wird, im Gegentheil sie fast Alles selbst stehlen, was sie brauchen. Hätten sie, so oft sie nicht zu Hause waren, das todte Pferd vor den Eingang des Hauses gewälzt, sie wären sicher gewesen, daß weder bei Tage noch bei Nacht Jemand darin eingekehrt wäre. Ueberhaupt ist es stets besser, im Walde oder unter freiem Himmel, als in einer solchen Räuberhöhle zu übernachten, wo Leben und Eigenthum keinen Augenblick sicher sind.

Bald darauf fuhr eine Postkutsche mit zwei Reisenden an mir vorbei. Eine solche ist gewöhnlich nicht größer, als ein Kinderwagen, ohne alles Eisenwerk, bis auf die Pflöcke vor den Rädern, damit diese nicht ablaufen, und wird so schnell gefahren, daß die Räder kaum den Erdboden berühren. Einige hundert Schritte von mir verlor der Postillon den Hinterwagen mit den Passagieren und fuhr immer rascher und ohne auf den Zuruf der Zurückbleibenden zu hören, mit dem Vorderwagen dem Posthause zu, das man aus der Ferne sehen konnte. Indem ich den Reisenden näher kam, von denen einer in russischer Sprache über den Vorfall fluchte, während der Andre sich darüber todt lachen wollte, kehrte auch der Postillon, der seinen Verlust erst

vor dem Posthause inne geworden war, mit einem andern Wagen zurück, um die Verlornen abzuholen. Als ich im nächsten Wirthshause diesen Spaß erzählte, wurde mir ein anderer mitgetheilt, der jedoch tragischer endete. Während eines kalten Winters fuhr ein Deutscher in einem ähnlichen kleinen und offenen Postwagen von Focksan nach Jassy. Durch das allzu schnelle Fahren mochte ihm der kalte Wind zu schneidend ins Gesicht wehen, und er rief dem Postknechte zu: es sei ihm zu kalt. Jener versteht aber, es sei ihm zu warm, weil kalto in dieser Sprache „warm" heißt, und treibt seine Pferde zu doppelter Eile an. Als er nun nach Jassy vor das Posthaus kommt und den Reisenden nöthigt, aus dem Wagen zu steigen, findet er ihn erfroren. Darüber zur Verantwortung gezogen, vertheidigte er sich damit, daß der Reisende ihm beständig zugerufen habe: es sei ihm zu warm.

Für diese Nacht schlug ich mein Lager in einem erträglichen Wirthshause auf, und gelangte am folgenden Tage bald nach Birlad, das sich malerisch in einer großen schönen Ebene hinzieht. Mein erster Gang war in die Wagenfabrik des Herrn Andriko Mamaki, eines griechischen Edelmanns, der auch zugleich den Posten eines deutschen Consuls versah, ohne jedoch ein Wort von der deutschen Sprache zu verstehen. Er besaß die Fabrik gemeinschaftlich mit einem moldauischen Sattler, dessen Bruder, ein Wagner, darin einige Zigeuner als Schmiede beschäftigte, die zusammen eine erbärmliche Arbeit lieferten. Herr Mamaki nöthigte mich bei ihm zu bleiben, versprach mir, mich auf Stück arbeiten zu lassen und zugleich einen Lohn, wie ich ihn nirgends so gut empfangen hatte; allein ich zögerte, auf seinen Vorschlag einzugehen, weil das Handwerkszeug gar zu schlecht und dürftig war. Er deutete mir zwar an, besseres kommen lassen zu wollen, doch da wir uns darüber nur in einigen Worten verständlich machen und durchaus zu keinem genügenden Resultate gelangen

konnten, ließ er einen polnischen Juden rufen, der unsere beiderseitigen Angelegenheiten bald ins Reine brachte.

Es war gerade um die Zeit des griechischen Osterfestes, wo jeder Bojar seine Wagen, und wenn er deren vier bis sechs hat, in Stand setzen läßt. Während meines Aufenthaltes in Baireuth hatte ich von einem Sattlergesellen manches gelernt und konnte mit dem Anstreichen und Lackiren der Wagen ein wenig umgehen. Ich ließ mir jedoch davon nichts merken, um noch mehr zu lernen, aber leider verstanden meine Meister noch weniger als ich, und ich arbeitete nur so, wie sie es mir zeigten. Meiner Beschäftigung, die in Farbereiben und Abschleifen bestand, war ich schon in den ersten Tagen überdrüßig geworden, und ich beklagte mich darüber bei dem Juden, den der Herr eines Tags zu mir schickte, als er aus der Ferne zugesehen hatte, wie ich dem Sattler behülflich gewesen war, das Leder zu einem Kutscherbock zuzuschneiden, der unter seinen Händen durchaus keine Form bekommen wollte. Der Jude fragte mich, ob ich auch das Sattlerhandwerk erlernt habe, und obgleich ich dieses verneinen mußte, so sagte ich doch, daß ich mehr davon verstände, als die unwissenden Meister, die alles verdürben. Ich drohete die Werkstätte zu verlassen, wenn ich keine bessere Arbeit erhielte. Sie wurde mir zugestanden, und bald ging ein aufgeputzter Wagen, zur großen Freude des Herrn Mamaki, allein aus meinen Händen hervor. Derselbe führte mich Abends in die Apotheke, wo sich zwei Deutsche befanden, die mich ausfragen mußten, ob ich nicht lieber, anstatt des Sattlers, mit Herrn Mamaki in Compagnie treten wolle. Ich schlug diesen Antrag auf der Stelle aus, denn ich kannte die Griechen, und bat den Apotheker, Herrn Mamaki zu sagen, daß ich nur geneigt sei, als Werkführer in seiner Fabrik zu bleiben, wenn er mir wöchentlich zwei Dukaten Lohn zusichere, jede von mir gelieferte Arbeit besonders bezahle und mir erlaube, sämmtliche bis jetzt beschäftigte Arbeiter zu

entlassen und andre, sowie auch besseres Werkzeug, aus Bukarest zu besorgen. Herr Mamaki ging diese Vorschläge ein und verwilligte mir noch überdies ein Reitpferd, um die Reise schneller zurücklegen zu können. Bevor ich jedoch dieselbe antrat, wurde ich aufgefordert, das Osterfest mit zu begehen. Der moldauische Sattler, der Compagnon des Herrn Mamaki, nahm mich mit in die Kirche, gab mir daselbst eine brennende Wachskerze in die Hand und nöthigte mich, die kirchlichen Ceremonien mit zu machen, die darin bestanden, daß Männer wie Frauen mehrmals nach- und nebeneinander unter dem Altar wegkrochen. Ich blieb ruhig mit meiner Kerze in der Hand am Eingange stehen, sah dem seltsamen Treiben zu und ließ mich durchaus nicht bewegen, Theil daran zu nehmen, so dringend mich auch der Sattler wiederholt dazu aufforderte. Die leeren Ceremonien waren meinem Gefühle zuwider. Zu Hause angekommen, rief der Sattler das ganze Haus zusammen und sagte: „Der Herr Sachse — er meinte mich — ist kein Christ." Die andern wollten sich auch überzeugen und setzten mir deshalb Butter und Käse vor, während sie ihr Fisolen- (Bohnen-) Gericht verzehrten. Als sie sahen, daß ich mir Butter und Käse vortrefflich schmecken ließ, überzeugten sie sich, daß ich kein Christ sei, denn ein solcher genießt während der Fastenzeit keine Speise aus dem Thierreiche, und gingen mir von diesem Augenblick an aus dem Wege.

Als ich am Morgen des ersten Osterfeiertags auf meiner Hobelbank, welche mir auch zur Bettstelle diente, erwachte, sah ich durch das auf den Hof führende Fenster den Sattler mit einem kleinen runden Kuchen in der Hand aus der gegenüberliegenden Küche kommen. Eben hatte er den ersten Biß hineingethan, als ich — es mochte um 5 Uhr sein — ein Paar so gewaltige Stöße verspürte, daß die Balken krachten und das Haus wankte. Der Sattler ließ bleich vor Entsetzen und mit entstellten Zügen den Kuchen

zur Erde fallen und sprang in die Küche zurück, — dumm genug, da er in dem alten sehr baufälligen Gebäude leicht hätte erschlagen werden können. Diese Stöße wiederholten sich, und obwohl mir ängstlich dabei zu Muthe ward, mußte ich doch herzlich über das verunglückte Frühstück des Sattlers lachen. Das Erdbeben — denn ein solches war es — hatte indessen mehr Schrecken verbreitet, als Schaden angerichtet, und als alle fernere Gefahr vorüber war, überließen sich die Einwohner Birlads den Freuden und Genüssen des lang ersehnten Osterfestes. Die Feier desselben besteht, um es mit dem richtigsten Namen zu nennen, in fortwährendem Fressen und Saufen, wodurch sich die Einwohner für das vorhergegangene lange Fasten zu entschädigen suchen. Alle Zucht und Sitte hört während dieser Tage auf, und die Menge wankt sogar trunken in die Kirche. Tag und Nacht füllt Tanz und Jubel die Straßen und Schenken der Stadt, und in den letztern fließt der Wein in Strömen. Nach den Feiertagen ist es aber auch um so stiller, denn ein großer Theil der Einwohner liegt auf dem Krankenlager, auf das sie ihre unmäßigen Genüsse geworfen.

Am dritten Ostertage ließ mich Herr Mamakl rufen und fragte, ob ich die Reise nach Bukarest zu Pferde oder zu Wagen antreten wolle. Um Kosten zu sparen, wählte ich das erstere, denn ich mußte mich aufhalten, da ich die Gesellen nicht sogleich von den Meistern wegnehmen konnte, sondern diese erst 14 Tage zuvor die Arbeit aufsagen mußten. Auf sein ferneres Befragen, wie viel Geld ich zur Reise brauche, lehnte ich jede Vorausbezahlung mit der Erklärung ab, daß ich das Nöthige auslegen und ihm später darüber Rechnung ablegen wolle. Somit empfahl ich mich, bestieg das Pferd und gelangte nach vier Tagen nach Bukarest. Mein Aufenthalt daselbst dauerte sechzehn Tage, ehe ich die nöthigen Gesellen von allen zum Wagenbau gehörigen Handwerken gefunden und das erforderliche Werkzeug eingekauft hatte. Sodann kaufte ich für 30 Piaster (etwa 3 Speciesthaler)

einen Bauernwagen mit einem Korbe von geflochtenem Stroh und ein Geschirr für das Pferd. Diese Wagen, ohne alles Eisenwerk und von den Bauern selbst verfertigt, sind von roher Arbeit und für die Dauer unhaltbar, doch that uns der unsrige treffliche Dienste. Das eingekaufte Werkzeug und die Felleisen der Gesellen wurden darauf geladen, und so trat ich in der Mitte einer lustigen Gesellschaft die Rückreise an. Wenn es bergein ging, nahmen auch noch die Gesellen auf dem Wagen Platz, aber bergauf mußten wir das Pferd durch Schieben des Wagens unterstützen, da es nur ein Reitpferd und zum Ziehen wenig tauglich war. Dieser Umstand setzte uns immer großer Gefahr aus. Einige Stunden hinter Focksan führte der Weg bergunter nach einer Brücke; plötzlich setzte sich das Pferd in Galopp, ohne daß wir es aufzuhalten im Stande waren, so daß uns allen die Haare zu Berge standen, denn die Brücke war lang und ohne Brustwehr und kaum einen Fuß breiter als die Spur des Wagens; der Fluß, den sie überspannte, war reißend und, wie es schien, von beträchtlicher Tiefe. Ein Paar Hände breit zu weit rechts oder links und wir endeten höchst wahrscheinlich unsere Wanderschaft auf immer in den Fluthen. Aber wir kamen — Gottlob! — mit klopfenden Herzen an das jenseitige Ufer, was uns wie ein Wunder erschien. Unmittelbar an der gefährlichen Brücke führte der Weg wieder aufwärts, und eilig und noch zitternd von der eben überstandenen Todesangst sprangen wir vom Wagen, um ihn aufzuhalten, damit er nicht rückwärts in den Fluß rolle.

Nach acht mühseligen Reisetagen langten wir in der Ebene von Birlad an. Ich ging voran; der Wagen mußte einstweilen vor der Stadt halten, da ich nicht wußte, wo ich die mitgebrachten Gesellen unterbringen sollte, und ferner nicht, ob sich Herr Mamaki schon von seinem Compagnon getrennt habe. Bis alle Angelegenheiten mit diesem beseitigt waren, erhielten wir in dem in der Stadt gelegenen

Hause des Herrn Mamaki unser Quartier. Derselbe konnte sich nicht genug wundern, daß ich die Kosten der vierwöchentlichen Reise aus meiner Tasche bestritten und alles nöthige Werkzeug angekauft hatte. Dieser Umstand schien mir in seinen Augen ein so großes Ansehen zu geben, daß er mir ein eigenes Zimmer anbot, was ich jedoch nicht annahm. „Ich bin eben so gut Geselle, wie die andern," sagte ich, „und mit eben einem solchen Bündel gekommen, wie diese." — „Das habe ich wohl gesehen," entgegnete er mir, „doch ist ein großer Unterschied sowohl unter den Bündeln, als unter denen, die sie tragen."

Am andern Tage mußte ich mit dem Herrn nach Tekutsch fahren, um dort einige Wagen zu veraccordiren. Nachdem wir einige Stunden gefahren waren, während welchen wir mit einander gesprochen, so gut es hatte gehen wollen, trug mir der Herr plötzlich seine Tochter zur Frau an. Ich war etwas überrascht über dieses Anerbieten und wußte auf der Stelle nicht, was ich antworten sollte; endlich schüttelte ich mit dem Kopfe, als wenn ich seine Worte nicht verstanden hätte. Herr Mamaki schien darüber beleidigt und schwieg. Mittlerweile kamen wir an einem Wirthshause vorbei, in welchem ich Tags vorher mit meinen Gesellen ein Glas Wein getrunken hatte und das heute von Räubern angezündet worden war und noch in vollen Flammen stand. Unweit davon um ein anderes lagerten etwa 200 Bauern, die sich jedoch nicht von der Stelle getrauten, weil die Räuber, vier an der Zahl, in dem eine Viertelstunde davon entfernten Gebüsche sich aufhalten sollten. Als wir der Truppe näher kamen, trat eben ein Bauer dazu, der bitterlich weinte. Er war den Räubern in die Hände gefallen, von ihnen seiner Habe beraubt und so geschlagen worden, daß ihm das Blut aus mehreren Wunden am Kopfe drang. So wie mein Herr von Räubern hörte, befahl er dem Kutscher, sogleich umzukehren und wieder nach Hause zu fahren. Wir waren jedoch noch nicht lange auf dem Rückwege, als wir sechs Wa-

gen begegneten, auf denen mehrentheils bewaffnete Griechen saßen. Der Kutscher erhielt Befehl, sich ihnen wieder anzuschließen. Aber um nach Tekutsch zu gelangen, mußten wir einen andern, sieben Stunden weitern Weg einschlagen, der durch das Gebirge an Weinbergen und Ortschaften vorüber führte. Als ich mich gegen unsere Reisegesellschaft über die Feigheit der Bauern aussprach, die in so großer Anzahl, sich nicht einmal getrauten vier Räuber anzugreifen, und über ihre Furcht lachte, wurde mir mein Betragen ernstlich verwiesen, weil, wie man glaubte, die Räuber mein Lachen hören und uns dafür züchtigen könnten. Von der Höhe herab zeigte man mir das im Thale gelegene einstockige Posthaus, an welchem ich gestern mit den Gesellen vorbeigefahren war. In der Nähe desselben sollten sich die Räuber verborgen halten. Auf einer Wiese nahe bei dem Hause weideten eine Anzahl Pferde, so daß sich die Räuber nach Belieben heute einen Schimmel, morgen einen Braunen u. s. w. aussuchen konnten. Bei unsrer Rückkehr von Tekutsch schlugen wir wieder den geraden Weg ein, weil wir hörten, daß sich die Räuber vor dem Transport russischen Militärs, das von Bukarest nach Jassy ging, zurückgezogen hätten. Als wir in das schon erwähnte Posthaus kamen, unweit dessen die Räuber sich verborgen gehalten haben sollten, erzählte uns der Posthalter mit vielem Leidwesen, was ihm die Räuberbrut alles entwendet hätte. Wir dachten bei seiner Erzählung unser Theil, denn wir hatten bereits erfahren, daß er mit den Räubern in Verbindung stehe und wohl gar ihr Anführer sei. Wenigstens war mir noch nirgends ein Mensch vorgekommen, dessen Physiognomie mehr einen Räuberhauptmann angedeutet hätte, als die seinige. Auch erfuhr ich später, daß die Eigenthümer des abgebrannten Wirthshauses zu der Räuberbande gehörten und es mit eigner Hand angezündet hätten, um jedem Verdachte zu entgehen.

Einige Tage darauf, während welcher wir noch im Wohnhause

des Herrn Mamaki in der Stadt blieben, zogen wir in das vor derselben gelegene Fabrikgebäude ein, wo Alles bald in die schönste Ordnung gebracht wurde. Alles ging gut, nur konnten wir uns mit der Kost nicht befreunden, die von Tag zu Tag schlechter wurde. Zwar wagten die Gesellen, wegen des bedeutenden Lohns, den sie erhielten, nichts darüber zu sagen, doch als ich etwa acht Tage später neugierig in den Topf schaute, der uns eben geschickt worden war, und in dem darin enthaltenen dicken Erbsengericht noch deutlich die Hand eines Näschers abgedrückt sah, stellte ich das Gericht bei Seite und bewirthete die Gesellen, ohne ihnen ein Wort von dem Wahrgenommenen zu sagen, auf meine Kosten im Wirthshause.

Am andern Morgen ließ ich Herrn Mamaki rufen, zeigte ihm den Topf mit der noch unberührten Kost und ließ ihn durch einen Dolmetscher bedeuten, daß sie durchaus in der Folge besser werden müsse, da die Arbeiter seiner Fabrik nicht mehr aus Zigeunern und Leibeigenen, wie früher beständen, sondern aus freien Leuten, die bis jetzt nur meinetwegen geblieben wären. Zugleich ließ ich ihn an das Versprechen erinnern, das er mir früher in der Apotheke gethan. Meine Worte fruchteten. Er versprach für eine Wirthschafterin zu sorgen, die in der deutschen Kochkunst erfahren sei, gab mir auf der Stelle den Auftrag, umherzureisen und zuzusehen, wo ich eine solche fände, und bot mir zu dieser Reise seinen Wagen an. Ich theilte den Gesellen seine Erklärung mit, und einer von ihnen, ein Sattler, den ich auf meiner früheren Engagementsreise aus Focksan mitgenommen hatte, benachrichtigte mich, daß sich daselbst zwei deutsche in der Kochkunst trefflich erfahrene Köchinnen befänden, die nur einen Fehler, nämlich beständig Durst hätten. „Den können wir ihnen stillen," sagte ich, ließ mir die fraglichen Subjecte genau bezeichnen, und trat noch an demselben Tage meine Reise nach der Wirthschafterin an. Der zwanzigstündige Weg bis Focksan war bald zurückgelegt. Etwa noch vier Stunden davon entfernt, gelangte ich wieder an den reißen-

den Bergfluß, über dessen Brücke ich kurz vorher mit meinen Gesellen die halsbrechende Fahrt so glücklich gemacht hatte, und fand nun diese Brücke von den Fluthen weggerissen. Auf einem Floße wurde ich mit Wagen und Pferd übergesetzt, erfuhr aber zu meinem großen Leidwesen von dem Fährmanne, daß die Cholera in Fockſan ausgebrochen und die Stadt mit einem Cordon umgeben sei, so daß Niemand hinein, noch heraus gehen dürfe. Was war da zu thun? Die Köchin mußte geschafft werden! Vor dem nächsten Wirthshause mußte der Kutscher ausspannen, und wir blieben allda bis gegen 10 Uhr Abends. Sodann fuhren wir nach Fockſan zu, das wir gegen Mitternacht erreichten. Die gewöhnliche Straße war gesperrt, wir mußten deshalb weiter links an mehreren Häusern vorbei, deren Einwohner entweder im tiefen Schlafe lagen, oder daraus geflüchtet waren, da darinnen kein Laut, selbst nicht einmal das Bellen eines Hundes rege war. Um eine Ecke, durch eine kleine enge Gasse, die nicht gesperrt war, führte der Weg nach der Stadt. Sogleich befahl ich dem Kutscher die Pferde anzutreiben und Niemandem, wer es auch sei, Rede und Antwort zu stehen; und so gelangten wir in die Hauptstraße. Hier mit einem Male wurde der Wagen angehalten und von den Wächtern umzingelt, die sich eben anschickten, ihn mit ihren Laternen zu untersuchen. In dem Augenblicke sprang ich heraus, ließ den Säbel, den mir Herr Mamaki zu meinem Schutz mitgegeben hatte, auf dem Pflaster klirren, zog die Klinge, als sie dennoch Lust bezeigten, den Pferden in die Zügel zu fallen, und fing auf russisch so zu schimpfen und zu fluchen an — denn solches lernt man ja in einer fremden Sprache zuerst — daß sie, in der Meinung ich sei ein russischer Courier, bestürzt bei Seite traten und mich ungehindert ziehen ließen. Wir fuhren nun durch die Stadt und gelangten durch eine Seitenstraße zu dem Hintergebäude meines Landsmanns, des Wagners, der mich schon einmal so freundlich aufgenommen hatte. Das Hofthor war verschlossen, ich

stieg darüber hinweg, voll Zittern und Zagen, man möchte meiner Handlungsweise eine andre Absicht unterlegen, öffnete es, und der Wagen fuhr ein, ohne daß es Jemand im Hause bemerkt zu haben schien. Ich schlief einige Stunden in demselben, während der Kutscher, nachdem er die Pferde besorgt hatte, sich darunter ein Lager bereitete. Als der Morgen graute, wurde es im Hause lebendig. Sogleich sprang ich aus dem Wagen, um den Bewohnern zuvorzukommen, die nicht wenig erstaunt, aber doch zugleich sehr erfreut waren, mich wieder zu sehen. Ich bat sie wegen meines nächtlichen Ueberfalls um Verzeihung und theilte ihnen sogleich den Zweck meines Hierseins mit. Zu meinem großen Bedauern erfuhr ich, daß die beiden Wirthschafterinnen bereits in Diensten ständen, die sie nur ungern verlassen würden.

„Da kann schon Rath geschafft werden,“ sagte die Haushälterin des Wagners zu ihm, „und ich will Deinem Landsmanne zu einer Wirthschafterin verhelfen.“ — „Ich wüßte in der That nicht, zu welcher und auf welche Weise,“ versetzte der Wagner. — „Laß das meine Sorge sein“ antwortete sie lächelnd, indem sie die Stube verließ und bald darauf mit einem Frühstück zurückkehrte. Während desselben kamen wir auf den Gegenstand unsrer frühern Rede zurück. „Weißt Du,“ fuhr die Haushälterin zum Wagner gewendet fort, „wen ich für Deinen Landsmann bestimmt habe? Keine Andre als Klara, die die Hochzeit mit ihrem Hutmacher immer von einem Halbjahr zum andern verschiebt und ihn doch nicht heirathen wird. Ich wette, sie wird nicht abgeneigt sein, unserm Freunde zu folgen.“

Ich erkundigte mich nach dem Hutmacher und erfuhr, daß es derselbe war, von dem ich früher einen Blasebalg und andres Schmiedewerkzeug gekauft und ihn dabei als einen sehr artigen Mann kennen gelernt hatte. Als ich der Wirthin darüber einige Zweifel zu erkennen gab, versetzte sie mit schalkhaftem Lächeln: „Beruhigen Sie sich!

Klara mag den Hutmacher nicht leiden. Denken Sie auch nicht, daß sie häßlich ist; sie ist schön und in meinem Alter, auch hat sie bereits einen Mann gehabt, der leider im ersten Jahre ihrer Ehe an der Pest starb.“ — „Mir kann es gleichgültig sein,“ entgegnete ich, „ob sie jung oder alt, schön oder häßlich und ein oder zehn Mal verheirathet gewesen ist, wenn sie nur ein gutes Gericht zu kochen versteht.“ — „Sie müßten kein junger Mann und vorzüglich kein Deutscher sein, wenn das ganz wahr wäre,“ lachte sie, und den Wagner anblickend: „weiß ich doch am besten, welche zärtlich gesinnte Herzen die Deutschen haben!“ — Wir freuten uns der neckischen Schelmerei, und ich brach auf, um zum Hutmacher zu gehen und mit ihm Handels einig zu werden, aber die Wirthin hielt mich zurück: „Denken Sie ja nicht daran, daß er sie gutwillig fortziehen läßt, dazu liebt er sie zu sehr. Lassen Sie nur mich für Alles sorgen; wir müssen ihm einen Streich spielen.“ — „Und kann ich Klara nicht zuvor erst sehen?“ fragte ich. — „Also doch sehen!“ rief sie lachend und drohete mir mit dem Finger. „Nun ich gehe schon, sie zu holen.“

Nach einer Viertelstunde kam sie in Klaras Begleitung zurück, die in der That jung und schön und noch weit reizender war, als ich mir gedacht hatte. Mit einem ihr gut stehenden Leichtsinne erklärte sie sich sogleich bereit mir zu folgen, doch unter der Bedingung, setzte sie mit einer mich überraschenden Naivetät hinzu, wenn ich sie heirathete, denn ich gefiele ihr. Erstaunt über diesen unerwarteten Antrag, antwortete ich mit Befangenheit: „Ich bin nicht eigener Herr der Fabrik, sondern nur Werkführer darin, und bin hierher gereist, um mir eine Wirthschafterin, keineswegs aber eine Braut zu holen. Da Sie jedoch, wie ich gehört, Ihren Geliebten nicht leiden mögen, so thun Sie am besten, mit mir in eine fremde Stadt zu gehen, wo man weder weiß, daß Ihr erster Mann gestorben ist, noch daß Sie den zweiten verlassen haben, zugleich gebe ich Ihnen die Versicherung, daß

sich unter den hübschen, artigen Gesellen meiner Werkstatt bald einer finden wird, der die Stelle des Verlorenen ersetzt."

Mit diesen Worten hatte ich sie gänzlich gewonnen; sie bat mich, noch so lange hier zu bleiben, bis sie ihre Angelegenheiten in Ordnung gebracht habe; und das war bald geschehen.

Nach einigen Tagen war Markt in der Stadt, und der Hutmacher auf demselben beschäftigt. Meine Wirthin bedeutete mich, den Wagen in Bereitschaft zu halten, da heute die gelegenste Zeit sei, den Handstreich zu vollführen, und ich ertheilte dem Kutscher die nöthigen Befehle. Gegen Mittag gingen Klara und ihre schlaue Freundin noch einmal auf den Markt, um den betrogenen Hutmacher ganz sicher zu machen, und erstere fragte ihn sogar, was sie ihm heute kochen solle. Nach ihrer Rückkehr setzten sie sich sogleich in den Wagen, und ich ging, nach abermaligem herzlichen Abschiede von meinem Landsmanne zum Thore hinaus, durch welches ich hereingekommen war. Etwa eine halbe Stunde hinter der Stadt holte mich der Wagen mit den beiden jungen Frauen ein. Die Gefährtin meines Landsmannes zögerte von einer Zeit zur andern auszusteigen, und gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß sie eine heftige Zuneigung zu mir gefaßt habe. Es hätte mich also nur ein Wort gekostet, so hätte sie sich auch mit entführen lassen. Doch ich brauchte nur die Eine; die Andre ging betrübt nach der Stadt zurück.

Jetzt befahl ich dem Kutscher, so schnell als möglich zu fahren, und er schonte die Pferde nicht. Wir mochten bereits drei Stunden von der Stadt entfernt sein, als der Kutscher die Peitsche verlor. Während er herabsprang, um danach zu suchen, nahm ich die Zügel, und fuhr langsam weiter. Zufällig sah ich mich nach ihm um und bemerkte zu meinem großen Schrecken drei Reiter, die uns nachsetzten und uns bald so nahe kamen, daß an ein Entfliehen nicht mehr zu denken war. Es waren Postknechte, die sogleich den Wagen umring=

ten. „Halt!“ riefen sie. „Herr Deutscher, Sie haben dieses Frauenzimmer, die Frau eines Hutmachers aus der Stadt entführt. Der beleidigte Mann wird sogleich hier sein und Sie nebst der Entflohenen zur Rechenschaft ziehen.“

Ich hatte diese in wallachischer Sprache an mich gerichteten Worte nicht recht verstanden, erfuhr jedoch sogleich den Inhalt derselben von meiner Begleiterin, die sie mir unter Thränen und Händeringen übersetzte. Ich befand mich begreiflicher Weise in einer sehr unangenehmen Lage und schämte mich, mit einem Manne auf solche Weise zusammen zu treffen, der mich früher so artig behandelt und dem ich jetzt seine Braut entführte. Um seinem Anblick zu entgehen, drang ich in Klara, sogleich sammt ihrem Gepäcke den Wagen zu verlassen und nach Fockşan zurück zu kehren; aber sie war, selbst nicht durch Gewalt, dazu zu bewegen. Laut weinend und jammernd stürzte sie zu meinen Füßen.

„Ich werde die grausamsten Mißhandlungen zu erdulden haben,“ schluchzte sie, „und ewige Schande wird mich treffen. Die ganze Stadt wird zusammenlaufen, wenn ich zurückgebracht werde. Jedermann wird mit Fingern auf mich zeigen, und ich werde der Gegenstand allgemeiner Verachtung sein. Lieber den Tod, als solche Schande!“ Ihr Zustand rührte mich, und schnell auf ein andres Mittel sinnend, fragte ich: „Sind diese Leute sehr bigott und leicht einzuschüchtern?“ — „O ja!“ antwortete sie. — „Nun gut, so nehmen Sie schnell eine meiner Pistolen und drohen, sich zu erschießen, wenn sie uns nicht passiren lassen wollen.“ — Sie befolgte auf der Stelle meinen Rath. Die Postknechte erschraken, baten, sie möchte davon abstehen, und sagten endlich, als Klara das Maneuvre wiederholte, Herr Lorenz — so hieß der Hutmacher — habe ihnen einen Dukaten gegeben, um uns einzuholen. — „Hier sind zwei!“ rief ich schnell, ihnen die Goldstücke hinhaltend, „damit ihr leichter theilen könnt.“

Sie besannen sich eine Weile, schüttelten mit den Köpfen, hielten aber endlich doch die Hände auf, nachdem sie sich zuvor wohl zwanzig bis dreißig Male bekreuzt hatten. Klara war unterdessen ohnmächtig geworden.

„Jetzt eilen Sie, daß Sie fortkommen!“ riefen sie uns zu, und im raschesten Trabe erreichten wir den Fluß, bei dem eine Menge Leute beschäftigt waren, die zerstörte Brücke wieder herzustellen. Ein Floß setzte uns über. Klara lag noch immer wie todt, doch erholte sie sich, als ich ihr einige Hände voll frisches Wasser ins Gesicht gesprützt hatte. Am gegenseitigen Ufer angekommen, bemerkte ich, daß die reitenden Postknechte, trotz meiner Spende, uns noch immer auf den Fersen waren und eben mit ihren Pferden durch den Fluß setzten. Wegen des schlechten Weges, der meist durch Gebüsch führte, hatten sie uns bald eingeholt, doch zu meiner Beruhigung diesmal in keiner feindlichen Absicht, sondern um uns anzuzeigen, daß wir nicht den Postweg, sondern den Feldweg einschlagen sollten, weil der Hutmacher uns auf ersterem verfolgen würde. Klara war wieder einer Ohnmacht nahe. Mit einem abermaligen Trinkgelde sprengten die Postknechte auf dem Wege nach Tekutsch weiter, wir fuhren langsam auf dem Feldwege fort, in beständiger Furcht, uns von ihnen betrogen und bald in eine neue Gefahr geführt zu sehen, was jedoch zum Glück nicht der Fall war. Bereits hatten wir zwölf Stunden zurückgelegt, als uns ein furchtbares Gewitter überraschte; ehe es jedoch zu regnen anfing, erreichten wir eine Schenke, in der wir uns gegen zwei Stunden aufhielten. Klaras Angst hatte sich noch nicht gelegt, und sie träumte noch immer von Verfolgung. „Der Regen wird seine Liebe schon abgekühlt haben,“ tröstete ich sie; „oder er ist ein Narr.“

Während der zwei Stunden hatten die Pferde ausgeruht, und ich drang in den Kutscher, wenigstens noch eine Strecke weit bis in den Bezirk von Birlad zu fahren.

„Das ist nicht möglich," sagte er ängstlich, „nach Hause kommen wir nicht mehr, ohne die Pferde todt zu fahren, und in der Umgegend hausen die Räuber, die neulich das Wirthshaus in Brand gesteckt haben. Besser, wir bleiben hier, wo wir außer aller Gefahr sind."

Ich besah mir nun das Haus, es war aus Steinen aufgeführt, zwei Stockwerke hoch, und das Thor so stark, daß nicht leicht eine Gewehrkugel durchdringen konnte; im Innern war es für Menschen und Vieh zugleich eingerichtet.

„Bleiben wir meinetwegen hier," sagte ich zum Kutscher, „doch gib zuvor dem Wirthe diese sechs Piaster, damit er alle Thüren verriegele und Niemanden, wer es auch sei, einlasse."

Ich hatte nämlich dem Wirthe schon vorher erzählt, daß ich aus einem russischen Regimente desertirt sei und erschossen werden würde, wenn man mich fände, und ihm gedroht, ein Gleiches zu thun, wenn er Jemand ins Haus lassen würde. Als ich mich so auf jede Weise gesichert glaubend, eine Oke Wein und ein Abendbrod bestellte, sagte Klara: „Für Letzteres habe ich schon in Focksan gesorgt, denn ich wußte, daß wir in den Wirthshäusern dieser Gegend nichts Genießbares bekommen würden." — „Nun denn, so tischen Sie es auf!" rief ich vergnügt, „damit ich mich, bevor ich nach Birlad komme, von Ihrer Kochkunst überzeuge."

Bald standen gebratne Hühner, Schöpsenbraten und Backwerk auf dem Tische, und Klara erbot sich Alles noch einmal aufzuwärmen; ich lehnte es ab.

„Ist dieses das Mittags- oder Abendbrod des Hutmachers?" fragte ich scherzend. — „Keins von Beiden," lächelte sie, „ich habe es gestern für uns und noch dazu für mein eignes Geld bereitet." — „Und waren Sie schon mehr auf Reisen?" fragte ich weiter. — „Dies ist meine erste Reise und meine erste Flucht, obgleich es hier zu Lande nichts seltenes ist, daß die Braut den davon gelaufenen Bräutigam

oder dieser die entflohene Braut sucht.“ — „Dann sind Sie gewiß froh, daß dieser erste Versuch so glücklich ausgefallen und Ihr Hutmacher, trotz seiner Anstrengung, hinter das Licht geführt ist.“ — „Er hätte es längst merken können, daß ich ihn nicht leiden mochte; aber er war so albern und nicht einmal eifersüchtig, wenn die russischen Offiziere mit mir scherzten, für die ich die Wäsche und andre Geschäfte besorgte. Jetzt bin ich froh, daß ich seiner los bin.“

Klaras Aengstlichkeit war mit einem Male verschwunden und ihre Heiterkeit nahm mit jedem Augenblicke zu.

„Was doch Alles in einem Tage mit einem Menschen vorgehen kann,“ fuhr sie fort. „Geflüchtet und wieder eingeholt, todt gewesen und wieder lebendig geworden, mit Erschießen gedroht und abzudrücken vergessen! Doch habe ich bei all diesen Dingen, die mir jetzt spaßhaft vorkommen, ungeheuere Angst ausgestanden.“

„Gewiß keine größere als ich. Lieber will ich fernerhin Alles roh genießen, als noch einmal auf solche Art eine Wirthschafterin holen.“

Nachdem wir noch länger über die Vorfälle des Tages gescherzt, stellte sich endlich das Bedürfniß der Ruhe ein. Da jedoch in dem Wirthshause kein Bett zu finden war, ließ ich mir mein Lager im Wagen zurecht machen, während der Kutscher und die Wirthschafterin sich auf den Fußboden der Stube betteten. Die Nacht ging glücklich vorüber, und mit dem ersten Strahle der Morgenröthe brachen wir auf. Mir war es leichter ums Herz geworden, obgleich wir noch nicht jeder Gefahr der Verfolgung überhoben waren, denn wir hatten noch 8 Stunden Wegs zurückzulegen, in denen viel Unglück geschehen konnte. Indessen kamen wir glücklich bis eine Stunde vor Birlad, wo uns ein Bekannter des Kutschers begegnete, der uns die betrübende Nachricht mittheilte, daß die Stadt gesperrt sei, und daß Alle, die von Fockan kämen, vierzehn Tage Quarantaine halten müßten, bevor sie eingelassen würden. Diese Nachricht, dachte ich, wird dem

Hutmacher nun vollends jede weitere Verfolgung verleiden; mir war sie indessen sehr unangenehm. Und doch hatte ich nicht Lust, mich dem Gesetze zu fügen, sondern sogleich einen Plan gemacht, dasselbe zu umgehen. Ich sprang vom Wagen, ließ denselben bei Seite fahren, damit er von Niemandem gesehen werden konnte, und ging zu Fuß nach der Stadt. Der Säbel an meiner Seite und die russische Mütze auf meinem Haupte gaben mir ein militärisches Ansehn, und wohlgemuth, als sei ich spazieren gewesen, wanderte ich von einer andern Seite ein, wo ich von Niemandem angehalten wurde. Herr Mamaki freute sich, als er mich sah, und noch mehr, als ich ihm den glücklichen Ausgang der Reise erzählte. Als ich ihn aber um einen Rath bat, wie ich den Wagen mit der Wirthschafterin, ohne Quarantaine zu halten, in die Stadt bringen könnte, war er eben so verlegen darum, wie der Dolmetscher, den er deshalb hatte rufen lassen. Jetzt war ich wieder auf mich selbst gewiesen, und mußte ohne Beihülfe Mittel und Wege auffinden. Sogleich befahl ich einen Ochsenwagen anzuspannen und Betten darauf zu packen. In diese legte ich mich, als es Abend wurde, und so fuhr der Wagen zur Stadt hinaus. Als wir an das Thor kamen, berichtete der Knecht zu Folge meiner ihm zuvor gegebenen Instruction: daß er einen Kranken seiner Herrschaft auf das Landgut derselben fahre und später wieder zurückkehren werde. Und so gelangte der Wagen glücklich vor die Stadt. Als wir die Kutsche mit der Wirthschafterin gefunden, mußte diese sogleich meinen Platz einnehmen, und, nachdem wir die Pferde abgespannt, des Geschirres entledigt und dieses so wie alles übrige Gepäck unter den Betten verborgen hatten, wurde die leere Kutsche hinten an den Ochsenwagen angebunden. So fuhr er nach der Stadt zurück, während der Kutscher und ich die Pferde bestiegen, um die Stadt und endlich, von Niemandem aufgehalten, hinein ritten.

Auf dem Markte trafen wir zusammen, eben als der Ispravnik (Richter) über denselben ritt.

„Haben Sie einen Todten auf Ihrem Wagen?“ fragte er. —

„Nein!“ entgegnete ich, „aber eine Lebende.“ — „Ein Frauenzimmer!“ rief er verwundert. „Und hat sie Quarantaine gehalten?“ — „Versteht sich. Die gesetzliche Frist.“ — „Unmöglich — ich habe ja alle Tage die Anstalt visitirt und nie ein Frauenzimmer zu Gesicht bekommen.“ — „Ganz recht, Herr Richter,“ entgegnete ich dreist, „ich hatte ihr Mannskleider anziehen lassen. Kommen Sie nur morgen,“ fuhr ich in deutscher Sprache, die er sehr gut verstand, fort, „nach der Fabrik des Herrn Mamaki, und Ihr Wagen wird, wenn Sie meine schöne Begleiterin gesehen, von nun an wohl öfter einer Reparatur bedürfen, die im Contobuch keinen Platz finden wird.“ Mit einem herzlichen „Gute Nacht!“ ritt ich von ihm, dem Wagen nach, der bereits in dem Fabrikgebäude angekommen war. Schon von Weitem hörte ich den Jubel der Gesellen über die glückliche Ankunft der hübschen Wirthschafterin. Und hätte sie die Kost noch schlechter bereitet, als sie bisher gewesen war, keiner würde ein Wort darüber gesagt haben, um so weniger geschah es, als sie damit, sowie mit ihrem Betragen alle Ursache hatten, zufrieden zu sein. — Hinsichtlich des Richters hatte ich mich auch nicht geirrt; sein Wagen bedurfte immer der Reparatur, die zwar unsre Hände, aber nicht die Feder des Herrn Mamaki in Bewegung setzen durfte. Auch die andern Bojaren überhäuften uns mit Arbeit, trotz dem, daß sie dieselbe weit theurer als früher bezahlen mußten.

Bisher hatten sich nur einzelne Cholerafälle in der Stadt ereignet, und die Einwohner schienen keine besondere Furcht vor derselben zu haben, als aber die Krankheit von Tag zu Tag weiter um sich griff, nahmen auch Furcht und Schrecken überhand. Bereits hatten die Adligen und großen Kaufleute der Stadt sich auf ihre Landgüter zurück-

gezogen, und auch Herr Mamaki traf Anstalten, sich auf das seinige zu begeben. Da er schon längere Zeit, aus Furcht, angesteckt zu werden, die Fabrik nicht mehr besuchte, beschied er mich zu sich. In diesem Augenblicke durchschaute ich seinen ganzen Charakter, denn das wallachische Sprichwort: man kann aus einem Griechen zehn Juden machen, und er bleibt dennoch ein Grieche, bewährte sich auch an Herrn Mamaki. Er besaß eine Weinhandlung in der Stadt, die er jedoch nicht auf eigne Rechnung betrieb, sondern einem armen Einwohner verpachtet hatte, da er sich als Edelmann schämte, den Weinschenk zu machen. Von jeder Oke Wein erhielt der Verkäufer sein Gewisses. Da nun Mamaki glaubte, daß der Weinschenk an der Cholera sterben würde, ließ er ihm durch mich die noch vorhandenen Vorräthe abfordern und nach der Fabrik bringen, theils um sie dort aufzubewahren, theils für die Arbeiter, von denen ein Jeder täglich drei Nösel erhielt. Nachdem er nun auch diese Angelegenheit beseitigt wußte, bezog er mit seiner Familie das Landgut und überließ mir die Geschäfte der Fabrik. Die Sterbefälle wurden täglich zahlreicher, und bald mußten die Leichname schichtweise auf Wagen nach dem Pestgottesacker vor der Stadt gefahren werden, wo sie in tiefe, mit ungelöschtem Kalk gespeiste Löcher geworfen wurden. Und gar mancher mag sich auf einem solchen Wagen befunden haben, dessen Lebenslicht noch nicht gänzlich erloschen war. Die Besorgung der Leichname ist den Schucklern oder Pestwärtern anvertraut, Menschen, die schon einmal die Pest gehabt und dadurch sich vor Ansteckung sicher glauben. Diese gehen in den Straßen umher und holen die Leichname aus den Häusern. Nicht selten lebt darin noch der letzte Einwohner und könnte gerettet werden; aber sie werfen ihn lebend auf den Todtenwagen und werden so die Erben des Hauses mit Allem was sich darin befindet.

Die Fabrik lag außerhalb der Stadt in einer gesunden, stets von

frischer Luft durchstrichenen Gegend. Ich verschloß das Thor und befahl Niemanden außer den Dolmetscher einzulassen, so oft wir ihn brauchten. Doch waren diese Vorsichtsmaßregeln überflüssig, da plötzlich unsre Wirthschafterin erkrankte. Ich ließ den Dolmetscher rufen, um ihn nach einem Arzte zu schicken, aber er sagte: „Wozu einen Arzt? Bringen sie mir schnell Essig.“

Klara lag einer Todten ähnlich auf ihrem Lager. Mit dem herbeigebrachten Essig rieb er ihr so lange die Glieder, bis das Blut wieder in Wallung kam und sie über Schmerzen zu klagen anfing. Nun stellte er die Reibungen ein, und die Kranke verfiel in einen tiefen Schlaf. Nach sechs Stunden wieder erwacht, klagte sie über Schmerz in den Gliedern und fragte, was mit ihr vorgegangen sei. Wir überredeten sie, daß sie geträumt habe. Nach einigen Tagen war sie vollkommen hergestellt.

„Sehen Sie,“ sagte der Jude zu mir, „daß mein Mittel geholfen! So gehen wir nicht nur des Tages, sondern auch des Nachts zu unsern pestkranken Glaubensgenossen, von denen bis jetzt nur sehr wenige gestorben sind, in der Stadt umher, und heilen sie auf diese Weise, während die Christen zur Heilung der ihrigen nichts thun. Wenn irgendwo ein Vater oder eine Mutter im Sterben liegt, treten die Kinder und Verwandten von Weitem an das Bett, halten sich ein Taschentuch vor die Nase, fragen darunter hervor: „Wie geht Dir's, Vater?“ u. s. w., und gehen wieder, wenn sie keine Antwort erhalten, anstatt ihnen mit thätiger Hülfe beizuspringen, wie wir thun. Und so geschieht es auch nicht selten, daß solch ein Elender, von Hunger, Krankheit und Verzweiflung gemartert, sich auf die Straße wälzt, und darin so lange hülflos und von Jedermann gemieden liegen bleibt, bis er den Geist aufgibt.“

In der That enthielten diese Aeußerungen des Dolmetschers keine Unwahrheit; ich selbst habe mehrere auf der Straße elendiglich ster-

den sehen, wenn ich Morgens nach der Fleischbank ging, um dort die nöthigen Einkäufe für die Fabrik zu machen. Ein empörender, schauderhafter Anblick! Bald war ich auch dieser Wege überhoben. Die Cholera hatte eine beispiellose Billigkeit der Fleischwaaren zur Folge. Da sämmtliche Edelleute der Stadt, welche früher die den Juden nicht „kauschern" Hinterviertel der Rinder und Schafe gekauft hatten, auf ihren Landhäusern wohnten, so wurde unsre Fabrik mit Fleisch überhäuft. Allein die Gesellen, meistentheils Ungern, deren Magen sich trefflich auf Verarbeitung fetter Fleischspeisen verstand, wurden dadurch bald so verwöhnt, daß sie von einem zum Frühstück angeschnittenen Hammelbraten nicht wieder Mittags essen wollten, sondern denselben den Hunden auf die Straße warfen. Jede Speise mußte frisch zubereitet sein; die Leckermäuler beriefen sich auf die Wohlfeilheit derselben. Auch waren die Fleischpreise wirklich lächerlich gering. So kostete das ganze Hinterviertel eines jungen Schafes — denn ältere werden nicht geschlachtet — nur 6 bis 8 Pfennige, und ein ganzer Hammel, der sonst mit 12 bis 16 Groschen bezahlt wurde, nicht mehr als ein halbes Kopfstück (12 Kreuzer rheinisch). Rindfleisch mochten sie noch weniger, da es schlecht war. Denn nicht wie bei uns wird das Rindvieh zur Schlachtbank geführt, sondern von Reitern, die mit langen Peitschen bewaffnet sind, theils auch von Hunden von den Weideplätzen nach der Stadt gehetzt und so auf der Stelle geschlachtet. Durch die vielen Peitschenhiebe löste sich meist die Haut so leicht vom Fleische, daß man dazu oft nicht einmal eines Messers bedurfte. War ein Schaf geschlachtet, so wurde an den Füßen eine Oeffnung gemacht und in diese stark hinein geblasen; dadurch löste sich die Haut um so leichter ab.

Die Cholera hatte nun schon drei Wochen gewüthet, und Herr Mamaki verweilte ruhig auf seinem Landgute, ohne nach uns zu fragen. Ich hatte während der ganzen Zeit die Arbeiter aus meinem

Beutel bezahlt und ebenso alles Nöthige zum Lebensunterhalt, sowie die Auslagen für die Fabrik daraus bestritten. Jetzt da die Quelle zu versiegen drohte, schickte ich zu dem Herrn auf das Landhaus und ließ ihn um Geld ersuchen. Ich erhielt zur Antwort, daß er keins habe und daß ich alle Arbeiter bis auf die Wirthschafterin fortschicken möge; er wolle mir, wenn die Cholera vorüber sei, andre kommen lassen. Ich stimmte jedoch damit nicht überein. Als ich den Gesellen die mir gewordene Antwort mittheilte und zugleich vorstellte, wie schwer und unangenehm es sei, in jetziger Zeit zu reisen, wo alle Städte und Dörfer wegen der furchtbar wüthenden Krankheit gesperrt seien, erklärten sie, daß sie lieber um halben Lohn arbeiten, als weggehen wollten. So lieb mir diese Antwort war, so wollte ich doch zuvor noch einmal mein Heil bei Herrn Mamaki versuchen. Am andern Tage befahl ich dem Kutscher, der im Wohnhause in der Stadt wohnte, anzuspannen, und fuhr mit dem Dolmetscher nach dem Landhause. Als wir etwa noch eine Viertelstunde davon entfernt waren, kam uns ein Diener entgegen, welcher uns dringend bat, nicht weiter zu fahren, da der Herr sich über alle Maßen vor Ansteckung fürchte. „Nun gut,“ gab ich zur Antwort, „wenn wir nicht zu ihm kommen dürfen, so mag er zu uns kommen, ich muß nähere Erklärung über seine gestrige Antwort haben.“

Der Diener ging zurück. Nicht weit von uns war ein etwa zwanzig Fuß breiter Fluß, der, nach des Dieners Bestimmung, die Scheidewand zwischen uns und dem Principale bilden sollte. Etwa nach einer halben Stunde sahen wir Herrn Mamaki ankommen. Schon von Weitem hielt er sich ein Tuch vor Mund und Nase, und als er uns so nahe kam, daß wir uns verstehen konnten, machte er am jenseitigen Ufer halt. Nachdem wir uns gegenseitig begrüßt hatten, fragte er mich, ob ich krank gewesen sei. — „O ja!“ ließ ich ihm antworten, „schon seit drei Wochen, und habe mir selbst helfen müssen. Und

da der Arzt, nach dem ich geschickt, nicht zu dem Patienten gekommen, so kommt dieser in der Absicht sich radical curiren zu lassen. In der That, Herr Mamaki, ich bin hier, um mein ausgelegtes Geld in Empfang zu nehmen, widrigenfalls fest entschlossen, mit sämmtlichen Gehülfen die Fabrik im Stiche und die beiden accordirten Wagen ungefertigt zu lassen."

Obgleich meine Rede nicht so ernstlich gemeint war, so mochte Herr Mamaki doch für seine Fabrik besorgt sein, denn er gab schnell zur Antwort, er werde morgen Geld senden, ich möchte keinen Arbeiter gehen lassen, da er keinen entbehren könne. Mit diesen Worten empfahl er sich, und ich kehrte nach der Stadt zurück. Als ich den Gesellen anzeigte, daß sie bleiben und wie früher um den ga[illegible]n Lohn arbeiten sollten, waren sie sehr erfreut und fügten sich, ohne ein Wort zu sagen, meinen Anordnungen, die darin bestanden, daß ich ihnen verbot, die übrig gebliebenen Speisen fernerhin den Hunden vorzuwerfen.

Am andern Tage erhielt ich wirklich eine Summe Geld von Herrn Mamaki, und wir gingen mit erneuerter Thätigkeit an die Geschäfte, um so mehr, als wir das Glück gehabt hatten, von allen Anfällen der Cholera verschont zu bleiben.

Erst nach vollen drei Monaten legte sich die Wuth der Krankheit, die eine wahrhaft Grausen erregende Menge von Opfern gefällt hatte, und alle Geflohenen, die noch am Leben waren, kehrten von ihren Landhäusern in die halb entvölkerte Stadt zurück. Auch Herr Mamaki fand sich daselbst wieder ein. Mit freundlichem Gruß betrat er die Fabrik, die er in vierzehn Wochen nicht gesehen hatte, und gab uns seine volle Zufriedenheit über die während dieser Zeit gefertigten Arbeiten zu erkennen. Als ich ihm nach einigen Tagen sowohl über das von ihm empfangene, als das von mir ausgelegte Geld Rechnung ablegen wollte, und unser gewöhnlicher Dolmetscher eben abwe-

fend war, nahm ich einen ungarischen Schmied, der die deutsche und wallachische Sprache etwas verstand und den ich für meinen Freund hielt, zu diesem Geschäfte. Aber wie bitter hatte ich mich in ihm getäuscht! Denn als mir der Herr 50 Ducaten auszahlte und noch 10 schuldig blieb, sagte der Schmied zu ihm: „Warum zahlen Sie dem Sachsen die zwei Ducaten und außerdem noch seine gelieferte Arbeit? Zahlen Sie ihm so wie uns, und seien Sie versichert, daß er nicht fortgehen wird. Mir brauchen Sie indessen nur ein Geringes zuzulegen, und ich führe die Aufsicht über Schlosser und Schmiede, während Sie täglich durch Ihren Diener die Arbeiten der Sattler, Wagner und Gürtler controliren lassen können.“

Herrn Mamakis freundliches Gesicht bezeugte, daß ihm diese Worte, die ich recht gut verstand, nicht mißfielen. Nach einigen Tagen trat er damit gegen mich hervor, ich aber dankte auf der Stelle für seine fernere Arbeit und erbat mir mein noch übriges Guthaben, was er mir auch, jedoch mit einem Abzuge von 5 Speciesthalern, gewährte. Da ich mir jedoch diesen Abzug nicht gefallen lassen wollte, begab ich mich zu dem russischen Consul, bei welchem ich mein Wanderbuch niedergelegt hatte, und erzählte ihm das Vorgefallene, weniger in der Absicht, durch ihn das Geld erlangen, als vielmehr, um mein Recht behaupten zu wollen. Der menschenfreundliche Consul schickte auf der Stelle zu Herrn Mamaki, der aber angeblich nicht zu Hause war; auch späterhin ließ er sich so oft verläugnen, als er gefordert wurde. So vergingen einige Wochen. Endlich gab mir der russische Consul einige Kosaken zur Begleitung, welche von ihm den Auftrag erhalten hatten, Alles wegzunehmen, was ich ihnen bezeichnen würde. Mit diesem kräftigen Nachdruck trat ich in die Fabrik und bat mir, um zu meinem Gelde zu gelangen, die zur Schmiedearbeit unentbehrlichsten Werkzeuge aus. Der Ungar brauste auf und nannte mich einen schlechten Menschen; sogleich zeigte ich auf ihn, und die Kosaken nahmen

ihn ohne Weiteres beim Kragen und führten ihn ab. Beim Consul angekommen, erzählte ich den Vorfall, und der Ungar wurde sogleich zwei Tage bei Wasser und Brod eingesperrt. Da er später im Verhöre seine Aussagen gegen mich nicht beweisen konnte, vielmehr gestand, daß er sich von seiner Hitze habe übereilen lassen, und ihm deswegen 25 Stockprügel zugedacht wurden, fiel er mit jämmerlichem Geschrei dem Consul zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. „Nicht ich, sondern der," sagte dieser auf mich zeigend, „hat zu verzeihen." — Ich aber ließ, um ihn noch ein wenig zu ängstigen, von den Kosaken die Bank bringen. Jetzt bat er mich um Gotteswillen, ihm die Strafe zu schenken, und ich willigte ein, rief ihm aber noch einmal ins Gedächtniß zurück, wie ich in Bukarest seine Kleider vom Wirthe eingelöst, ihm hier zu Arbeit und gutem Lohne verholfen und ihn stets freundlich und gütig behandelt habe; daneben stellte ich sein schändliches Betragen gegen mich und überließ ihm selbst die Entscheidung, ob er die Prügel verdient habe. Er bekannte dies und bat mich mit den demüthigsten Bitten um Verzeihung. Einsehend, daß er ohne Werkzeug nicht würde arbeiten können, gab ich ihm das mitgenommene zurück, denn ich wußte im Voraus, daß ich von Herrn Mamali den Rest meines Lohnes nicht erhalten würde, auch wenn ich noch vier Wochen in Birlad bliebe.

Während meines sechsmonatlichen Aufenthaltes in dieser Stadt hatte ich Gelegenheit sie genau kennen zu lernen. Sie ist weder groß, noch volkreich, die Straßen sind ungepflastert und schmutzig, wenn auch nicht so arg wie in Bukarest. Die Sitten und Gebräuche stimmen meistentheils mit denen der Wallachen, zu deren Volksstamm sie gehören, überein.

Als ich einstmals aus der Fabrik nach der Stadt ging, um Eisen einzukaufen, trat plötzlich in den Laden, in welchem ich mich befand, ein Mensch von brauner Gesichtsfarbe, mit einem Hute auf dem Kopfe,

an welchem große Schafhörner befestigt waren. Vom Sohne des Kaufmanns, den ich um eine Erklärung dieses sonderbaren Putzes bat, erhielt ich zur Antwort, daß dieser Mensch — ein Zigeuner — ein Leibeigener sei, für dessen Redlichkeit sein Herr nicht stehe, weil er gestohlen habe, und der deshalb den gehörnten Hut trage, damit die Bewohner der Häuser, in denen er ein- und ausgehe, sich vor seinen Diebsfingern hüten möchten. Die Hörner seien eine allgemein anerkannte und respectirte Erklärung seines Herrn, daß er nichts ersetze, was der Kerl gestohlen habe. Man kann keinen schlagendern Beweis von der Demoralisation eines Volks beibringen, als diese Hörner auf dem Haupte. Bei uns zu Lande sind sie doch nur symbolisch gebräuchlich und Ankläger von Frauen, die in der Cultur allzu große Fortschritte gemacht haben.

Das Land um die Stadt ist äußerst fruchtbar, aber, wie überall in der Moldau, schlecht angebaut. Dennoch ziehen die Bauern große und schöne Zucker- und Wassermelonen, die sie an Markttagen tausendweise nach der Stadt bringen, wo sie als das beliebteste Erfrischungsmittel von Arm und Reich gekauft werden. Doch ist ihre Anzahl zuweilen so groß, daß sich nicht genug Käufer dafür finden. Um nun die Früchte nicht wieder nach Hause zu fahren, spielen die Bauern ein eigenes Spiel. Man legt nämlich 6 bis 8 Melonen von der Größe eines Kopfes auf eine Bank oder einen Tisch, stellt sich mit einem großen Messer davor und führt damit von der Seite einen Hieb. Wenn der Spieler sämmtliche mit einem Zuge spaltet, oder auch nur ein Stück von einer jeden abhaut, so erhält er die Melonen umsonst, wenn nicht, so muß er den Werth derselben dem Verkäufer bezahlen. Ganze Tage lang bringen die Bewohner der Städte und Dörfer vor den Wirthshäusern mit diesem Spiele zu, da sie nichts Besseres zu thun haben, und ich habe oft gesehen, daß sechs Perso-

nen einen ganzen Wagen voll dieser Früchte verzehrten, freilich so, daß sie dieselben halb auf die Straße warfen.

Die in der Moldau herrschende Religion ist die griechische, deren Ceremonien die Einwohner mit großer Aengstlichkeit beobachten, aber dabei äußerst abergläubisch sind. Nicht wie bei uns besuchen sie die Kirchen in ihrem Sonntagsputz, sondern in ihren gewöhnlichen Kleidern, die im Winter aus einem Pelze, im Sommer aus einem weißen, durch einen Gurt um die Hüften zusammen gehaltenen Hemde bestehen. Den Gebrauch der Glocken kennen sie nicht, der Klang von großen Stahlstäben, die auf den Thürmen an Stricken hängen und aneinander geschlagen werden, ruft die Gemeinde zum Gottesdienst.

Stirbt ein Bojar oder sonst eine angesehene Person, so folgen die Schulkinder, Mädchen wie Knaben, paarweise und in weißen Gewändern dem Sarge, vor welchem die Priester im festlichen Ornate mit Rauchfässern und brennenden Wachskerzen in den Händen paradiren. Der Deckel des Sarges wird vor demselben hergetragen; im Letzteren liegt der Leichnam offen für Jedermanns Anblick, damit keiner sagen könne, daß der zu Beerdigende vielleicht lebendig begraben worden sei. Nach einem Jahre besuchen die Verwandten und Freunde des Verstorbenen noch einmal sein Grab, weinen ihre letzten Thränen darauf und vergessen dann bei einem fröhlichen Schmause jede weitere Trauer. So ernst und feierlich solches Leichenbegängniß ist, so wird es doch nicht selten durch allerhand komische Scenen gestört. Einst starb in Bukarest ein reicher Bojar, welcher, seinem letzten Willen gemäß, auf dem Kirchhofe eines Nonnenklosters beerdigt wurde. Ich folgte dem Leichenbegängniß, um die Nonnen zu sehen, welche den Sarg vor der Kirche umgaben. Eine große Menschenmasse stand dicht umher. Als mehrere Diener aus der Kirche kamen, um Lichter unter die Menge zu vertheilen, wurde das Gedränge, indem Jeder nach einem Lichte griff, so arg, daß jene sich genöthigt sahen,

mit den Leuchtern und Lichtern unter die Masse zu schlagen, die erbost darüber, den Dienern in die Haare fiel und sie zu Boden warf. Die Leichenfeier war mit einem Male in eine allgemeine Balgerei ausgeartet, und die Nonnen brachen endlich in ein helles Lachen aus, so sehr sie sich auch erst bemüheten, ihre Lachlast zu unterdrücken.

Der Boden dieser Länder ist überall fruchtbar, Feld und Wald, Thal und Berg wechseln angenehm mit einander ab, die Gegenden sind meist schön, zuweilen paradiesisch reizend; das treffliche Klima begünstigt die Vegetation ungemein; welch herrliche Saaten könnten unter diesen vortheilhaften Bedingungen hier blühen, wenn nur — die Menschen etwas taugten. Der tiefe Verfall der Sitten ist aber die unglückselige Folge der Jahrhunderte langen türkischen Bedrückung. Auch diesen Ländern wird einst die Stunde der Freiheit schlagen, die die unaufhaltsam vorschreitende Intelligenz des übrigen Europa gebieterisch verlangt, aber es wird lange Zeit dazu gehören, diese Völker zur Mündigkeit zu erziehen, so daß sie auch würdig und tauglich für politische Freiheit sind.

Am 17. September 1831 ließ ich mein Wanderbuch beim Consul Kostow für einen Ducaten visiren, miethete mir einen Wagen und verließ Birlad. Mein Weg führte durch eine unübersehbare Ebene, und erst zu Mittag erreichte ich ein einzelnes Haus, welches dicht am Walde stand. Ich hielt an, theils um das Pferd zu füttern, theils um selbst einen Imbiß zu nehmen, und traf in der Stube zwei alte Leute, welche ein kleines Kind bei sich hatten, das ihnen jedoch nicht zu gehören schien. Sie bedienten uns so gut sie konnten. Bald nachher trieb mich ein natürliches Bedürfniß zum nahen Walde, und ich nahm, vor Jedermanns Blicken geborgen, hinter einem Busche, an welchem ein kleiner Bach vorbeifloß, meinen Platz. Zuvor zog ich meine Pistolen aus der Tasche und legte sie neben mich. Plötzlich tritt hinter demselben Busche eine lange Gestalt hervor, greift hastig

nach einer der Pistolen, und ehe ich noch aufspringen kann, knallt dieselbe, und die Kugel reißt mir, dicht am Beine vorbeisausend, ein Stück meiner weiten Kosakenhose mit fort. Sogleich hatte ich die zweite erfaßt, und war eben im Begriff, sie auf den Menschen abzudrücken, als dieser vor mir auf die Kniee niederfiel und mich beschwor, ihn leben zu lassen.

„Gott weiß es,“ flehete er, „daß ich es nicht mit Willen, noch in einer bösen Absicht gethan habe. Ich habe noch nie solche Pistolen — es waren doppelte und mit Percussionsschlössern — gesehen, und meine Neugier ließ mich dieselben in die Hand nehmen, um sie zu betrachten. Aber ich bin kein Räuber, kein Mörder, so wahr mir Gott helfe!“

Zur mehrern Beglaubigung seiner Worte riß er seine Kleider auf, um zu zeigen, daß er nicht einmal ein Messer bei sich habe, was in jenen Gegenden jeder Bauer führt, wenn er auf den Acker oder sonst wohin geht; ich sah, daß er über den Schuß noch weit mehr als ich selbst erschrocken war, und schenkte ihm das Leben.

Am andern Tage langte ich bei Zeiten in Galatz an der Donau an. Der Gasthof, in welchem ich abstieg, lag an einem Berge, von welchem man eine herrliche Aussicht auf die Ebene, die sich bis an das schwarze Meer erstreckt, auf die von Schiffen belebte Donau, die sie durchströmt, und in weiter Ferne auf die blauen Berge des Balkan, die südlich den Horizont begränzen, genießt. Ich konnte mich nicht satt sehen an der herrlichen Landschaft, und die großen majestätisch die Donau hinauf- und hinabfahrenden Schiffe riefen den Wunsch in mir wach, auf der Stelle unter Segel zu gehen. Im Hafen angelangt, war es schon zu spät, doch traf ich dort drei Bekannte aus Bukarest, die eben an Bord eines türkischen nach Constantinopel bestimmten Schiffes gehen wollten. — Da mein Wanderbuch nicht in Ordnung war, mußte ich zurückbleiben, und obgleich am andern Tage

ein zweites türkisches Schiff dorthin abging, so war mir doch unterdessen die Lust vergangen, meine erste Seereise auf einem solchen zu machen.

Wieder in den Gasthof zurückgekehrt, traf ich dort einen Wagner, der mir dringend zuredete, hier zu bleiben und ein Geschäft anzufangen, was er schon längst selbst gethan haben würde, wenn er Mittel dazu gehabt hätte. Er war in Galatz von deutschen Eltern geboren, hatte in Kriegszeiten den Marketender gemacht und war außer der deutschen, der wallachischen und türkischen Sprache gleich mächtig. Ich zeigte mich seinen Vorschlägen nicht abgeneigt, und er führte mich zu einem Bojaren, der vor der Stadt in einem Weingarten wohnte und sehr erfreut war, als er hörte, ich wolle hier ein Geschäft begründen. Auf der Stelle wollte er mir seine drei Wagen zur Reparatur übergeben, versprach mir, sowohl für sich selbst einen neuen Wagen bauen zu lassen, als auch die andern Bojaren dazu zu vermögen, und bot mir ohne alle Vergütung eines seiner Häuser zu einer Werkstätte an. Ich besah dasselbe; es hatte eine herrliche Lage, so daß man über das ganze Thal hinweg und meilenweit auf die schiffbelebte Donau sehen konnte, war äußerst bequem und wie zu einer Fabrik gemacht. Sogleich war ich entschlossen, auf den Antrag des Wagners, das Geschäft mit ihm gemeinschaftlich zu betreiben, einzugehen, doch gestand er mir, daß es ihm an allem Werkzeuge mangle, und solches auch nicht in Galatz zu kaufen sei. Er rieth mir daher, ein Pferd zu kaufen, einen Wagen zu miethen und mit ihm nach Jassy zu fahren, wo er von seinem Bruder Geld zu bekommen habe, und dort das nöthige Werkzeug anzuschaffen. Ich kaufte ein Pferd, miethete von dem Wirthe einen Wagen, wofür ich ihm bei meiner Rückkehr vier neue Räder versprach, und erhielt von dem Apotheker, den ich mittlerweile kennen gelernt hatte, zum Schutz für die Reise ein Gewehr. So traten wir am 22. September unsre Fahrt nach

der 21 Meilen entfernten Hauptstadt der Moldau an. In zwei und einem halben Tage hatten wir die Strecke Wegs ohne weitern Aufenthalt zurückgelegt. Als wir eines Tages an einem See vorbeifuhren, auf welchem wilde Enten schwammen, langte ich das Gewehr hervor, um es zu probiren. Aber vergebens war jeder Versuch zu schießen. Sieben Mal brannte das Pulver von der Pfanne, und ärgerlich warf ich es wieder in den Wagen mit dem Gedanken: Wenn dich die Hand Gottes nicht schützt, wie bisher, diese Waffe wird es nicht können!

Bevor man nach Jassy gelangt, hat man einen großen Wald von drei bis vier Stunden Länge zu passiren, in welchem schon viele Reisende theils ausgeplündert, theils ermordet worden waren, da keine gangbare Fahrstraße durch denselben führte. Eben war das russische Gouvernement damit beschäftigt, zur größern Sicherheit der Reisenden eine solche etwa 80 Fuß breit durch den Wald bahnen zu lassen, und tausend Hände waren beschäftigt, die herrlichen Bäume zu fällen; über eine Stunde weit war sie schon fertig. Ehe man Jassy betritt, sieht man es von einer Anhöhe aus dem Walde auf einer andern, in einer reizgeschmückten Gegend liegen, rings von prächtigen Gärten und Weinbergen umgeben. Einen so herrlichen Anblick die Stadt aus der Ferne gewährt, einen so widrigen Eindruck macht sie in der Nähe mit ihren meist elenden Häusern und dem Schmutz ihrer Straßen. Natur und Kunst stehen hier in einem fürchterlichen Widerspruche. Die Hauptstadt der Moldau ist eben so berühmt durch die Reichthümer, welche die Handelsthätigkeit der Einwohner in ihr aufgehäuft hat, als berüchtigt durch die Sittenlosigkeit, die schamlos und ohne Deckmantel, gleichsam als wäre sie die erste aller Tugenden, die ganze Bevölkerung beherrscht. Jassy ist das frühe Grab der Ausländer, vorzüglich der Deutschen. Der dem Handwerker reichlich ertheilte Lohn überhebt ihn jeder Lebenssorge, der herrliche wohlfeile Wein macht

ihn zum Trunkenbolde, der freie, von keiner Polizei überwachte Umgang mit dem andern Geschlechte verdirbt seine Sitten und führt ihn auf der Bahn der Wollust, siechend an ekelhaften Krankheiten, dem Untergange rasch entgegen. Fast in jedem Hause, auf jeder Straße, begegnet man solchen wandernden Bildern des Jammers und Elends, die ihren abgemagerten Körper nur mühsam fortschleppen.

Sogleich bei unsrer Ankunft waren wir in einem deutschen Gasthofe abgestiegen, den man uns als den besten und nobelsten der Stadt bezeichnet hatte. Aber Himmel, welch ein Anblick bot sich uns sogleich beim Eintritte dar! Wir trafen meist Deutsche darin, aber an eine Unterhaltung war nicht zu denken. Einer taumelte betrunken in der Stube umher, ein Andrer wimmerte, auf einer Bank liegend, über Schmerzen an seinem Körper, während ein Dritter und ein Vierter, in eine Ecke hingekauert, sich die Pestbeulen mit stinkenden Salben einrieben. Dazu kam noch das fortwährende Fluchen der Wirthin in der Küche, die nicht an den Heerd kommen konnte, weil ihn die Quacksalber eingenommen hätten, und auf dem Feuer ihre verdächtigen Heilmittel bereiteten. Das Herz in der Brust erbebte mir über diese Scene; mich jammerte die in ihrer Blüthe vergiftete Jugend meines Vaterlandes, die hier in diesem Pfuhle des Lasters fern von ihrer Heimath so schmälich unterging. Wie mancher hoffnungsvolle Jüngling, vom Segen der Seinigen begleitet, fand hier ein ruhmloses unbeweintes Grab. Schaudernd hätte ich gern dieses Sodom sogleich wieder verlassen, aber ich war gezwungen, einige Tage hier zu bleiben, um das nöthige Werkzeug zusammenzubringen. Gleich auf seinem ersten Gange nach der Stadt erfuhr mein Reisegefährte, daß sein Bruder, ohne ihm einen Pfennig zu hinterlassen, gestorben war; wie ich später hörte, hatten auch ihm Ausschweifungen ein frühes Ende bereitet.

Am vierten Tage verließen wir Abends 5 Uhr Jassy wieder. Als

wir durch eine der Hauptstraßen fuhren, in der sich eine große Menschenmenge drängte, erblickten wir in ihrer Mitte einen Ausrufer, der die Trommel rührte, darauf etwas vorlas und sodann weiter ging. Da ich das Vorgelesene nicht verstehen konnte, theilte mir mein Reisegefährte mit, daß am vergangenen Tage in dem Walde, den wir eben zu passiren hatten, ein russischer Offizier ermordet und beraubt worden sei. Diese Nachricht war mir eben nicht angenehm, doch befahl ich dem Galatzer zuzufahren. Kaum waren wir eine Stunde von der Stadt entfernt, als wir von einem Truppe Janitscharen oder Arnauten, welche in der Moldau die Polizei bilden, angehalten und über den Zweck unsrer Reise ausgefragt wurden. Sie waren zur Verfolgung der Räuber ausgesandt und gaben uns den guten Rath, uns an sie anzuschließen. So lange der Weg eben war, kamen wir ihnen nach, als er aber bergauf führte, war es nicht mehr möglich und wir verloren sie bald aus den Augen. Mitten im Walde überraschte uns die Nacht, und es wurde so stille um uns, daß wir den geringsten Laut aus weiter Ferne hörten; endlich kamen wir auf den gebahnten Weg und trieben unser Rößlein zu raschern Schritt. Gegen Mitternacht erreichten wir das Ende des Waldes und sahen aus einem Wirthshause, das etwa einen Büchsenschuß seitswärts von der Straße lag, zwei Lichter schimmern. Wir fuhren darauf zu in der Absicht das Pferd zu füttern, selbst etwas zu genießen und ein Stündchen auszuruhen. Der Wirth empfing uns artig und war so gewandt und flink, wie ich noch keinen in jenen Gegenden getroffen. Er pries uns die Billigkeit seiner Lebensmittel an, versprach für das Pferd zu sorgen und nöthigte uns in die Gaststube, wo wir einen Mann und eine Frau, gleichfalls Fremde, trafen. Wir wollten an ihrer Seite Platz nehmen, doch der gesprächige Wirth rieth uns, in ein Nebenzimmer zu gehen, wo eine Gesellschaft fremder, sehr artiger Leute versammelt sei. Zugleich bat er uns bei ihm zu übernachten, da er

hinreichend Stallung für Pferde und Wagen habe, und stellte dabei die Preise, vorzüglich der Gerste — denn Hafer für die Pferde gibt es nicht — so billig, daß mir Letzteres auffiel. Die Bauern, die sie doch selbst bauen, konnten sie unmöglich so wohlfeil liefern. Ich sprach mich in deutscher Sprache über den Wirth und seine Forderung gegen meinen Reisegefährten aus, verhehlte meinen Verdacht nicht und konnte den Gedanken nicht los werden, daß wir in die Höhle der Räuber gerathen seien, die den Wald unsicher machten. Meine Vermuthung wurde zur Gewißheit, als ich durch ein Loch der Nebenthüre im andern Zimmer sechs bis acht unheimliche Gestalten, mit Pistolen und langen Messern bewaffnet, erblickte, die, eben erst aus dem Walde gekommen, das aufgetragene Essen mit gieriger Hast verschlangen. So sehr ich bei ihrem Anblicke erschrack, so stieg doch gleich in meiner Seele ein Rettungsgedanke auf, den ich meinem Gefährten mittheilte und ihm die Ausführung desselben übertrug. Als nun der Wirth aus dem Nebenzimmer, in welchem er sich mehr als bei uns aufhielt, heraustrat, fragte ihn mein Reisegefährte: Ob die zwölf Janitscharen, welche die Räuber verfolgen sollten, die gestern den Offizier erschlagen, schon da gewesen wären? — Mit einem verlegenen „Nein" beantwortete der Wirth die Frage.

„Nun denn," fuhr jener dreister fort, „so werden sie im Augenblicke hier sein. Sie verließen uns in der Mitte des Waldes, behauptend, daß sie die Spur der Räuber hätten, und versprachen, gegen Mitternacht hier in euerm Hause wieder mit uns zusammenzutreffen."

Dies wirkte. Der Wirth wurde verlegener und ängstlicher und lief hin und her. Mein Auge fixirte scharf seine veränderten Züge. „Wir sind gerettet," flüsterte ich meinem Begleiter in deutscher Sprache zu. „Schmiere Du schnell den Wagen, ich will das Pferd nach dem Wasser führen." Da ihm dieser Auftrag nicht zu gefallen schien,

tauschten wir die Rollen; er führte das Pferd nach dem 200 Schritte entfernten Bache, der unter einer Brücke hinweg floß; ich besorgte den Wagen. Er stand der Hausthüre gerade gegenüber, so daß ich Alles, was im Hause vorging, bemerken konnte. So wie wir die Stube verlassen hatten, ging der Wirth ins Nebenzimmer, um der Gesellschaft die eben erhaltene Nachricht mitzutheilen. In einem Nu waren darin alle Lichter ausgelöscht, und nach wenigen Minuten schlich einer nach dem andern durch eine Hinterthüre dem Walde zu. In freudiger Bewegung rief ich ihnen nach: „Wohin?" aber keiner gab Antwort.

Mein Gefährte kam mit dem Pferde, wir spannten es ein und fuhren rasch davon. Etwa hundert Schritte vom Hause holte ich die alte Flinte des Apothekers aus dem Wagen, legte zum Scherz damit auf den Schornstein des Wirthshauses an, und wie ich losdrückte, stürzte derselbe zu meinem Erstaunen (denn ich glaubte, das Gewehr würde niemals losgehen) mit lautem Geprassel vor die Hausthüre. Niemand kam heraus; mein Begleiter aber, welcher das Pferd lenkte, war über den Schuß, in der Meinung, er rühre von den Räubern her, so erschrocken, daß er Zügel und Peitsche aus der Hand fallen ließ. Das ebenfalls erschrockene Pferd ging mit uns über die schmale Brücke durch, so daß wir fast Unglück gehabt hätten, und wurde erst auf der Landstraße wieder ruhiger. Und so fuhren wir, einer doppelten Gefahr entgangen, die noch übrige Nacht hindurch und hatten am Morgen bereits 20 Stunden zurückgelegt. Ein so dichter Nebel überschleierte Berg und Thal, daß wir auch die nächsten Gegenstände nicht erkennen konnten, und wir fuhren eine Weile in der Irre umher, bis uns ein Kosak begegnete, der Gensdarmendienste in jener Gegend versah. Mein Gefährte fragte ihn, wo wir uns befänden, und sogleich drehte er sein Pferd um und brachte uns wieder auf die Fahrstraße. Ich bot ihm für seine Gefälligkeit eine Belohnung an,

aber er schlug sie mit den Worten „das ist Menschenpflicht“ aus, und ritt weiter. Gegen 9 Uhr kamen wir in ein kleines unbedeutendes Städtchen, wo wir von Neuem unsern Wagen schmieren ließen, damit er dem Pferde nicht so schwer werde und kein so fürchterliches Knarren verursache.

Gegen 3 Uhr Nachmittags langten wir in Birlad an, und ich nahm meine Wohnung bei den deutschen Apothekern, die während meines Aufenthaltes mir Freunde geworden waren. Mit herzlicher Freude empfingen sie mich, boten mir ihr Haus zum Nachtquartier an und erzählten mir, daß man noch am vergangenen Tage versucht habe, sie aus ihrem Hause zu werfen und dasselbe in ein Lazareth umzuwandeln, was jedoch durch die kräftige Fürsprache der Bojaren, die sich für sie ins Mittel geschlagen, verhindert worden sei. Unwillkürlich dachte ich an meine Wohnung in Galatz, und düstere Ahnungen stiegen in mir auf, die leider nur zu bald in Erfüllung gehen sollten. Gegen Abend des andern Tages führte der Weg stundenlang durch Weinberge, in denen es von fröhlichen Menschen wimmelte. Es war die Zeit der Weinlese. Mit einbrechender Nacht erreichten wir ein Wirthshaus, das mitten in Weinbergen lag. Wir stiegen ab, traten in den dazu gehörigen Garten, während das Pferd sein Futter erhielt, und labten uns an den herrlichen Trauben, deren wir so viele verzehren durften, als wir mochten. Nicht weit vom Hause stand ein großer hölzerner Trog, in welchen die Trauben geschüttet und von den Gliedern der Familie mit den nackten Füßen ausgetreten wurden. Waren die einen des Tretens müde, so sprangen andre in den Trog ohne sich zuvor die Füße zu waschen, die von Schmutz und Ausschlag starrten. Wiewohl mir bei diesem Anblicke aller Appetit verging, und ich nicht im Stande gewesen wäre, in der Wallachei noch einen Tropfen Wein zu trinken, so fragte ich doch den Wirth, was eine Watre (10 Maas) des Mostes koste, und erhielt zur Antwort: „Zwan-

zig Para!“ (einen Groschen). Ja der Wirth erbot sich, uns das Faß Most, wenn wir es ihm abkaufen wollten, unentgeltlich bis nach Galatz zu fahren und es dort so lange zurückzulassen, bis es ausgetrunken sei. Es ist unglaublich, welch' eine Masse des edelsten Weins in jenen Gegenden erzeugt und wie beispiellos billig er verkauft wird. Hat z. B. Jemand mehrere Fässer zu entbehren und überläßt zwei oder drei einem Weinbauer, so erhält er dafür eins derselben mit Wein gefüllt zurück. Ich verließ den Weinberg, ohne von dem Moste genossen zu haben, während ihn mein im Lande geborner und an die Weinbereitung gewöhnter Gefährte sich trefflich schmecken ließ. Bei der Abreise bat ich um einige Trauben, und erhielt deren soviel, ohne daß man eine Bezahlung dafür nahm, daß ich sie im Wagen nicht alle unterbringen konnte. Wir verließen unter herzlichen Dank das Haus und den Garten des freundlichen Wirths und brachten die Nacht in einem, ein Paar Stunden weiter gelegenen, Dorfe zu. Mit Tagesanbruch erreichten wir Galatz. Aber wie beschreibe ich meinen Schrecken, als ich vor dem Hause, welches mir der Bojar als Fabrik angewiesen hatte, Soldaten mit geschultertem Gewehre auf- und abgehen sah! Während meiner Abwesenheit war es in ein Magazin verwandelt worden, und die Stadt selbst mit Soldaten so angefüllt, daß wir nur mit Mühe ein Nachtlager finden konnten. Da sie, wie ich vernahm, den Winter daselbst bleiben würden, so war mit einem Male alle Hoffnung für mein Etablissement verschwunden, und mir blieb nichts andres übrig, als das so schnell unnütz gewordene, erst angekaufte Handwerkszeug, so wie Pferd und Wagen, um den halben Preis zu verkaufen. Das zur Wagnerei selbst nöthige Handwerkszeug, sowie eine Hobelbank behielt ich zurück und suchte mir ein Schiff, um nach Constantinopel zu fahren. Bald fand ich ein solches, einen schönen Zweimaster, unter dem Commando eines neapolitanischen Capitäns, eines äußerst artigen Mannes, mit dem ich mich durch einen

italienischen Sprachlehrer, der bisher den Kindern der wallachischen Edelleute Sprachunterricht ertheilt hatte und das Deutsche ziemlich geläufig sprach, verständigte. Ueber meine Person, so wie über mein Gepäck war er bereits in Kenntniß gesetzt, und als ich weiter mit ihm über die Verproviantirung einen Accord treffen wollte, ließ er mir durch den Dolmetscher sagen, er habe auf dem Schiffe verschiedene Holzarbeiten zu fertigen, die ich besorgen möchte; bei unsrer Ankunft in Constantinopel wollten wir uns gegenseitig berechnen. Ich war mit diesem Vorschlage zufrieden und bereitete mich zur Abreise vor.

In der Frühe des nächsten Tages, an welchem das Schiff unter Segel gehen sollte, begab ich mich zum Consul, um meine Papiere in Ordnung bringen zu lassen. Der diensthabende Corporal sagte mir, daß das Schiff heute noch nicht absegeln könne, weil die Papiere des Capitäns noch nicht ausgefertigt seien, und ich ließ mich abweisen. Mein Gepäck war bereits an Bord des Schiffes. Nachmittags ging ich wie gewöhnlich im Hafen spazieren und sah der regen mit dem Ein- und Ausschiffen der Waaren beschäftigten Menge zu. Plötzlich faßte mich Jemand bei der Hand; es war ein Matrose des neapolitanischen Schiffes, welcher mich eben suchte, da das Schiff in Bereitschaft war, abzusegeln.

Der Capitän verlangte mein Wanderbuch zu sehen, ohne welches er mich nicht an Bord nehmen dürfe. Ich eilte auf der Stelle zum Consul, es zu holen, und traf dort wieder mit dem Corporal zusammen, der mich schon einmal abgewiesen hatte. Er that mir zu wissen, daß mich der Wagner, mit dem ich, um Werkzeug zu holen, nach Jassy gefahren, beim Consul verklagt und daß ich nicht eher die Reise antreten könne, als bis ich ihn mit drei Ducaten für seine Versäumniß entschädigt habe.

Entrüstet über solche unverschämte Forderung, setzte ich dem Cor-

poral auseinander, daß ich alle Bedürfnisse der Reise aus meinem Beutel bestritten, daß ich ferner das Pferd sowie das Werkzeug für mein Geld gekauft und es nun wieder mit Schaden habe verkaufen müssen, daß ich also eher ein Recht hätte zu klagen, als jener; doch mit tückischer Ruhe erwiederte mir der Corporal, er müsse mir, im Fall ich die drei Ducaten nicht zahle, mein Wanderbuch vorenthalten „Wollen Sie indessen," fuhr er fort, „die Sache weiter suchen, so müssen Sie morgen wiederkommen, da weder Ihr Kläger gegenwärtig, noch der Consul zu Hause ist. Unterdessen lichtet das Schiff, das bereits die Flagge aufgesteckt hat, die Anker, und da es vielleicht das Letzte ist, welches bei der immer näher kommenden Zeit der Stürme das schwarze Meer befährt, so werden Sie Ihre Reise bis nächstes Jahr verschieben müssen"

Ich merkte sogleich, daß ich in die Hände eines Betrügers gerathen war, der mit meinem undankbaren Reisegefährten nach Jassy aus einer Karte spielte, und überzeugt, daß ich doch nichts ausrichten würde, selbst wenn ich zum Consul dränge, der ein Russe, und dessen Dolmetscher der Corporal war, so gab ich, wohl oder übel, dem Letzteren die drei Ducaten, doch nicht ohne sein schändliches Betragen scharf zu rügen. Lächelnd nahm er das Geld in Empfang, und nach wenig Minuten war das Wanderbuch vom Consul Argyropulo, den er so eben noch verläugnet hatte, ausgefertigt, in meinen Händen, und ich eilte damit nach dem Hafen zurück, noch froh, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein. In der That wird in diesem Lande der Werth des Menschen nur nach dem Grade seiner Schlechtigkeit beurtheilt. Betrüger und Schurken sind sie alle, der Schlaueste wird am meisten geehrt. Rechtlichkeit und Tugend sind Fabeln, die man kaum den Namen nach kennt, und die man höchstens verlacht. Es ist ein äußerst schmerzliches Gefühl, ein Land zu durchwandern, das, vom Schöpfer zu einem irdischen Paradiese bestimmt, von verderb-

ten Menschen zu einer Hölle gemacht worden ist. Das ist der Fluch des eisernen Despotismus. Völker wie Individuen verderben, wenn sie von roher Hand ihrer natürlichen Freiheit beraubt werden. *)

*) Die Wallachen und Moldauer sind keine Slaven, wie man oft annimmt, weil sie fast ringsum von slavischen Völkern umgeben sind, sondern Ureinwohner mit Abkömmlingen römischer Colonisten gemischt, und deshalb mit den Bewohnern Mittelitaliens verwandter, als mit jedem andern Volke. Dies ergibt sich auch aus ihrer Sprache, die sogleich als eine Tochtersprache des Lateinischen erkannt wird. Aber wie sehr entartet sind diese Römer! Schier noch mehr als die Bewohner Roms selbst, was viel heißen will. Die entarteten Neugriechen kämpften doch wenigstens für ihre Abhängigkeit von der Pforte, den Wallachen ist das nie eingefallen; sie sind elende Knechte erst der Türken, nun der Russen. Man kann sich bitterer Betrachtungen nicht erwehren, wenn man die Enkel mit ihren Ahnen vergleicht. — Auch das benachbarte Bessarabien, nur durch den Pruth von der Moldau geschieden, ist von Wallachen römischen Ursprungs bewohnt, und es bleibt immer auffallend, daß diese drei kleinen Länder von jenen slavischen Völkern, welche Jahrhunderte lang das mittlere und südliche Europa überschwemmten, gleich einer Oase unversehrt und ihre Einwohner unvermischt geblieben sind. Die Bevölkerung der Wallachei beträgt mehr als zwei Millionen Seelen, die der Moldau mehr als eine Million. Diese reizenden, fruchtbaren, vom herrlichsten Klima gesegneten Länder sind, an einem Strome wie die Donau gelegen, ganz geeignet, die höchste und edelste Blüthe der Bildung und des Reichthums zu erlangen. Land- und Gartenbau, Viehzucht, Handel könnten hier betrieben werden, wie in keinem Lande der Erde. Sie könnten ein Paradies sein. Der türkische Druck hat sie zu öden Steppen gemacht. Unter russischer Hoheit sehen sie wenigstens einer bessern Zukunft entgegen.

D. H.

Fahrt nach Constantinopel.

Frohe Abfahrt. — Windstille. — Das Schiff auf einer Sandbank. — Ein eigenthümliches Feuerwerk. — Das schwarze Meer. — Unnöthiger Schrecken. — Gräßlicher Sturm. — Harter Frost. — Abermaliger Sturm. — Wassermangel. — Schnelle und große Gefahr. — Schutz im Meerbusen Burgas. — Zahlreiches Geflügel. — Der Bosporus. — Hohe Reize der Landschaft. — Therapia. — Erster Blick auf Constantinopel. — Galata, Scutari. — Der Hafen.

Ein sonniger Herbsttag versprach mir eine glückliche Reise. Mit sehnsüchtiger Erwartung stand ich am Ufer des breiten, majestätischen Stromes, der aus Deutschland kam, wie ich, und gen Osten zog, wie ich. Zum zweiten Male wollte ich mich seinem vaterländischen Wellen anvertrauen. Endlich trat ich Nachmittags 4 Uhr an Bord des Schiffes, und wenige Minuten später gab ein Kanonenschuß das Zeichen zur Abfahrt. Es war der 22. October. Passagiere waren nicht viel; die Mehrzahl derselben bestand aus sechs Slawoniern, einer schmutzigen, ziemlich häßlichen Menschensorte, die als Handelsleute in Constantinopel ich weiß nicht was für ein Glück machen wollte. Da-

für war die Geliebte des Schiffscapitän, eine feurige Griechin, desto reizender. Die Anker wurden gelichtet, und mit einem freudigen Lebewohl nahm ich Abschied vom Lande. Meine Seele jubelte, mein Herz bebte vor Entzücken, es war meine erste Reise auf einem großen Schiffe und wie ganz anders als die, welche ich von Wien bis Pesth auf einem Boote gemacht hatte! Ein günstiger Wind blähete die Segel des Schiffes, das sanft schaukelnd über die Wellen dahin tanzte, und zu beiden Seiten flogen die Ufer mit den darauf liegenden Ortschaften an meinem trunkenen Auge vorüber; ich konnte mich nicht satt sehen an dem wunderherrlichen Schauspiele. Mit einbrechender Nacht wurde das Schiff vor Anker gelegt und die Matrosen hielten einer nach dem andern Wache bis zum anbrechenden Morgen, wann es wieder rege und lebendig auf dem Verdeck ward. Ich hatte köstlich in meiner Hängematte geschlafen und trat mit der rosenfarbensten Laune unter die Leute. Aber ich erschrak; denn hier gab es lauter lange und verdrießliche Gesichter, und mein neapolitanischer Kapitän fluchte was weniges theils laut, theils leise in verschiedenen europäischen Sprachen. Der Wind hatte sich nämlich gänzlich gelegt, die Donau war glatt wie ein Spiegel, und an ein rasches Fortkommen nicht mehr zu denken. Um nur einigermaßen von der Stelle zu rücken, mußten die ans Ufer ausgesetzten Matrosen das Schiff von dort aus mit großer Anstrengung an langen Stricken nach sich ziehen. So langweilig dies den Andern sein mochte, so angenehm war es für mich, denn ich sah den Tag über wohl zwanzig Schiffe der verschiedensten Nationen, darunter auch einige türkische, welche auf eben diese Weise wie das unsrige nur mit noch mehr Beschwerde, stromaufwärts vor meinen Augen vorübergezogen wurden. Der Zuruf der Türken: **Hisa josa! Hisa josa!** womit sie sich einander zur Anstrengung befeuerten, war eine Art Wechselgesang mit angenehmer, klagender Melodie, wie ich ihn noch nie gehört hatte, und weit angenehmer als das langweilige

Gatsch, gatsch, Dihre, dihre, was sich unsre Matrosen aus voller Kehle zuschrien. *).

Indessen hatte der Kapitän meine Hände in Anspruch genommen und mir mit Winken und Fingerzeigen die Arbeit angewiesen, die ich auf dem Schiffe verfertigen sollte; sie war bald und zu seiner Zufriedenheit vollendet. Wir waren jedoch an diesem Tage nicht weit vorgerückt und landeten mit einbrechender Nacht bei einem kleinen am Ufer gelegenen Dorfe.

Am dritten Tage hatte sich der Wind wieder etwas erhoben und unser Schiff fuhr durch einen ungeheuern Schilfwald, der sich an beiden Ufern des Flusses meilenweit ausbreitete und von wilden Schweinen so bevölkert war, daß wir oft ganze Heerden erblickten. Um 12

---

*) Schon zwei Jahre später, als unser Döbel seine Donaufahrt nach Constantinopel machte, flogen Dampfschiffe von der Hauptstadt Oesterreichs bis zur Hauptstadt der Türkei, und man legt jetzt diese ungeheuere Strecke in 15 bis 16 Tagen zurück. Diese Dampfschifffahrt ist von einer Wichtigkeit, deren Größe wir nicht zu ahnen vermögen, denn sie ragt unabsehbar in die Zukunft hinein. Sie wird allen an der Donau und am schwarzen Meere gelegenen Ländern, die bisher Leichen glichen, neues Leben einhauchen und ihre Entwickelung zu Kraft und Selbstständigkeit rasch befördern. Diese Dampfsäulen werden Funken unter die schlafenden Völker schleudern, sie erwecken und ihre Herzen in Brand setzen. Mit den schönen Worten des trefflichen Dichters Franz Dingelstedt, die er in poetischer Vorschau an das Dampfschiff auf dem Rhein richtet, möchte man mit noch größerem Rechte das Dampfschiff der Donau begrüßen:

Stern einer neuen Zeit! Sei mir willkommen!
Du gehst zur richtigen Minute auf.
Heran mit deinen Wundern komm geschwommen,
Entgegen dem gewohnten Wellen-Lauf;
Erwecke sie, die hier am Ufer träumen,
Und reiß' sie fort mit deiner Räder Kraft!
Ja brausen muß, wie du, die Zeit und schäumen,
Eh' sie den neuen Geist lebendig schafft!

Uhr Nachmittags hatten wir das Unglück, auf eine Sandbank zu gerathen, auf welcher das Schiff, das nur 12 Fuß im Wasser ging, sitzen blieb. Da der Wasserstand, soweit der Kapitän den Grund untersuchen ließ, nur 10 bis 11 Fuß betrug, so blieb kein andres Mittel, das Schiff wieder flott zu machen, übrig, als einen Theil seiner Fracht auszuladen, um es auf diese Weise zu heben. Sogleich wurde der Waizen, womit es befrachtet war, in Böten an das Ufer geschafft, wo er einen so beträchtlichen Haufen bildete, daß ihn wohl zehn Gespann Pferde nicht hätten fortbringen können. Das so erleichterte Schiff hob sich allmählig und gleitete langsam über einige flache Stellen hinweg. Unterdessen hatte der Lootse den Wasserstand mit einer langen Stange ringsum untersucht und ließ das Schiff wieder anhalten, als er jegliche Gefahr vorüber glaubte. Sodann wurde der Waizen mittels der großen Barke wieder in den Schiffsraum gebracht; und so verging der dritte Tag, dessen Abend die Schiffsmannschaft von den unaufhörlichen Anstrengungen ermüdet fand.

Am Morgen des vierten Tages fuhr der Lootse in einer kleinen Barke voran, um zu verhüten, daß wir abermals auf eine Sandbank geriethen, was ohne ihn leicht möglich gewesen wäre, da der Wasserstand an beiden Ufern des Flusses ungleich war. Das Schiff folgte langsam nach, und so war auch endlich der vierte Tag vergangen, an welchem wir nichts gesehen hatten, als die mit Rohr und Gebüsch bewachsenen Ufer und einige Schiffe, die grüßend an uns vorbeifuhren. Mit Anbruch des Abends landeten wir abermals, und ich stieg mit den sechs slawonischen Handelsleuten ans Land. Um uns eine Unterhaltung zu machen, schnitten wir einen großen Haufen dürren Rohres ab, zündeten es an und hatten die große Freude, zu sehen, wie der Wind unsre Arbeit unterstützte und die Flammen vor sich her trieb, so daß bald eine große Strecke des Ufers einem wogenden Feuermeere glich. Die bewegten Flammen überglänzten weit hin den

dunkeln Strom mit magischem Glanz und warfen selbst an den Nachthimmel einen rothen Widerschein. In der That ein imposantes, prächtiges Schauspiel und einer bessern Veranlassung würdig als die war, welche es ins Leben gerufen hatte! In staunender Betrachtung des Feuers brachten wir einen großen Theil der Nacht am Ufer zu und kehrten erst spät auf das Schiff zurück, um es auch von dort anzusehen und dann unsre Betten zu suchen.

Der fünfte Tag unsrer Reise war ein Sonntag. Die ganze Schiffsmannschaft war auf dem Verdecke, um das schwarze Meer zu sehen, dessen Nähe uns schon seit 8 Uhr ein gewaltiges donnerähnliches Brausen verkündigte. Mein Herz bebte vor innerer Freude, und doch mußte ich meine Sehnsucht noch volle zwei Stunden bezähmen. Erst gegen 10 Uhr erreichten wir die Mündung des Flusses, und der langersehnte Anblick bot sich meinem Auge dar. Ich war überrascht und erstaunt und blieb von freudigen wie wehmüthigen Gefühlen ergriffen, eine Zeit lang versunken in das Anschaun der dunkeln Meereswogen, die sich nur spät und widerstrebend mit dem hellen Wasser der Donau vermischen. Unweit der Einmündung derselben in das Meer, an einer Stelle, wo eine kleine russische Niederlassung, die Suline genannt, lagen mehrere Schiffe, die theils auf günstigen Wind warteten, theils wie wir, ihre Fracht in kleinere Schiffe ausladen mußten, die hierzu schon bereit lagen, da größere von der Donau aus, die an ihrem Ausflusse nur 9 Fuß tief ist, nicht sogleich auf das hohe Meer hinausfahren können. Mit dieser Umladung wurden wir mehrere Tage aufgehalten, ehe unser Schiff so weit erleichtert war, daß es nach dem Meere gezogen werden konnte. Da es jedoch wegen Klippen und Untiefen nur mit großer Vorsicht zu befahren ist, so erhielten wir am 20. October Nachmittags 4 Uhr von der Suline aus einen russischen Piloten, der mit den gefährlichen Stellen im Meere bekannt war. Dieser stellte sich auf das Vordertheil unsres

Schiffes und führte von da herab das Commando über zwei kleine Barken, die vorausfuhren, deren eine mit russischen, die andre mit unsern Matrosen angefüllt war. Plötzlich — wir waren noch keine halbe Stunde vom Lande entfernt — erhält das Schiff einen so heftigen Stoß, daß die Planken desselben erdröhnen. Alle Gesichter sind erbleicht; der Schrecken schüttelt die Mannschaft, und zagend suchen die Blicke den Kapitän. Plötzlich stürzt dieser mit seiner Geliebten aus der Kajüte, schreiend: „Das Schiff ist verloren!“ Das Blut stockt in meinen Adern, ich bin meiner Sinne kaum mächtig. Ein Laut des Entsetzens, der Todesangst tönt in verschiedenen Variationen über das Verdeck; die Geliebte des Kapitäns ringt jammernd die Hände; seine Züge sind entstellt, sein Mund verzerrt, und wohin ich blicke, treten mir Todesangst, Entsetzen und dergleichen haarsträubende Empfindungen auf den Gesichtern entgegen. Das Schiff saß auf einem Felsen fest. Hätte der Wind mehr gestürmt, so wären wir wirklich verloren gewesen. Die Gefahr war sehr groß. Alle Anstrengungen, uns flott zu machen, waren vergebens, und es blieb zuletzt kein andres Mittel übrig, als einen Anker rückwärts gegen die Mündung der Donau ins Meer zu werfen und das Schiff loszuwinden, was nach vielen verunglückten Versuchen und nur mit unsäglicher Mühe endlich ins Werk gesetzt wurde. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß das Schiff keinen Schaden gelitten hatte, und wir vergeblich bemüht worden waren, so sehr zu erschrecken. Wir segelten nun lachend weiter, um die Barke mit dem ausgeladenen Getraide einzuholen, die eine bedeutende Strecke voraus war, und erreichten sie erst gegen Abend. Sie wurde an das Schiff gehängt und das Getraide wieder an seine frühere Lagerstätte gebracht. Um 10 Uhr verließ der Pilot unser Schiff und bei einem leichten Winde, der die Wellen nur mäßig bewegte, glitten wir hinaus auf die hohe See. Ich hatte meine Hangematte gesucht und träumte mich mit wachem

Auge in die Tage meiner Kindheit zurück. Wie damals von der Hand der besorgten Mutter, so wurde ich auch jetzt in einen sanften, süßen Schlaf gewiegt, der mich die ganze Nacht hindurch nicht verließ. Freudig begrüßte ich am andern Morgen das Meer und die aufgehende Sonne, die seine dunkeln Wasser mit schrägen Strahlen überglänzte. Aber Niemand auf dem Schiffe wollte meine Freude theilen. Schweigend gingen die Matrosen an ihre Arbeit, schweigend deuteten sie mir, der ich befremdet fragte, nach dem sich am Himmel aufthürmenden Gewölk, und je größer und schwärzer die Masse desselben, desto ernster und düstrer wurden ihre Gesichter. Mit einem Male erhob sich Nachmittags gegen 4 Uhr ein so gewaltiger Wind, daß wir in einer Stunde 11 Seemeilen zurücklegten. Das Meer wurde immer unruhiger und schon gingen die Wellen so hoch, daß wir bald hoch empor geschnellt, bald tief hinab geschleudert wurden, eine Bewegung, der ich keinen sonderlichen Geschmack abzugewinnen vermochte, zumal man dabei durchaus nicht sicher auf den Beinen war. Mit einem Worte: es war mir und allen nicht wohl zu Muthe bei der Sache. Die bald hereinbrechende finstre Nacht vermehrte unsre Angst, denn nun begann erst der Sturm in seiner ganzen Kraft zu wüthen. Mit dem Krachen der Seitenwände und der Masten des Schiffes, mit dem Heulen des Sturmes im Takelwerke, mit dem von gräßlichen Blitzen — die so rasch auf einander folgten, daß der Himmel stets in Flammen stand — hervorgerufenen unaufhörlich rollenden Donnerschlägen mischte sich der Angstruf der Matrosen und die jammernden Klagetöne der Slawonier, die auf den Knieen beteten: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unsres Absterbens, Amen.“ Die Geliebte des Kapitäns stieß ruckweise ein herzzerreißendes Jammergeschrei aus. Mir gegenüber grölte ein Matrose, der auf der andern Seite in einem Bette krank lag, die furchtbarsten Flüche. Lauter sehr unangenehme Laute und

gar nicht geeignet, einem frohen Muth zu machen. Ich betete aus Herzensgrund im Stillen manchen guten Spruch. Aber weder den frommen noch den Lästerworten wollte der Sturm weichen, vielmehr wurde er immer stärker und die Angst immer größer. Da sich der Wind gedreht hatte, so mußte auch das Schiff nach ihm gedreht werden. Dadurch stürmten die Wellen mit erneuter Kraft gegen die Seitenwände und warfen das Schiff wie einen leichten Ball bald hinüber bald herüber, so daß zuweilen die Masten die Fluth berührten. Durch einen der gewaltigen Stöße war der kranke fluchende Matrose aus seinem Bette geworfen worden, und betete nun mit den händeringenden Slawoniern um die Wette, worüber ich, trotz der gefährlichen Situation lachen mußte. In solchen Augenblicken glaube ich, würde auch der Ungläubigste und Gottloseste seine Zuflucht zum Gebete genommen haben.

Die Verheerung, die der Sturm auf dem Schiffe angerichtet hatte, war fürchterlich. Kisten und Ballen lagen in bunter Verwirrung durcheinander, die Kanonen hatten die Seitenwände des Verdecks auf das Meer gestoßen, und die Wasserfässer waren aus ihren Schlingen losgerissen und schwammen theils schon im Meere, theils rollten sie mit offenem Spunde auf dem Verdeck umher. Mitunter schlugen die Wellen über das Verdeck und füllten alle Räume des Schiffes so mit Wasser, daß es dem Versinken nahe war. Nur mit Mühe konnte es durch fortwährendes Pumpen davon gerettet werden. Keiner von uns Passagieren durfte mehr auf das Verdeck; wir wurden in eine Vorderkammer verwiesen, die sonst gewöhnlich den Matrosen zum Aufenthalt diente. Hier waren wir jedoch vor der Gefahr zu ertrinken eben so wenig gesichert, denn die Gewalt der Wellen hatte den Deckel, der über dem Eingange lag, mehrmals hinweg gerissen, so daß das Wasser so stark es nur konnte, auf uns herabstürzte. Doch hatten die Matrosen den Eingang sogleich wieder gut

verwahrt. So ging diese zweite fürchterliche Nacht zu Ende. Ich hatte mich in mein Schicksal ergeben und war am Ende gleichgültig geworden gegen den Jammer und das Elend der Slawonier, die gleich mir weder gehen, stehen noch sitzen konnten, sondern wie todt am Boden lagen und nichts von sich zu wissen schienen. Zu ihrer Angst war noch die Seekrankheit gekommen, die sie fürchterlich plagte, während ich von ihr nur am zweiten Tage und in einem geringen Grade befallen wurde. Endlich schien das Bombardement der Wellen und das Sausen des Sturmes in den Masten etwas nachzulassen, so daß man wieder ein Commandowort verstehen konnte. Der Tag war angebrochen und der Himmel licht. Ein leises Dankgebet bebte von meinen Lippen zu dem Allmächtigen, dessen Hand mich aus Sturmesnoth und Drang gerettet; dann eilte ich auf das Verdeck. Alle Hände waren noch beschäftigt, das Wasser aus den Zimmern der Kajüte zu schöpfen und das Schiff wieder auszubessern. Es sah aus, als wenn es so eben in einer Seeschlacht mitgekämpft hätte, und wäre es nicht von so guter, dauerhafter Bauart und seine Mannschaft so unermüdlich thätig gewesen, wir wären doch am Ende untergegangen. So waren wir gerettet und begrüßten mit inniger Dankesfreude die Sonne, die eben in aller Pracht aus dem Schooße des Meeres emporstieg und es mit ihren Strahlen vergoldete. Mit einer, wie es schien, der unsrigen gleichen Freude spielten um unser Schiff Schaaren von Delphinen und ragten oft mit ihrem halben Leibe über die Wellen. Diese Fische, 10 bis 12 Fuß lang und von dunkler Farbe, lassen sich nur nach großen Stürmen sehen und folgen Tage lang spielend dem Schiffe nach, vorzüglich wenn Musik auf demselben ist, die sie, sowie die Gesellschaft der Menschen sehr zu lieben scheinen. Auch zeigte man mir auf dem Verdecke fliegende Fische, die während der Stürme des Nachts auf dasselbe geweht worden waren.

Das Schiff war durch den Sturm ganz und gar von seinem

Cours abgekommen und um fünf bis sechs Tagereisen zu weit nordöstlich getrieben worden, und der Capitän versicherte, daß wir die Halbinsel Krim in nicht großer Entfernung zur Linken hinter uns hätten. Um unsre Geduld noch mehr zu prüfen, gelangten wir nur langsam vorwärts, die Witterung wurde von Tag zu Tag schlechter, Regen und Schnee wechselten mit einander, und eines Morgens war das Tauwerk voller Eiszacken und alle Seile und Stricke wie verglast, wodurch die Arbeit den Matrosen sehr erschwert wurde. Doch nach einigen Tagen trat wieder gelindere Witterung ein, wir erhielten andern Wind, der aber bald so stark stürmte, daß wir um 150 Seemeilen östlich verschlagen wurden und eher in Kaukasien als in Constantinopel zu landen glaubten. So befuhren wir denn fast das ganze schwarze Meer, aber wahrlich nicht zu unserm Vergnügen. Der Wind wurde denn auch nach kurzer Frist wieder günstiger, so daß wir das Versäumte wieder einzuholen hoffen durften. Der erste Sturm hatte, wie ich schon erzählt habe, einen großen Theil der Wasserfässer zertrümmert oder ins Meer geworfen, so daß Wassermangel eintrat, der bald sehr fühlbar wurde. Ueberdies litten die Slawonier, die für die Beköstigung selbst Sorge getragen hatten, die drückendste Noth an allen Lebensbedürfnissen und konnten nur mit großer Mühe und vielem Gelde das Nöthige zu ihrem Lebensunterhalte vom Kapitän erhalten. Bald fehlte uns das Wasser zum kochen gänzlich und unsre Portionen zum trinken wurden so klein, daß wir uns kaum den Gaumen damit befeuchten konnten. In dieser Noth sah sich der Kapitän gezwungen, selbst vom Cours abzugehen und ganz westlich zu halten, auf den Balkan zu, dessen Spitzen uns zu Führern dienten, um in einem der kleinen Busen unterhalb des Gebirges zu landen und eine Quelle zu suchen, an der wir unsre Fässer füllen könnten. Bald erblickten wir an der Küste des Caps Baglar ein Dorf. Hier war es ziemlich Windstille und die Wellen gingen nicht so hoch wie weiter

draußen auf dem Meere, denn wir lagen unter dem Winde, der vom Balkan herüberwehte, und so wurde vor Anker gelegt und die Boote ausgesetzt. Kaum aber war dies geschehen, als der Wind sich abermals drehete und das Schiff mit solcher Gewalt umherschleuderte, daß wir abermals unsern Untergang vor Augen hatten. Ehe noch der Anker gelichtet werden konnte, war die Winde, an welcher er durch ein acht Zoll starkes Tau befestigt war, zerbrochen, das Tau mußte gekappt und der Anker im Meere gelassen werden, um nur das Schiff schnell zu retten, das an einer Klippe des benachbarten Landes zu scheitern in der größten Gefahr war. Das Alles ging so rasch und eilig, daß wir kaum Zeit hatten, uns zu ängstigen. Zwar die Slawonier unterließen auch jetzt nicht, zu jammern und zu beten, weil sie der festen Ueberzeugung lebten, es habe ihnen aus den frühern Nöthen geholfen. Das Mittel hatte sich bewährt, wer konnte es ihnen verdenken, wenn sie es wiederholt in Anwendung brachten?

Wenn später der Kapitän an den Verlust seines großen Ankers dachte, rang er jammernd die Hände.

Nachmittags gegen 4 Uhr gelangten wir im Meerbusen Burgas zu einer Insel, auf der eine Windmühle und mehrere bewohnte Häuser standen. Da wir hier keinen Sturm zu besorgen hatten, legten wir das Schiff in der Nähe derselben abermals vor Anker und stiegen an das Land. Unweit von der Küste lagen einige Ortschaften, in welchen wir nicht nur Wasser, Wein und andre Lebensbedürfnisse, sondern auch Holz erhielten, um die zerbrochene Ankerwinde wieder herstellen zu können. Während ich mit der Ausbesserung derselben beschäftigt war, überließen sich die Andern den Freuden des Fischfangs und der Jagd. Ich muß gestehen, noch nie in meinem Leben so viel Vögel beisammen gesehen zu haben, wie hier. Der Meerbusen war im vollsten Sinne des Worts mit ihnen überzogen. Es waren meistentheils wilde Gänse und Seemöven, die von den Ein-

wohnern gastfreundlich aufgenommen und geduldet zu sein schienen. Nur zur Zeit der Aussaat und Ernte machen sie Jagd auf sie, um sich die zudringlichen Gäste von ihren Aeckern fern zu halten.

Nach drei Tagen war ich mit meiner Arbeit so weit fertig, daß wir wieder unter Segel gehen konnten. Es war anfänglich der Wille des Kapitäns, zurückzugehen, um den verlornen Anker zu suchen; doch gab er bald seinen Plan auf, da der Wind conträr war. Weit günstiger wehte er uns zur Fahrt nach Constantinopel; und fröhlich richteten wir dorthin unsern Lauf. Es war der angenehmste Tag, welchen ich auf dem schwarzen Meere verlebt. Während der ganzen Fahrt blieben uns rechts immer das Land und die hohen Balkangebirge vor Augen, links — es war Nachmittags gegen 4 Uhr — konnten wir bald über dreißig größere und kleinere Fahrzeuge zählen, die mit uns dem Bosporus zueilten. Wir traten endlich in die ruhige Strömung dieser berühmten Meerenge, die einst eine Weltstraße werden wird, durch welche der Handel aus dem Herzen Deutschlands und Rußlands nach dem Süden und Osten Europas seine Dampfschiffe jagen wird, wenn die im schweren Schlafe langer unwürdiger Knechtschaft erstarrten Völker erwacht sein werden und das erblaßte Gestirn des Halbmonds gänzlich untergegangen sein wird. Die mit Schlössern, Dörfern, schroffen riesigen Felsen und schattigen Hainen höchst malerisch gezierten beiden Küsten der Meerenge entzückten mich im hohen Grade. Ich war trunken vom Anschaun und mein Auge irrte von Europa nach Asien und sprang von Asien nach Europa, die sich hier die Hand bieten. Obwohl unser Schiff schnell wie ein Vogel die Fluthen durchschnitt, so konnten wir doch Konstantinopel bei Tage nicht erreichen, und mußten noch einmal bei Therapia vor Anker gehen. Es war am 23. December 10 Uhr Abends, als er vom Schiffe aus zum letzten Male in das Meer rollte, und ich dankte mit Inbrunst Gott, daß er mich glücklich hierher geführt. Hatte ich mir frü-

her vorgenommen, nie wieder zur See zu gehen, so waren jetzt mit einem Male die Gefahren und alles Ungemach der 64-tägigen Reise auf dem schwarzen Meere, die man sonst bei günstigem Winde von der Einmündung der Donau bis nach Constantinopel in 5 Tagen zurücklegen kann, *) vergessen, und ich gab mich sorglos dem Schlummer hin, der mich bald in seine Arme nahm.

In der Frühe des andern Morgens erwacht und auf das Verdeck geeilt, wußte ich nicht, wie mir geschah, sprachlos vor Bewunderung und Entzücken der Staunendste unter den Staunenden über den unvergleichlich reizenden Anblick, der sich von allen Seiten darbot. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, denn ich glaubte mich über Nacht in das Land der Wunder versetzt. Und doch stand ich mitten in der Wirklichkeit auf der Gränze zwischen Europa und Asien, und allmählig gewöhnte sich mein Auge an die Herrlichkeit, die es schaute, und das stumme, sprachlose Entzücken meines Herzens löste sich in lauten Jubel. Feenhaft lieblich spiegelten sich die am Rande des Bosporus gelegenen Schlösser und Paläste in der klaren Fluth, die tausend größere und kleinere Fischerbarken und Kaiken belebten, in welchen reichgekleidete Türken von einem Ufer zum andern fuhren. In den am Ufer gelegenen, mit Kiosken und Palästen geschmückten Gärten blühten Gebüsche von Monatsrosen, die ihren Duft weit umher verbreiteten und in dem dunklen Laube der Orangenbäume reiften goldene Früchte. Von den Bergen, an welchen die Vorstädte erbaut sind, grüßten die Friedhöfe der Türken mit ihren dunkeln Cypressen und weißen Leichensteinen wehmüthig herab. Hier haftet mein Auge an einem Schlosse, von dessen Wällen die Mündungen der Kanonen herabdrohen, dort an einem Landhause, das, umgeben von der üppigsten Vegetation ein Gemälde bildet, dessen Reize über alle Schilde-

*) Das Dampfschiff macht sie jetzt in einem Tage.

rung erhaben sind, und meine Seele jauchzt bei dem Anblicke der Hunderte von Schiffen der verschiedensten Nationen, die dem unvergleichlich schönen, von romantischen Gefilden umgürteten Hafen zueilen oder aus demselben auslaufen. Weiter hin, vom blauen, durchsichtigen Dufte der Ferne umzogen, winkt die Wunderstadt auf ihren sieben Hügeln, deren erhabene, zahlreiche Moscheen mit ihren hohen spitzen Minarets über die tausende in bunter Farbenmischung zu ihren Füßen liegenden Gebäude emporragen und in deren vergoldeten Kuppeln und Halbmonden sich die Strahlen der Morgensonne brechen. Ueberall in der Nähe und Ferne ein unendlicher Zauber der Natur, die hier in ewiger Jugendfülle und Schönheit prangt, und in meinem Herzen nur ein Gedanke, daß es auf Erden kein zweites Stambul gibt. So stand ich am ersten Weihnachtsfeiertage auf der Gränze zweier Welttheile, den Blick auf die Zauber der Gegend gerichtet, die ich als das schönste Geschenk ansah, das der Schöpfer der Erde bescheeret.

Etwa gegen 10 Uhr, nachdem ich alle Reize der mich umgebenden Natur in mein Herz gesogen, wurden die Anker gelichtet, um in den Hafen von Konstantinopel einzulaufen. Wir hatten nicht ganz günstigen Wind und mußten daher bald hinüber, bald herüber segeln, wodurch wir sechs volle Stunden brauchten, ehe wir durch die Vorstädte nach der eigentlichen Hauptstadt gelangten; gerade so viel Zeit braucht auch ein tüchtiger Fußgänger, wenn er von Therapia aus zu Lande die Stadt erreichen will. Mir verstrichen diese Stunden schnell und angenehm, und kein Schlaf wäre mir in die Augen gekommen, auch wenn der Tag noch einmal vierundzwanzig Stunden gedauert hätte. Jeden Augenblick gingen neue und schönere Scenen an meinen Blicken vorüber, bald die Paläste des Sultans und der Großen seines Reichs, bald die einfachen Kaiken der Fischer, die pfeilschnell an einander vorbeiglitten, bald die vergoldeten und prächtig geschmück-

ten reicher und vornehmer Türken, die sich zum Vergnügen auf dem Kanale herumfahren ließen. Zuweilen fährt der Großsultan, namentlich an jedem Freitage, in einem prachtvoll geschmückten Boote nach Galata in die Moschee, die nächst der Sophienmoschee die prächtigste der Hauptstadt ist. Und obgleich der Kanal, der die Stadt von der Vorstadt trennt, ziemlich breit ist, so geschieht die Fahrt doch so schnell, daß, wenn er kaum seinen Fuß in die schön gemalte Kaike gesetzt hat, diese schon bei Galata unfern des Arsenals unter dem Donner der Kanonen landet. Die schon erwähnten Landhäuser der Türken liegen meist auf der reizenden Küste Asiens. Auch die Stadt Scutari mit ihren großen, weißen Kasernen und ihren glänzenden Häusern lacht von Asien aus einem Walde von Platanen und Cypressen freundlich herüber. Eine dieser Kasernen, die der Sultan auf Befehl Napoleons erbaut haben soll, sieht dem herzoglichen Residenzschlosse zu Gotha so ähnlich, daß ich mit einem Male mich in mein Vaterland zurück versetzt glaubte. Unweit davon befindet sich auch die prachtvolle Sommerresidenz des Sultans, durch deren unzählige Fenster man in das Innere sehen kann. Es ist ein ungeheueres Gebäude in italienischem Stil mit einem platten durch vergoldete Brustwehren verdeckten Dache, und rings um das Gebäude herrscht, wenn der Sultan es gerade bewohnt, das regste, geschäftigste Leben. Von da aus konnte man erst das eigentliche Konstantinopel sehen. Links von uns erblickten wir das Marmormeer, rechts die Vorstädte Galata und Pera. An den Thürmen der Vergessenheit und an dem Leander- oder Mädchenthurm, Kis-Kulesi, wie ihn die Türken nennen, vorüber, gelangten wir 4 Uhr Nachmittags zu dem Hafen, in welchem wir erst einlaufen konnten, nachdem die Kaike, die uns anhielt, unsre Päße und Papiere richtig befunden hatte. Der Anblick des Hafens, in und vor welchem die Schiffe fast aller europäischen Nationen vor Anker lagen, ist bezaubernd und soll auf Erden seines Gleichen nicht weiter haben.

gefreut auf die innere Schönheit der Stadt, deren äußere Reize sich mir einen ganzen Tag lang dargeboten hatten, aber wie staunte ich, als ich meinen Fuß in das schmutzige Galata setzte! Es zieht sich bis an den Hafen herab und ist mit einer Mauer umgeben, aus welcher zwölf Thore herausführen. Die Straßen sind uneben, holpericht und schmutzig, die Häuser meist klein und aus Holz erbaut. Ueber sie ragt der Thurm von Galata (Bujuk-Kuli) weit in die Höhe, von welchem herab man die schönste und umfangreichste Aussicht über die Stadt und den Bosporus genießen soll. Zu Folge einer Sage soll dieser Thurm von einem Armenier erbaut worden sein, der wegen Betrügereien im Handel vom Sultan zum Tode verdammt, die Wahl hatte, sein Leben zu verlieren oder den Thurm zu bauen. Er wählte das Letzte und setzte dabei sein ganzes Vermögen zu.*) Der Sultan ließ auf dem Thurm, wahrscheinlich auf Anregung der fremden Gesandten, eine Schlaguhr, die erste und einzige in der ganzen europäischen Türkei, anbringen.

Während ich von einer engen und schmutzigen Straße zur andern wanderte, konnte ich mich nicht genug wundern über das europäische Aussehen der Stadt, und mir war nichts neu darin, wie die malerischen Trachten der verschiedenen Nationen, die sich auf den Bazars drängten und das ohrzerreißende Stimmengewirr, das daselbst herrschte; den Schmutz und die Unreinlichkeit kannte ich schon von Bukarest her. Zu Haufen lagen hier todte, schon in Fäulniß übergehende Fische zum Verkauf und verbreiteten einen unerträglichen Gestank, während daneben Citronen, Pomeranzen und frische Weintrauben das Auge anlachten. Auch das Brod, welches hier zum Verkauf ausgeboten wurde, lag auf der Erde. Durch mehrere dieser Straßen, deren Ansehen sich

*) Der Thurm wurde 1348 von den Genuesern erbaut.

D. H.

immer gleich blieb, gelangte ich zu den Fleischbänken, die bei weitem einen bessern Anblick gewähren, als die Fisch- und Gemüse-Bazars. Die ausgeschlachteten fetten Schafe, auf den Rippen von den Schlächtern mit allerlei Zierrathen versehen, waren in Reihen aufgehängt, aber allen fehlten die Köpfe, da sie nicht wie bei uns gestochen, sondern ihnen mit einem Handschar die Köpfe abgehauen werden. Am meisten bemerkenswerth ist der Fettschwanz dieser Thiere, der tellerartig gewunden ist und nicht selten 10 bis 12 Pfund wiegt. Hier war auch der Tummelplatz der tausend herrenlosen Hunde, die, groß und klein, jung und alt, hier gesund und ganz, dort an Schwanz und Ohren verstümmelt oder räudig, auf den Straßen umherlaufen und sich um die Ueberbleibsel beißen, die ihnen aus den Thüren zugeworfen werden. Sie haben fast sämmtlich keine Herren, werden auf der Straße geboren und sterben und verfaulen daselbst, ohne daß sich Jemand um sie kümmert. Zu Dutzenden liefen sie unter den aufgehangenen Schaafen hinweg, rieben sich ihr räudiges Fell an denselben und versuchten nicht selten mit ihren gierigen Zähnen ein Stück Fleisch abzureißen. Und nie habe ich gesehen, daß ein Türke nach ihnen geschlagen oder ihnen sonst ein Leid zugefügt hätte. Ich möchte auch keinem Europäer rathen, dies zu thun, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, entweder von den Hunden gebissen oder von den Türken übel behandelt zu werden. Trotz dem, daß ihnen täglich die Eingeweide der geschlachteten Thiere vorgeworfen werden, geschieht es nicht selten, daß sie sich unter einander selbst auffressen, ja sogar die Leichen aus den Gräbern scharren und verzehren. Während meines Aufenthaltes soll sogar ein Schiffskapitän, der Nachts betrunken auf der Straße lag, von ihnen gefressen und am andern Tage von ihm nichts weiter gefunden worden sein, als sein Hut, einige zerrissene und mit Blut befleckte Kleidungsstücke und die Stiefel mit den noch unversehrten Füßen. Alle in einer Straße geborenen

Hunde bilden darin eine Gesellschaft, die eng zusammen hält, und oft befinden sich in einer solchen Straße, wenn sie lang ist, mehrere Parteien, die beständig in offenem Kriege mit einander liegen und den mit zerrissenem Felle zurückjagen, der es gewagt hat, die Gränze zu überschreiten.

Auf dem höchsten der sieben Hügel, welche Constantinopel bilden, liegt die Vorstadt Pera, die von Galata durch eine lange Mauer getrennt ist. Ungeachtet es ganz unregelmäßig gebaut und fast gar nicht gepflastert ist, ungesunde, enge und schmutzige Straßen hat, so haben doch hier fast alle europäischen Gesandten ihre Paläste, die sie nur auf kurze Zeit verlassen, um in dem reizender gelegenen Bujukdere ihre Wohnsitze aufzuschlagen. Indessen unterscheidet sich sein Ansehen durch nichts von dem Galatas, es trägt dieselbe vollständige europäische Physiognomie, ist meist von abendländischen Christen bewohnt, hat mehrere katholische Kirchen und Klöster, und hier wie dort ertönt bei Tage wie bei Nacht das ohrenzerreißende Bellen und Heulen der Hunde, die hier noch zahlreicher anzutreffen sind. Als ich hindurch ging, herrschte ein reges Leben in den Straßen, die Einwohner waren eben beschäftigt, die 12000 Häuser, die kurz zuvor abgebrannt waren, wieder aufzubauen. Eine Feuersbrunst ist in Konstantinopel nichts Seltenes, und die Häuser entstehen eben so schnell wieder, wie sie in Asche gelegt worden, da sie meistentheils nur leichte, von Innen und Außen mit Brettern vernagelte Buden sind.

Des müßigen Umhertreibens müde, suchte ich nach einem Gasthofe und nach einem Deutschen, der mich zurechtweisen könnte, fand aber nur einen polnischen Juden, der mich in einer elenden jüdischen Herberge unterbrachte, in welcher ich, wohl oder übel, übernachten mußte. Am Abend fanden sich daselbst noch mehrere Deutsche ein, mit denen ich in freundschaftlichem Gespräch einige Stunden verplauderte. Als sie sich entfernt hatten, suchte ich mein Lager, nicht auf

einem Bette, wie ich gewünscht, und das ich neun Wochen entbehrt hatte, sondern auf einer dürftigen Streu, die ich noch außerdem mit Ratten, Mäusen und anderm Ungeziefer theilen mußte.

Am andern Morgen war meine erste Frage an den Wirth: ob es möglich sei, daß ich hier Arbeit bekommen könne? und er gab mir zur Antwort, daß ich in dem Arsenal zu Topchana*) Lafetten zu Kanonen machen könne, wenn ich in dieser Arbeit geübt sei. Ich erwiederte, daß ich mich dazu gern verstehen wolle, wenn die Arbeit nur gebührend bezahlt werde. Der Wirth gab mir auf mein Ansuchen einen andern Juden zum Dolmetscher, einen sogenannten Dragoman, und dieser führte mich in den Palast des Großvezirs. Nachdem wir in eine geräumige Vorhalle getreten waren, dort die Schuhe von den Füßen gezogen und ein Thürsteher uns auf unsern Wunsch angemeldet hatte, lüftete dieser einen rothen, an beiden Seiten mit Goldfranzen besetzten Vorhang, hinter welchem sich die Thüre zum Audienzzimmer befand. Sie war geöffnet, und wir traten ein. Das Zimmer war auf orientalische Weise prächtig eingerichtet, aber ohne Tische, Stühle und andre bei uns gebräuchliche Möbel; der Fußboden mit Teppichen von den buntesten Farben und den prächtigsten Gold- und Silberstickereien belegt, die Wände mit herrlichen Spiegeln verziert. Rings unter denselben zog sich der Divan hin, auf welchem mit untergeschlagenen Beinen in einem rothseidenen, schwer mit Gold gestickten Kaftan, der Großvezir seine Pfeife schmauchend saß. Nach türkischer Art kreuzte ich meine Hände über die Brust, verneigte das Haupt und wünschte ihm einen „guten Morgen“ (Savach heirusen), den er mir in deutscher Sprache — die einzigen Worte, die er davon

*) Topchana, d. i. Kanonenwerkstatt, grenzt an Galata und liegt dicht am Hafen. Hier werden, wie der Name anzeigt, die groben Geschütze gegossen. Schon Mahmud der Zweite ließ eine christliche Kirche, die sich hier befand, zur Stückgießerei umwandeln.

Hunde bilden darin eine Gesellschaft, die eng zusammen hält, und oft befinden sich in einer solchen Straße, wenn sie lang ist, mehrere Parteien, die beständig in offenem Kriege mit einander liegen und den mit zerrissenem Felle zurückjagen, der es gewagt hat, die Gränze zu überschreiten.

Auf dem höchsten der sieben Hügel, welche Constantinopel bilden, liegt die Vorstadt Pera, die von Galata durch eine lange Mauer getrennt ist. Ungeachtet es ganz unregelmäßig gebaut und fast gar nicht gepflastert ist, ungesunde, enge und schmutzige Straßen hat, so haben doch hier fast alle europäischen Gesandten ihre Paläste, die sie nur auf kurze Zeit verlassen, um in dem reizender gelegenen Bujukdere ihre Wohnsitze aufzuschlagen. Indessen unterscheidet sich sein Ansehen durch nichts von dem Galatas, es trägt dieselbe vollständige europäische Physiognomie, ist meist von abendländischen Christen bewohnt, hat mehrere katholische Kirchen und Klöster, und hier wie dort ertönt bei Tage wie bei Nacht das ohrenzerreißende Bellen und Heulen der Hunde, die hier noch zahlreicher anzutreffen sind. Als ich hindurch ging, herrschte ein reges Leben in den Straßen, die Einwohner waren eben beschäftigt, die 12000 Häuser, die kurz zuvor abgebrannt waren, wieder aufzubauen. Eine Feuersbrunst ist in Konstantinopel nichts Seltenes, und die Häuser entstehen eben so schnell wieder, wie sie in Asche gelegt worden, da sie meistentheils nur leichte, von Innen und Außen mit Brettern vernagelte Buden sind.

Des müßigen Umhertreibens müde, suchte ich nach einem Gasthofe und nach einem Deutschen, der mich zurechtweisen könnte, fand aber nur einen polnischen Juden, der mich in einer elenden jüdischen Herberge unterbrachte, in welcher ich, wohl oder übel, übernachten mußte. Am Abend fanden sich daselbst noch mehrere Deutsche ein, mit denen ich in freundschaftlichem Gespräch einige Stunden verplauderte. Als sie sich entfernt hatten, suchte ich mein Lager, nicht auf

einem Bette, wie ich gewünscht, und das ich neun Wochen entbehrt hatte, sondern auf einer dürftigen Streu, die ich noch außerdem mit Ratten, Mäusen und anderm Ungeziefer theilen mußte.

Am andern Morgen war meine erste Frage an den Wirth: ob es möglich sei, daß ich hier Arbeit bekommen könne? und er gab mir zur Antwort, daß ich in dem Arsenal zu Topchana*) Lafetten zu Kanonen machen könne, wenn ich in dieser Arbeit geübt sei. Ich erwiederte, daß ich mich dazu gern verstehen wolle, wenn die Arbeit nur gebührend bezahlt werde. Der Wirth gab mir auf mein Ansuchen einen andern Juden zum Dolmetscher, einen sogenannten Dragoman, und dieser führte mich in den Palast des Großvezirs. Nachdem wir in eine geräumige Vorhalle getreten waren, dort die Schuhe von den Füßen gezogen und ein Thürsteher uns auf unsern Wunsch angemeldet hatte, lüftete dieser einen rothen, an beiden Seiten mit Goldfranzen besetzten Vorhang, hinter welchem sich die Thüre zum Audienzzimmer befand. Sie war geöffnet, und wir traten ein. Das Zimmer war auf orientalische Weise prächtig eingerichtet, aber ohne Tische, Stühle und andre bei uns gebräuchliche Möbel; der Fußboden mit Teppichen von den buntesten Farben und den prächtigsten Gold- und Silberstickereien belegt, die Wände mit herrlichen Spiegeln verziert. Rings unter denselben zog sich der Divan hin, auf welchem mit untergeschlagenen Beinen in einem rothseidenen, schwer mit Gold gestickten Kaftan, der Großvezir seine Pfeife schmauchend saß. Nach türkischer Art kreuzte ich meine Hände über die Brust, verneigte das Haupt und wünschte ihm einen „guten Morgen“ (Savach heirusen), den er mir in deutscher Sprache — die einzigen Worte, die er davon

*) Topchana, d. i. Kanonenwerkstatt, grenzt an Galata und liegt dicht am Hafen. Hier werden, wie der Name anzeigt, die groben Geschütze gegossen. Schon Mahmud der Zweite ließ eine christliche Kirche, die sich hier befand, zur Stückgießerei umwandeln.

verstand — herablassend erwiederte. Hierauf begann der Dolmetscher seine Rolle. Ich ließ durch ihn anfragen, ob ich in Wagnerarbeiten auf europäische Art — in welcher die Türken noch weit zurück sind — Beschäftigung erhalten könne und erbot mich zuvor, eine Probe meiner Geschicklichkeit zu liefern. Ich erhielt zur Antwort, daß ich noch heute in das Arsenal gehen und ein Rad als Probestück fertigen solle. Zugleich befahl er dem Dolmetscher, in meiner Nähe zu bleiben, um mir alles herbeizuschaffen, was mir etwa noch fehlte. Ich gab zur Antwort, daß ich erst Morgen die Arbeit beginnen könne, weil heute noch Christfest, und jeder Christ gehalten sei, den Feiertag zu heiligen; darauf empfahlen wir uns unter denselben Ceremonien, mit denen wir eingetreten waren.

Den andern Tag ging ich in den Hafen nach dem Schiffe, das mich hierher gebracht hatte, um mein darauf befindliches Werkzeug in Empfang zu nehmen. Ich wollte sogleich die Hobelbank und die andern mir zugehörigen Kisten in eine gemiethete Barke bringen lassen, um damit nach dem Arsenal zu fahren, welches dicht am Kanale, unweit einer prächtigen Moschee, liegt. Zuvor fragte ich jedoch den Kapitän durch den Dolmetscher: was ich ihm für die Fahrt von Galatz bis hierher zu zahlen habe, und erhielt zur Antwort, daß ich nicht in seiner Schuld, vielmehr er noch in der meinigen stehe. Ohne mich, ließ er mir sagen, lägen alle seine Anker im Meere, da ich die Winde so gut reparirt hätte. Um mir noch seinen besondern Dank auszusprechen, ließ er mir anbieten, mich unentgeltlich nach Livorno, wohin er in 14 Tagen absegele, zu bringen, falls es mir in Konstantinopel nicht gefallen sollte. Ich dankte für seine Güte, denn ich hatte keine Lust, mich so schnell dem trügerischen Meere wieder anzuvertrauen, wünschte ihm eine glückliche Reise, wenn wir uns nicht wieder sehen sollten, und reichte ihm die Hand zum Abschiede. Er war bis zu Thränen gerührt, und auch mir traten sie in die Au-

gen, denn die gemeinsam ausgestandene Gefahr und Todesangst hatte unsere Herzen befreundet, deren Gefühle wir leider nicht durch Worte, sondern nur durch Zeichen, durch Blicke und Mienen ausdrücken konnten. Noch nie, ließ er mir durch den Dolmetscher sagen, habe er, so lange er auf dem Meere fahre, solche Stürme erlebt, ich dagegen ließ ihn warnen, nie wieder zur ungünstigen Zeit das schwarze Meer zu befahren. Tiefgerührt schieden wir von einander, und um sich mir noch einmal gefällig zu beweisen, ließ er ein Boot von seinem Schiffe flott machen und, ohne eine Bezahlung dafür zu nehmen, durch seine Matrosen meine Geräthschaften nach dem Arsenal bringen. Daselbst wurde das Werkzeug ausgeladen und nach der Werkstatt gebracht, die aus mehreren Gebäuden bestand. Unweit des Arsenals in einer gangbaren Straße wurde mir ein ansehnliches Haus zur Wohnung angewiesen, welches dem Sultan gehörte und früher ein Kaffehaus gewesen zu sein schien. Man überreichte mir die Schlüssel dazu, und ich ergriff Besitz davon. Dann ging ich wieder nach der Werkstätte, um die Hobelbank und das Werkzeug in Ordnung zu bringen und das Holz, welches ich zum Rade brauchte, beizulegen. Eine Zeit lang sah ich den darin beschäftigten Arbeitern zu. Sie saßen meist mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde, den Oberkörper auf das Stück Holz, welches sie bearbeiteten, fest angedrückt, welches sich auf ein andres in der Erde befestigtes stützte. Mühsam arbeiteten sie an einer Speiche, und um ein Rad zu verfertigen, würden sie auf solche Weise 12 bis 14 Tage zugebracht und es dennoch nur zur Nothdurft vollendet haben. Als ich mich an ihrer kümmerlichen Arbeit satt gesehen, ging ich nach meiner Wohnung zurück.

Um 8 Uhr des Morgens begab ich mich an die Arbeit, und sämmtliche Arbeiter standen neugierig um mich her und konnten sich nicht genug verwundern, wie ich nur auf und an der Hobelbank das Rad verfertigte und mich nicht, wie sie, von einer Stelle zur andern

herumtrieb. Selbst der Großvezir beehrte mich mit seiner Gegenwart und sah zu, wie ich arbeitete. Und als am andern Tage das hölzerne Rad fertig und sauber ausgeputzt war, kam er wieder und überzeugte sich, wie weit meine Arbeit von der türkischen verschieden war. Sodann ließ er mich fragen, ob ich geneigt sei, die in der Werkstätte befindlichen jungen Leute in die Lehre zu nehmen und die Werkstätte nach meiner Art einzurichten, und welchen Lohn ich für meine Bemühung verlange. Ich forderte monatlich 50 Kronenthaler, freie Wohnung in dem Hause, das ich bereits inne hatte, und einen schriftlichen Vertrag zur Erfüllung der beiderseitigen Verbindlichkeiten für die Dauer der Lehrzeit, die ich auf drei Jahre festsetzte, da sie in einer kürzern Zeit das Handwerk nicht erlernen konnten. Mißmuthig über diese Forderungen schüttelte der Großvezir den Kopf, ging einige Male unschlüssig auf und ab und ließ mir endlich, außer dem freien Logis, täglich einen Kronenthaler anbieten. Auf meine ihm zu erkennen gegebene Unlust, diesen Vorschlag anzunehmen, verließ er die Werkstätte, nachdem er mir als Lohn für die gefertigte Probearbeit erlaubt hatte, für die Dauer meines Aufenthaltes in Konstantinopel frei in dem mir angewiesenen Hause zu wohnen.

Ich hatte bisher nur einige Vorstädte in Augenschein genommen, und der Anblick, die fast europäische Bauart derselben war nicht im Stande gewesen, mir einen hohen Begriff von der Hauptstadt des türkischen Reichs zu geben. Das eigentliche Konstantinopel war mir jedoch noch gänzlich unbekannt, und da ich weiter kein Geschäft hatte, als spatzieren zu gehen, so verwendete ich meine Zeit darauf, alle die im Innern der Hauptstadt verborgenen Merkwürdigkeiten und Herrlichkeiten zu besichtigen, deren leider zu viele sind, als daß ich sie alle hätte im Gedächtniß behalten oder gar näher beschreiben können. — An großen öffentlichen Plätzen ist Konstantinopel arm, der vorzüglichste ist der Atmeidan, wo die vornehmen Türken ihre Reiterübun-

gen halten und in dessen Mitte ein 60 Fuß hoher granitener Obelisk steht. Uebrigens ist mancher Marktplatz in kleinern deutschen Städten größer, denn der Atmeidan ist nur 250 Schritte lang und 150 Schritte breit. Von der Menge Moscheen — es sollen gegen 500 sein — fiel mir die ungeheuere Aja-Sophia, die ehemalige Sophienkirche mit ihren vier Minarets am meisten auf. Im Innern soll sie prächtig sein, ihr Aeußeres ist eine unschöne formlose Masse wunderlich durch und an einander gebaut. In der Nähe des Atmeidan ist die prächtige Moschee des Sultan Achmed mit sechs Minarets, ein imposantes Gebäude.

Die schönste aller Moscheen, wenn auch nicht die größte, ist die auf dem dritten der sieben Hügel gelegene Suleimanje, hinsichtlich der äußern Verhältnisse und des würdigen Baustils ohnstreitig das schönste Gebäude Konstantinopels. Außerdem sind noch fünf bis sechs Moscheen durch Größe und Schönheit ausgezeichnet. Von merkwürdigen Gebäuden ist mir das Schloß der sieben Thürme — es hat jetzt deren nur noch sechs, da ein Erdbeben einen umgeworfen — vorzüglich erinnerlich. Es ist ein fünfeckiges, sehr großes Gebäude, gewissermaßen eine Festung von sehr alter Bauart, an jeder Ecke ein Thurm (hier fehlt einer) und in der Mitte zwei. Die Thürme sind nicht von gleicher Höhe.

Diese Plätze und Gebäude, wozu auch die großen Khane und Bazars gehören, abgerechnet, bietet das eigentliche Konstantinopel denselben Anblick wie die Vorstädte. Die Straßen sind hier eben so eng, schmutzig und von einem fortwährenden Pesthauche durchzogen, wie dort, und nur belebter durch die Menschenmassen, die sich auf den Trottoirs an den Seiten der Häuser drängen und stoßen, da in der Mitte der Straße der Schmutz so groß ist, daß man bei jedem Schritte Gefahr läuft, darin stecken zu bleiben. Einzelne Häuser, unter denen das Trottoir hinwegläuft, haben hervorspringende Erkerfen-

ster und bieten ein stattliches Ansehen, die meisten sind jedoch nur elende Hütten, die jeden Augenblick den Einsturz drohen und von der ärmsten Klasse bewohnt sind. Konstantinopel soll über eine Million Einwohner zählen, was wohl möglich ist, und der Bedarf an Getraide soll sich, wie man mir versichert hat, täglich auf 70,000 Malter belaufen. Diese ungeheuere Angabe gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, wie viele tausend Schiffe jährlich aus allen Weltgegenden in den Hafen Konstantinopels einlaufen und daselbst stationiren, und wie viel Centner Brod nur ein einziges Schiff als Proviant für die Rückreise braucht.

Eine der ärmsten Klassen der Bevölkerung bilden die Lastträger, welche das Gepäck bald vom Hafen her-, bald zu demselben hintragen. Es sind größtentheils Armenier oder Türken, von anscheinend schwächlichem Körperbau, aber von so außerordentlicher Kraft, daß ein Einzelner oft Ballen von mehreren Centnern die steilen Straßen hinauf zu tragen vermag. Sind die Ballen zu groß und schwer, daß sie Einer allein nicht tragen kann, so haben sie eigens zubereitete Stangen, auf welche sie die Last legen, sodann wird jede Stange von zwei oder mehreren Personen gefaßt und der Ballen auf diese Weise langsam an den Ort seiner Bestimmung gebracht. Dabei singen sie nach einer einfachen Melodie, das Wort: Hiamo, das die Vordern anfangen und die Hintern wiederholen, und dieses Singen geschieht aus dem Grunde, damit die Fußgänger in den engen Straßen ihnen bei Zeiten ausweichen. Mehrentheils gehen sie baarfuß und schlecht aber leicht gekleidet, und ihr Leben, das sie allein durch das Lastragen fristen, ist nicht das beste und angenehmste, denn oft hat einer vom Ertrage seiner mühevollen Arbeit noch eine zahlreiche Familie zu ernähren. Dennoch sind sie munter und vergnügt. Diese Lastträger findet man in allen Theilen der Stadt und der Vorstädte, da, wie

ich schon bemerkt, die meisten Straßen so eng und unregelmäßig sind, daß kein Fuhrwerk durch sie hindurch kommen kann.

Geht man des Nachts durch eine solche Straße, so ist man genöthigt, eine papierene Laterne bei sich zu führen, und wer dieses versäumt, läuft Gefahr, von einer Patrouille aufgegriffen und auf die Wache, die sich in den Thoren der Vorstädte befindet, gebracht und daselbst bis zum Morgen festgehalten zu werden. Ist der so Ergriffene ein Franke, so wird er ausgefragt, zu welcher Gesandschaft er gehöre, und sodann dahin ausgeliefert, um strenge Rechenschaft von seinem nächtlichen Umhertreiben in den Straßen abzulegen. Will es das Unglück, daß gerade in dieser Nacht ein Verbrechen begangen worden ist, so kann er leicht für den Thäter gehalten, und obwohl er unschuldig ist, dafür bestraft werden, wenn er nicht die genügende Auskunft über den Zweck seiner nächtlichen Wanderung angeben kann. Deshalb wird jeder Fremde, welcher Konstantinopel betritt, sogleich darauf aufmerksam gemacht, des Nachts eine Laterne bei sich zu führen, damit er sich keiner Verlegenheit aussetze.

Nachdem ich mehrere Straßen durchwandert hatte, die theils vom regsten Leben, theils von einer drückenden ängstlichen Stille erfüllt waren, trat ich müde und hungrig in ein elegantes Kaffehaus, in welches man mich auf meine Nachfrage führte. Es wimmelte darin von Gästen der verschiedensten Nationen, und obwohl ich schon viele Städte durchwandert und die Eigenthümlichkeiten manches Volkes in Sitte, Tracht und Sprache kennen gelernt hatte, so war mir doch eine solche Mannigfaltigkeit der Trachten und Sprachen bisher nicht vorgekommen. Unverstanden gingen die fremdartigen Laute an meinem Ohre vorüber, und ich stand mitten in der Verwirrung, nicht wissend, an wen ich mich wenden sollte, bis sich einer aus der Gesellschaft meiner annahm. Von ihm erfuhr ich, daß hier vierzehn Sprachen zugleich gesprochen wurden,

nämlich Türkisch, Arabisch, Griechisch, Italienisch, Englisch, Französisch, Russisch, Serbisch, Ungarisch, Wallachisch, Polnisch, Spanisch, Portugiesisch und Deutsch. Selbst Kinder von 4 bis 5 Jahren, die sich daselbst aufhalten, um die Bedürfnisse zu verabreichen, reden nicht selten, von Jugend auf daran gewöhnt, vier bis fünf Sprachen, aber nur äußerst selten Deutsch, da nur wenige Deutsche sich in Konstantinopel befinden. Am meisten wurde italienisch gesprochen. Wie ich meinen Hunger an den dargereichten schmackhaften Speisen sättigte, so mein Auge an den malerischen Trachten der verschiedenen Nationen und an den kostbaren reichen Verzierungen der Zimmer. Abends in meinem Hause angelangt, war ich durch die vielen verschiedenen Eindrücke, die ich in mir aufgenommen, so aufgeregt, daß ich nicht einschlafen konnte und nur in einen unruhigen Schlummer verfiel. Plötzlich schreckt mich der Ruf von Menschenstimmen empor, ich schaue rasch aus dem Fenster, der Himmel gleicht einem Feuermeere. An zwei verschiedenen Enden der Stadt zugleich war Feuer ausgebrochen, aber die Einwohner bemühten sich nicht sehr, dasselbe zu löschen. Die Löschanstalten sind aber auch in einem erbärmlichen Zustande, und die elenden Spritzen werden von den dabei Angestellten unter furchtbarem Geschrei auf den Achseln nach dem Ort des Feuers getragen. Ihre Wirksamkeit ist indessen wegen des beschränkten Raumes in den Straßen nur sehr gering, und die Feueraufseher begnügen sich meistens damit, so lange an die benachbarten Häuser zu schlagen, bis die Bewohner erwachen und entweder zu Hülfe eilen oder ein Licht anzünden. Daher geschieht es gar oft, daß es in einer Vorstadt brennt, während man in einer andern davon nichts weiß. Zwar vergeht selten eine Nacht in Konstantinopel, in welcher die Einwohner durch Feuerruf nicht aus dem Schlafe gestört werden, doch sind die Brände nur von geringer Bedeutung, und so große Feuersbrünste, wie die war, durch welche ein Jahr vor meiner Ankunft ein großer Theil der Vorstadt

Pera in Asche gelegt wurde, sind selten. Die in jener Nacht war bald gedämpft; es waren nur einzelne Bretterhütten, und ich suchte beruhigt über jede fernere Gefahr mein Lager wieder.

Den andern und die folgenden Tage verbrachte ich in denselben Beschäftigungen, wie den ersten, und da ich eines Tags gehört hatte, daß der Sultan auf dem neuerbauten Dampfschiffe eine Spazierfahrt auf dem Bosporus und nach Asien hinüber machen würde, so versäumte ich nicht, mich bei Zeiten an der hohen Pforte einzufinden. Dies ist nämlich das durch nichts sonderlich ausgezeichnete Thor, welches aus der Stadt in das neue Serai führt. Dieses Serai, die Residenz des Sultan, besteht aus einer Menge Palästen von verschiedener Größe und Pracht, die auf drei Höfen oder Plätzen vertheilt sind, und hat selbst den Umfang einer Stadt. Vom Ufer des Hafens und des Meeres steigen die prachtvollen Gebäude des Serai's von Bäumen und Büschen umgeben, höchst malerisch den Berg hinauf. Hier ist es von der Stadt durch eine hohe Mauer getrennt, durch welche jenes Thor, „die hohe Pforte,“ von welcher die ganze türkische Regierung den Namen geliehen, führt. Der große freie Platz vor derselben war mit Soldaten und einer schaulustigen Menschenmenge angefüllt, die die Augen unbeweglich auf das geöffnete Thor des Serai's richteten. Kaum hatte ich mich durch dieselbe gewunden und mir ein Plätzchen an einem Springbrunnen erkämpft, als der Sultan, umgeben von den Großen seines Reiches, aus der Pforte ritt. Er war ein Mann von mittlerer Größe, ein Vierziger, mit einer Adlernase, einem scharfen durchdringenden Blick und einem 7 bis 8 Zoll langen glänzend schwarzen Barte und von bräunlicher Gesichtsfarbe, wie ein Zigeuner. Er trug einen dunkelblauen Ueberrock, hinten mit einem Capuzinerbeutel, blaue Sackhosen, rothe Schuhe und statt des Turbans einen rothen Fes mit einer Troddel von Gold und Edelsteinen. Seine Frauen, die später erschienen und dem Zuge nachfolg-

ten, waren nicht mehr ganz, sondern nur halb verschleiert. Sie waren meistentheils schwarz gekleidet und trugen über dem Kopf ein weißes Tuch, das ihnen in das Gesicht herabhing. Ein anderes Tuch, welches die Brust bedeckte, reichte bis über den Mund herauf. Ueber dem weißen Kopftuch hing der große seidene Schleier, der hinten und zu beiden Seiten bis auf die Erde reichte. Sie trugen weiße, auf dem Fuß zusammengeschnürte Pantalons und gelbe Schnürstiefel. Die Farbe ihres Gesichtes, so weit man dasselbe sehen konnte, war schneeig weiß, der Blick der Augen scharf und feurig. Langsam und mit kleinen Schritten gingen sie hinter einander her, wie Gänse. Die anderen türkischen Frauen unterscheiden sich von denen des Sultans nur wenig. Wenn die türkischen Frauen ausfahren, so geht dies ebenfalls sehr langsam von Statten. Vor dem mit Ochsen bespannten Wagen geht ein Mann her, der die Thiere an einem Stricke nach sich zieht Zwischen den Hörnern tragen sie einen Federbusch, ihre Schwänze sind mit rothen Bändern aufgeputzt, und auf ihren Rücken liegen kostbare, mit goldenen Quasten und Schellen verzierte Decken. Die Wagen sind geräumig, mit Malerei und Vergoldung überladen, aber von einer schlechten Bauart. Ein ringsum mit Goldperlen und Troddeln besetztes rothes Tuch ist zeltartig darüber ausgespannt, und rund um denselben laufen Fenster, durch die man jedoch nicht in das Innere sehen kann, da sie meist mit dichten Gardinen verhängt sind. Oft sitzen in einem solchen Wagen 6 bis 8 Frauenzimmer mit untergeschlagenen Beinen lachend und plaudernd beisammen. Ihre Spazierfahrten sind jedoch nur auf die großen Plätze und breitern Straßen der Stadt beschränkt, da solche in den engern unmöglich stattfinden können. Die Männer fahren niemals auf solche Weise; sie ziehen das Reiten vor und lieben es vorzüglich im schnellsten Trabe durch die Straßen zu jagen, doch so,

daß ihnen jedesmal ein Laufer vorangeht, der die Fußgänger auszuweichen bittet.

Auf meinen Wanderungen wieder in die Vorstadt Galata gelangt, sah ich dort ein Schauspiel eigener Art. Der eben im Kriege mit dem Pascha von Egypten begriffene Großsultan hatte den Soldaten, wahrscheinlich damit sie mehr Muth bekommen sollten, Wein zu trinken erlaubt, und diese hatten, das Gesetz des Propheten nicht achtend, von dieser Erlaubniß den unumschränktesten Gebrauch gemacht. Zu Hunderten lärmten und taumelten sie auf den kleinen Schiffen umher, die so dicht am Lande vor Anker lagen, daß man mittels eines Brettes auf sie gelangen konnte. Die Meisten waren in einem solchen Zustande der Trunkenheit, daß sie von dem Brette und selbst von dem Schiffe herab zum großen Ergötzen der Umstehenden ins Meer fielen. Sogleich aber waren die Griechen, die den Wein verkauften, im Wasser, fischten die auf diese Weise innen und außen Durchnäßten wieder auf und brachten sie in die dem Strande zunächst gelegenen Häuser. Der Wein war sehr gut und äußerst billig, denn für einen Groschen nach unserm Gelde kann man ein Maas des besten Cyperweins erhalten und sich daran leicht berauschen, wenn man ihn nicht gewohnt ist.

Will man der drückenden, stickenden und ungesunden Atmosphäre Konstantinopels entgehen und freie Luft schöpfen, so kann man das nirgends besser, als auf den großen geräumigen Gottesäckern, die sich über der Stadt und den Vorstädten hinziehen. Man gelangt durch die „lange Gasse“ von Pera nördlich dahin und befindet sich selten und vorzüglich des Abends nie allein. Die Verwandten der Verstorbenen besuchen fast täglich die mit einfachen Denksteinen verzierten und von dunkeln Cypressen überschatteten Gräber und geben sich daselbst weniger den Gefühlen der Trauer und den Erinnerungen an die Todten, als dem Genusse der Freude hin; man vergißt sie bei

Gesang und Saitenspiel und im Genusse der Erfrischungen, die überall hier geboten werden. Was mich am meisten wunderte, war, daß man, trotz der rauhen Jahreszeit, daselbst frische Weintrauben, Citronen, Pomeranzen und andre Südfrüchte in Menge und zu dem billigsten Preise bekommen konnte.

Auf dem Gipfel des Hügels steht nämlich ein Kaffehaus, wo die Bevölkerung von Pera und Galata zusammenströmt. Da gibt es denn eine Menge der schönsten Griechen- und Frankenmädchen, auch junge hübsche Frauen zu sehen, die nichts weniger als verschleiert und zurückhaltend sind. Der große Rasenteppich ist mit singenden tanzenden, kosenden Gruppen besetzt.

Aber auch dem blosen Liebhaber der schönen Natur werden hier die höchsten Genüsse geboten, denn der Horizont, der sich seinem Blicke hier öffnet, ist schier unermeßlich und über alle Beschreibung herrlich. Man sieht ganz Konstantinopel, den Hafen, das Marmormeer mit seinen Inseln zur Rechten unter sich, gegenüber die lange vielgebogene Küste von Asien mit dem sanft aufsteigenden Scutari, den Schlößern, dem Leanderthurme, links den Kanal und in der Ferne das schwarze Meer. Dieses Panorama ist unvergleichlich groß und erhaben schön. Die stete Bewegung von so vielen Schiffen aller Größe, von schön geschmückten Barken, Booten, Kaiken gibt dem Bilde das Leben eines Jahrmarkts auf dem Meere. Die Spitze des Serai's tritt weit ins Meer hervor, die Sonne glänzt in den Kuppeln der Minarets und in den Fenstern der Moscheen und Schlösser, die sich immer höher hintereinander aufbauen, und dazwischen die herrlichen Cypressen-Gruppen und die Fülle des überall quellenden Laubwerks in und um der Stadt. Welche malerischen Contraste! Man sollte Konstantinopel stets nur von hier oder von Asien aus sehen und es nie betreten, um nicht so schmälich aus seinem Entzücken zu fallen.

Wenn man nun diese Begräbnißplätze besucht, so findet man zu-

erst rechts den griechischen, links den armenischen Gottesacker, bis man endlich zum türkischen kommt. Der griechische ist wenig von den europäischen Begräbnißplätzen verschieden; die Gräber sind meist mit platten, viereckigen Steinen bedeckt. Der armenische ist mit einem verschobenen Viereck von Maulbeerbäumen und einer Menge Cypressen und Tannen besetzt. Die Gräber sind zuweilen mit hohen Sarkophagen von Marmor verziert. Der türkische endlich ist ganz unregelmäßig mit Cypressen bepflanzt, auch sind die Gräber ohne Ordnung über den ganzen Platz hin verstreut. Die der Reichen sind mit steinernen Turbanen und prächtigen Sarkophagen versehen, die der Armen mit einfachen hölzernen Kreuzen oder mit gar nichts. Einige sind mit Mauern oder hölzernen Umfriedigungen umgeben, zum Zeichen, daß es Familiengräber sind. Nirgends habe ich so hohe, alte und herrliche Cypressen gesehen, wie hier. Ihre Wurzeln werden freilich von den Ueberresten unzählicher Geschlechter genährt. In der Nähe dieser Begräbnißplätze liegt am Hügel hinab die fast ganz von Griechen bewohnte Vorstadt Dimitri. Türkische Begräbnißplätze finden sich auch noch an mehreren andern Orten.

Hat man Lust einige Piaster daran zu wenden, und, vorzüglich im Sommer, auf dem Kanale nach dem Marmormeere, oder was noch angenehmer ist, nach dem schwarzen Meere und an Bujukdere, wo die Gesandten wohnen, vorüber spazieren zu fahren, so verschafft man sich einen Genuß, den die übrige Welt in dieser Vollkommenheit nicht mehr bietet. Das reizende Wiesenthal von Bujukdere ist ein großer wilder Garten, mit den herrlichsten Platanen, Granaten und Mandelbäumen bepflanzt. Hinter den niedlichen Landhäusern steigen terrassenförmig prächtige Gärten empor, vorn zieht sich der stets belebte Kanal mit seinen lieblichen Ufern hin, und jedes Landhaus hat seinen eigenen Kai, der einen Vorsprung macht und als Seeterrasse dient. Diese Kais sind stets mit feiner europäischer Gesellschaft besetzt, vor-

züglich Abends, wenn der Mond seinen Zauberglanz über die Wogen des Bosporus streut.

Drei Tage bevor ich Konstantinopel verließ, indem ich im Begriff war, über Adrianopel und Belgrad nach Deutschland zurückzukehren, fuhr ich, damit ich sagen konnte, daß ich auch in Asien gewesen sei — denn ich dachte damals nur an die Heimath und an keine weitere Reise — von Galata wieder nach Konstantinopel, von wo aus alle Tage eine Kaike nach Becusz abgeht, welches weiter rechts hinaus nach dem schwarzen Meere zu, aber auf der asiatischen Seite liegt. Daselbst war eben damals eine Tuchfabrik von einem Deutschen errichtet worden, in der sich mehrere deutsche Arbeiter befanden. Die Plätze in der Kaike waren schon alle besetzt bis auf einen, dessen Raum sehr klein war. Die Einrichtung war nicht wie ich glaubte, man konnte die Füße nicht herunterhängen, viel weniger ausstrecken, sondern mußte auf türkische Art die Beine unterschlagen. Dies wurde mir sehr beschwerlich. So dauerte es vier Stunden. Ob die Ansichten noch so schön, der Tag noch so freundlich war und die Delphine noch so dicht am Schiffchen sich erhoben, daß man sie beinahe mit der Hand erreichen konnte, so war ich doch nur mit meiner Qual beschäftigt, vier Stunden lang zu sitzen, ohne mich regen zu können, was unser einer nicht gewohnt ist, ich aber doch aushalten mußte, um nicht mit den Türken in Streit zu gerathen.

Als ich mich, in Becusz angelangt, nach der Fabrik begeben wollte, ging ich an einem Thurme vorbei, auf welchem ein Türke stand, der sich die Ohren zuhielt und furchtbar zu schreien anfing. In der Meinung, daß irgendwo Feuer ausgebrochen sei, sah ich mich um, gewahrte aber nichts und ging nach der Fabrik, wo ich freundlich aufgenommen wurde und das Vorgefallene sogleich erzählte. Darauf wurde mir gesagt, daß der Türke zum Gebet gerufen habe. Ich mußte mich hier aufhalten bis um 3 Uhr des andern Tages, da die

Barke nicht früher nach Konstantinopel zurückfuhr. Becusz ist ein unbedeutendes Vorstädtchen. Der Pallast, in welchem die Fabrik errichtet war, war schon ein ansehnliches Schloß und lag hinter Alleen in einem Gebüsch in einer schönen Gegend, etwa eine Viertelstunde von Becusz entfernt.

Wieder in Konstantinopel gelandet, ging ich noch einige Stunden in der Stadt spazieren und dann zum Hafen hinab, um mich nach Galata übersetzen zu lassen. Daselbst angekommen, begab ich mich sogleich auf die österreichische Kanzlei in Pera, in der Absicht, visiren zu lassen. Auf meine Angabe, daß ich über Adrianopel und Philippopolis nach Belgrad zu reisen gedenke, wurde mir ein Firman angeboten. Dies ist ein Schutzbrief des Großsultan, den jeder Türke mit der größten Ehrfurcht respectirt und dessen Besitzer alle türkischen Häuser offen stehen. Man versicherte mich, daß er mir sehr gute Dienste leisten würde, besonders da, wo ich über Nacht bleiben wolle.

„Doch sollen Sie nicht dazu beredet werden," setzte der österreichische Secretär hinzu, „weil ein solcher zwei Kronenthaler kostet, die bei einem Handwerksburschen meist selten sind, zumal wenn er keine Condition gefunden hat und wieder zurückreisen muß, wie es bei Ihnen der Fall ist. — Doch hat man mir gesagt," fuhr er fort, „daß Ihnen für den Tag ein Kronthaler geboten worden, und Sie doch nicht dafür haben arbeiten wollen."

„Das steht wohl bei mir," entgegnete ich kurz, „ob ich arbeiten will oder nicht, und eben so, ob ich einen Firman nehme oder nicht. — Doch verzeihen Sie! wenn ich ihn nehmen muß, warum nicht?"

„Nein, Sie brauchen ihn keineswegs zu nehmen, doch ich meine es zu Ihrem Besten. Sie kriegen auch ein kleines Teskereh *) unentgeltlich, womit Sie ebenfalls reisen und welches Sie, wo Sie an-

*) Vorweiskarte.

gehalten werden, vorzeigen können. Aber damit können Sie, wo keine Christen wohnen, Nachts auf der Straße liegen bleiben. Den Firman aber zeigen Sie, wenn Sie in eine Stadt oder in ein Dorf kommen, vor, erfragen das Haus des Wojewoden (Richter, Oberhaupt des Orts), bieten ihm einen Gruß und sagen „wer bier Honack," d. h. gib mir ein Nachtlager. Und will er nicht, so zeigen Sie ihm diesen Firman, da werden Sie gleich ein Nachtlager haben."

„Nun gut! dann bitte ich, wollen Sie mir einen Firman zukommen lassen."

„O ja, aber er muß erst ausgefertigt werden, und das dauert noch zwei Tage."

„Sie entschuldigen, mein Wanderbuch ist ja schon visirt."

„Das thut nichts, und wenn Sie noch acht Tage hier bleiben wollen; nach dem fragt Niemand. Hier zu Lande hat man nur türkische Schriften aufzuweisen."

„Dann werde ich in zwei Tagen wieder kommen," sagte ich, indem ich mich empfahl.

In dieser Zeit fanden sich noch zwei deutsche Reisegefährten zu mir, ein Sachse und ein Hanauer, beide Schuhmacher.

Der Firman *) war zur bestimmten Zeit ausgefertigt; da jedoch die beiden Schuhmacher ihre angefangene Arbeit noch nicht vollendet hatten, so mußte ich noch etliche Tage warten, weil ich doch nicht gern in der Türkei allein reisen wollte. Darauf sagte der Hanauer: er sei dem Meister noch gegen 30 Piaster **) schuldig, ob ich ihm nicht aushelfen wolle, damit er nur einmal aus Konstantinopel weg käme, in Adrianopel wolle er arbeiten und mir das Geld wieder geben.

„Dies sollen Sie haben, und Ihr Beide sollt frei reisen, wenn Ihr mir mein Gepäck tragen helft, daß ich nicht ein Saumthier zu

*) Siehe Beilage 1.

**) Ohngefähr 4 Thaler Preußisch.

miethen brauche, und von meinen Instrumenten nur das Eisenwerk mitnehmen kann, das Andre will ich gern zurücklassen."

Beide waren es zufrieden, und so verließen wir am 9. Januar 1832 die Stadt, die einst — und vielleicht ist dieser Zeitpunkt nicht sehr fern mehr — die Beherrscherin von Europa und Asien sein wird, wenn kein Türke und keine Pest mehr in ihr hausen. Ich hatte 15 Tage in ihr zugebracht.

Reise nach Adrianopel.

Ein Aufenthalt. — Abfall des Sachsen. — Muscheln. — Wendepunkt der Russen im türkischen Kriege. — Unangebaute Gegend. — Erste Wirkung des Firman. — Schlechter Weg. — Wunderbare Menge von Vogelnestern. — Nachtquartier und Abenteuer im Hause eines spitzbübischen Griechen. — Flucht und sicheres Nachtquartier in einem Kaffehause. — Taglange vier Stunden. — Unterschied zwischen Türken und Griechen. Nachtquartier auf einem bulgarischen Meierhofe. — Ueble Folgen eines Gewitters. — Vergebliche Nachfrage nach Erleichterung. — Knabenspiel. — Mein erstes und letztes Tabakrauchen in der Türkei. — Stets getäuschte Hoffnung. — Brunnen am Wege. — Abermalige gute Wirkung des Firman. — Reizender Anblick von Adrianopel.

Beinahe am Ausgange der Stadt besuchten wir noch einen Deutschen aus Krakau, welcher Werkführer in einer Lederfabrik war, jetzt aber nicht mehr lebt. Er hatte auf mehrere Jahre einen Contract abgeschlossen und eine schöne Zahlung erhalten, und als die türkischen Lehrlinge selbst arbeiten konnten, soll man ihn durch Gift, das man ihm in den Kaffe gethan, aus dem Wege geräumt haben. Dieser gute Mann ließ uns denselbigen Tag nicht weiter reisen, sondern erst am folgenden. Als wir nun im Begriff waren fortzugehen,

machte der Sachse die Entschuldigung: er sei unwohl. Ich ließ ihm das nicht zweimal sagen und bat ihn, meine Sachen abzupacken. Es war eine Couverte*) dabei, die ich ungern verkaufte — alles andre Entbehrliche war schon verkauft — doch mußte sie springen, obgleich sie uns während der Nacht gute Dienste hätte leisten können. Etliche Instrumente mußte ich selbst noch tragen. Der Hanauer, obgleich damals im schlechten Zustande, war dennoch ein sehr bescheidener Mensch und begrüßte den Sachsen auf eine üble Weise, anstatt ihm Lebewohl zu sagen. Ich dankte dem Werkführer herzlich für sein Nachtlager und das Uebrige, wofür er durchaus keine Bezahlung annahm; und so verließen wir beide das große und merkwürdige Stambul, die schönste und häßlichste Stadt der Erde, und wandelten auf der Straße nach Adrianopel. Bald gelangten wir nach Stefani und am Abend desselben Tages nach Kutschuk-Tschekmedsche, einem kleinen, am Marmormeere gelegenen Städtchen, worin wir übernachteten. In der ersten Frühe des andern Morgens setzten wir unsern Weg weiter fort, der so nahe am Meere vorbeiführte, daß ihn die Wellen oft bespülten und unsre Schuhe benetzten. Im Sande des Ufers lagen tausende von dem Meere ausgeworfene Muscheln, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einige derselben mitzunehmen, obwohl ich schon an meinem Bündel schwer genug zu tragen hatte. Das Ziel unsrer heutigen Wanderung, ein am Meere gelegenes Städtchen, hatten wir beständig vor Augen, und doch mußten wir uns daran halten, es noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, obwohl es nur wenige Stunden von dem Orte, wo wir zuletzt übernachtet hatten, entfernt war. Die sandigen Wege und die Last auf dem Rücken hatten unsre Kräfte so erschöpft, daß wir, in einer Herberge angekommen, uns sogleich auf eine hölzerne Bank ohne ir-

*) Eine wattirte Decke, türkisches Deckbett.

gend eine Unterlage hinstreckten, mit dem festen Entschluß, am andern Morgen keine Muscheln mehr zu sammeln.

Etwa zwölf Stunden von Konstantinopel entfernt, zeigte man uns ein großes Gebäude, in welchem die russische Kavallerie, während des Kriegs mit der Pforte fouragirt hatte. So nahe also standen die Russen vor den Thoren Konstantinopels, und es wäre nach meiner Ansicht ein Kleines gewesen, der Herrschaft der Türken in Europa ein Ende zu machen, wenn es die andern europäischen Mächte zugelassen hätten, was noch heutiges Tages zu bedauern ist. Keine Macht ist in der Türkei so gefürchtet, wie die russische.

Unser heutiger Weg führte durch fruchtbare Ebenen, aber es thut dem Auge wehe, sie so wüst und öde daliegen zu sehen. Wilder Wein wächst hier in Menge und auch andres mir unbekanntes Gesträuch, das jedoch von Unkraut so überwuchert ist, daß es darunter ersticken muß.

Gegen acht Uhr des Morgens gelangten wir an eine ungeheure, wohl aus mehr als 30 Schwibbögen bestehende Brücke, unter der sich einst eine Bande Räuber aufgehalten haben soll, die auch darunter gefangen und den Händen der Gerechtigkeit überliefert wurde. Ehe wir die Brücke betraten, wurden von einer Wache unsere Teskerehs visirt; ich hielt ihr auch meinen Firman vor, vor welchem sie sich verneigte, ohne jedoch etwas darauf zu bemerken, weil das Nöthige schon in Konstantinopel geschehen war. Jenseits der Brücke wendete sich der Weg vom Meere ab, wurde aber immer schlechter, da er weder ein richtiger Fußsteig, noch ein Fahrweg war. Die Güter werden nämlich in der Türkei nicht auf Wagen, sondern auf Eseln, Pferden und vielfältig auch schon auf Kameelen transportirt. Der Boden war ungleich, ohne ergiebig zu sein, und hie und da mit Gebüsch bestanden, aus welchem sich einige größere Bäume erhoben. Mit Staunen betrachtete ich die fabelhafte Menge von Vogelnestern in densel-

den, deren ich auf einem laublosen Aste mehr als hundert zählte. Der Baum erschien mir wie ein Wunder, und ich habe auf meinen fernern Reisen nie wieder etwas Aehnliches gesehen.

Gegen Abend gelangten wir nach Bujuk-Tschekmedsche und beschlossen daselbst zu übernachten. Mitten in einer Straße sahen wir uns von einem vor der Thüre seines Hauses stehenden Griechen befragt, ob wir Christen wären, und auf Bejahung dieser Frage ersucht, bei ihm über Nacht zu bleiben. Ich fragte ihn, ob er Wein habe und was das Maas koste, und bestellte, als ich den Preis äußerst billig fand, ein Abendbrod und ein Nachtlager. Sogleich führte er uns durch mehrere Winkel seines Hauses nach einem Viehstalle, aus dem wir auf einer schlechten Stiege in ein verräuchertes, finstres Kämmerlein ohne Fenster gelangten. Da standen wir von Finsterniß umhüllt, nicht wissend, in welche Hände wir gerathen waren. Doch behielten wir frohen Muth. Der Hanauer war stark, er hatte einst in Bukarest ein ganzes Zimmer von tobenden Menschen geräumt und fürchtete sich auch nicht, es heute noch mit einem halben Dutzend aufzunehmen.

„Ich bin schon in manchem verdächtigen Hause gewesen,“ sagte ich zu ihm, „aber in einem solchen noch nicht. Doch laß es nur gut sein; wir werden uns schon helfen. Geh und hole ein Licht, wir müssen erst was essen und trinken, um tüchtig dabei zu sein, wenn man uns etwa zu Leibe will.“

Der Hanauer ging und kam bald mit einem Maas Wein zurück, das jedoch geleert war, ehe wir noch das Essen erhielten. Er ging noch einmal, um eine andre Flasche zu holen, und brachte die Nachricht, daß in der untern Stube 7 bis 8 verdächtige Gestalten gesessen, die ihn mit ihren Augen von Kopf bis zu Fuß gemustert hätten.

„Laß Dir's nur munden, und habe keine Furcht,“ sagte ich „aber geh' noch einmal hinab, setze den Wirth tüchtig zu Rede, daß er uns

so vernachlässigt, und befiehl ihm, das Essen sogleich zu bringen, damit uns nicht der Wein zu Kopf steigt, ehe er einen Grund im Magen findet.“

Der Hanauer ging zum dritten Male und kehrte bald mit dem Wirthe zurück, der eine frugale Mahlzeit, aus Schafkäse und an der Luft getrockneter Rindswurst bestehend, auftrug. Ersterer mochte noch passiren, letztere war jedoch nicht zu genießen. Dem Hanauer war trotz seiner Körperstärke beim Anblick der Gestalten in der untern Stube aller Appetit vergangen, und nur erst auf mein dringendes Zureden und wiederholtes Darreichen der Flasche, die er nie ausschlug, langte er vom Käse zu, hatte aber kaum den ersten Bissen verschluckt, als vier Griechen in die Stube traten. „Da, siehst Du nun! Sie rücken uns schon näher!“ flüsterte er mir zu. Ich ließ mich jedoch nicht stören, sondern trank den Griechen zu und lud sie ein, unser Abendessen mit uns zu theilen, was sie jedoch ausschlugen. Die Flasche wurde dagegen von ihnen hastig geleert, und der Hanauer holte eine dritte. Kaum hatte er sich wieder auf den Fußboden gesetzt — Stühle waren nicht in der Stube — so erschienen auch die vier andern Griechen aus der Unterstube. Einer von ihnen, dem äußern Ansehn nach der Stärkste, griff sogleich nach der vollen Flasche, aber ehe er sie noch zum Munde führen konnte, hatte sie ihm der Hanauer, dem der Muth plötzlich gekommen war, wieder entrissen und auf den Tisch gestellt. Zornig führte der Grieche einen Stoß nach ihm, aber ehe er sich versah, hatte ihn der Hanauer gepackt und kräftig zu Boden geworfen. Solch ein wunderlicher Mensch war dieser mein Reisegefährte. Erst muthlos und verzagt wie ein Kind, und im Augenblick, wo's galt, rasch entschlossen, Feuer und Flamme, alle Rücksichten vergessend und seiner Riesenstärke ohne Ueberlegung freien Spielraum gebend. Die zuerst gekommenen Griechen klopften ihn Beifall lächelnd auf die Achsel, als habe er ein gu-

tes Werk gethan, doch die später Angekommenen machten mürrische Gesichter und sprachen eifrig unter einander, ohne daß wir ihre Worte verstanden und daher nicht wußten, was sie im Schilde führten. Während der Zeit hatte der Wirth Betten gebracht, die einzigen, die ich in der Türkei erhielt, sie am Fußboden ausgebreitet, und der Hanauer und ich hatten uns darauf gestreckt. Die Griechen lagerten sich auf der bloßen Erde. Wir hatten ihnen anbefohlen, das Licht nicht auszulöschen, und stellten uns nun an, als schliefen wir. Nach ohngefähr einer halben Stunde erhob sich einer der Griechen, schlich an uns heran, beugte sich zu uns herab und horchte, ob wir wirklich schliefen, und da wir tüchtig schnarchten, stieß er seinen Nebenmann an, der sich ebenfalls aufrichtete, um das Licht auszulöschen. Im Nu war ich auf den Beinen und hielt ihm die schon in Bereitschaft gehaltene Pistole vor den Mund, damit er statt ins Licht, in den Lauf derselben blase. Erschrocken und ohne ein Wort zu sagen, blickte mir der räuberische Bösewicht starr ins Gesicht. Unterdessen war mein Reisegefährte zum Wirthe geeilt, um ihn zu fragen, wer die saubern Gäste in seinem Hause seien; doch der schlaue Fuchs stellte sich, als ob er sie nicht kenne, womit er natürlich am Besten durchkam. Auf dieses machten wir kurzen Prozeß, nahmen unsre Bündel auf und verließen das verdächtige Haus. Alle Häuser waren verschlossen, nirgends ein Licht mehr zu sehen; wir waren munter und fühlten nicht sonderliche Lust, in eine zweite Spelunke der Art zu gerathen, und so zogen wir es lieber vor, das Städtchen mit dem Rücken anzusehen und unsre Straße weiter fort zu ziehen. Außerhalb der Stadt führte dieselbe wieder dem Meere zu, und wir gelangten abermals über eine Brücke, die über einen Meeresarm, der sich weit hin ins Land erstreckte, geschlagen und über eine Viertelstunde lang war. Kaum hatten wir dieselbe hinter uns, so wanderten wir in einen andern Ort ein, in welchem es eben so dunkel

und stille war, wie in dem Städtchen, das wir kaum verlassen hatten. Lange schlugen wir an einem Hause an, ehe ein Bewohner desselben erwachte und uns zum Wojewoden brachte, der uns, als ich ihm den Firman vorzeigte, sogleich ein Nachtlager in einem türkischen Kaffehause anweisen ließ, wo wir, wenn wir auch keine Betten erhielten, doch ruhig und ohne Furcht bestohlen zu werden, schlafen konnten. Ueberhaupt sind die Türken äußerst gastfreundlich und ehrlich; wie sie sprechen, so meinen sie es auch, und das einmal gegebene Wort ist ihnen heilig. Nur kann man sich nicht auf ihr Wort verlassen, wenn man sie fragt, wie weit von einem Orte zum andern sei; denn erhält man zur Antwort: vier Stunden, so kann man darauf rechnen, daß es acht sind. So erging es uns fast jeden Tag auf unsrer Reise von Konstantinopel nach Adrianopel. Als wir mit dem anbrechenden Morgen unser Bündel auf den Rücken nahmen und den Wirth fragten, wie weit es zum nächsten Orte sei, erhielten wir zur Antwort „tort saat,“ vier Stunden. Wir hofften dieselben mit dem Dreierbrödchen, dem einzigen, welches der Wirth noch hatte, da er so eben erst backen wollte, zurücklegen zu können, waren aber wiederum in der Angabe der Entfernung getäuscht worden, und mußten oft ausruhen, denn der Hunger ermattete mich, und ich hatte ohne das übrige Gepäcke nur allein gegen 30 Pfund Eisen zu tragen. Es war bereits Mittag geworden, und noch sahen wir kein Haus; wir strengten alle Kräfte an und gingen vorwärts, so gut wir vermochten. Endlich begegneten uns zwei türkische Reiter.

„Freund!“ sprach ich den einen mit dem wenigen Türkisch an, welches ich in Konstantinopel gelernt hatte, „ich habe kein Brod!“

„Bruder!“ antwortete mir der Mann, „ich habe nur ein Kleines.“

Er zog es aus der Tasche, brach es entzwei und gab uns die eine Hälfte, die andre für sich und seinen Gefährten behaltend. Ich wollte es ihm bezahlen, aber er nahm kein Geld und ritt weiter,

uns eine glückliche Reise wünschend. Wären es Griechen gewesen, ich stehe dafür, sie hätten uns ausgelacht und nicht um Geld ihr Brod mit uns getheilt, ja sie hätten uns wohl gar beraubt, ohne uns Brod zu geben. Ich habe diese rohe, betrügerische Nation von 1830 bis 1835 genau kennen gelernt und weiß, was man ihr zutrauen kann.

Bereits war die Sonne untergegangen, und der Abend nahete mit mächtigen Schritten, als wir links von der Straße einen bulgarischen Meierhof erblickten, auf den wir losschritten, um unser Nachtquartier darin zu suchen. Die Bewohner desselben nahmen uns freundlich auf und hätten sich gern mit uns in eine längere Unterhaltung eingelassen, wenn wir nur ihrer Sprache einigermaßen mächtig gewesen wären. Wir konnten aber nicht einmal etwas zu Essen fordern und mußten uns mit dem begnügen, was sie uns vorsetzten. Es erging mir, wie öfter in meinem Leben; ich wußte nicht, was ich aß. Wir wurden in ein eben nicht sauberes Zimmer gewiesen, das zugleich als Stall diente, und unmittelbar hinter dem Viehe wurde eine große hölzerne Schüssel aufgetragen und mit den Fingern die Speise herausgelangt. Dazu gehört freilich ein guter Appetit, der uns zum Glück an jenem Abende nicht fehlte. Unsern Ruhe bedürftigen Leibern wurde sodann ein aufgeschichteter Haufen Stroh, das so kurz, wie Heckſel war (weil die Früchte nicht gedroschen, sondern von Ochsen ausgetreten werden), in eben demselben Stalle als Lager angewiesen. Der Hanauer entkleidete sich und kroch gleich einer Ratte in das Stroh, so daß nur noch das Gesicht von ihm zu sehen war. Ich blieb angekleidet. Die Nacht war kalt, obwohl nicht so, wie um diese Zeit in meiner Heimath, sonst hätten wir auf der Reise erfrieren müssen. Wir brachen in der Frühe auf; der Hanauer wollte Toilette machen, aber er brachte das Stroh in den ersten vierzehn Tagen nicht wieder aus den Haaren. Unser Weg führte durch eine anmuthige Gegend; es war ein freundlicher Tag, die Sonne schien hell und warm, und

bis zum Abend sangen Dutzende von Lerchen über unserm Haupte. Sie schienen ihre Winterquartiere daselbst aufgeschlagen zu haben, denn schaarenweise hatten sie sich auf den Feldern niedergelassen. Bald verfinsterte sich jedoch der Himmel, ein Gewitter brach los und entlud seine Regengüsse auf uns, daß wir bis auf die Haut durchnäßt wurden. In solcher Witterung ist das Wandern in diesen Ländern noch weit beschwerlicher, als bei uns; hat man nicht Kleider genug, um zu wechseln, ein Zimmer mit einem wärmenden Ofen findet man nicht. In den Kaffeehäusern, die den Reisenden als Herberge angewiesen werden, sitzen die Türken den ganzen Tag auf ihren Strohmatten und rauchen und trinken Kaffee. Ist es kalt, wird der Mankal, eine Schüssel mit glühenden Kohlen, in das Zimmer gestellt, aber dann drängen sich gewöhnlich 10 bis 15 Eingeborene darum, ein Fremder kann kaum dazu, und wenn er so glücklich ist, so wird ihm bald zu Muth, als müsse er von vorn verbrennen und von hinten erfrieren. Wir trüb gestimmten Wanderer mußten daher unsre Kleider auf unserm eignen Leibe trocknen. Vier Stunden waren wir auf der vom Regen verdorbenen Straße und müde von der unserm Rücken drückenden Last fortgewandert, eh' wir ein freundliches Dorf erreichten, wo ich, des Tragens des schweren Gepäckes herzlich satt, ein Maulthier zu miethen beschloß. Allein all' meine Nachfrage nach einer solchen Hülfe war vergebens, und wir mußten wohl oder übel uns wieder mit den Bündeln beladen. Bald kamen wir vor das Städtchen Thorlu und freueten uns einige Augenblicke an den Spielen türkischer Knaben, die, auf einem Pferdekopfe sitzend, von einem Hügel herab fuhren, der statt mit Schnee nur mit dürftigem Rasen bedeckt war. Wie lebhaft traten mir bei diesem Anblicke die Winterbelustigungen meiner Jugend in die Erinnerung! Auf einem kleinen stahlbeschlagenen Handschlitten war ich auf glänzender Schneebahn blitzschnell auch von manchem Hügel hinab gefahren. Ich sah hier,

daß das Bedürfniß des Vergnügens und die Art seiner Befriedigung bei der Jugend überall dieselben sind.

Wir gingen in die Stadt, warfen im ersten besten Kaffeehause unsre Bündel ab, und ich begab mich sogleich zum Richter, um durch seine Vermittelung endlich das gewünschte Maulthier zu erhalten. Nachdem er mich über das Woher und Wohin unsrer Reise ausgefragt und ich ihm gesagt hatte, daß wir von Konstantinopel kämen und nach Edrene*) wollten, erklärte er achselzuckend, daß weder Pferde noch Maulthiere zu haben seien, da sie alle von dem Militär in Beschlag genommen worden wären, wie wir ja wohl bemerkt haben würden. Und in der That war die Straße von türkischen Soldaten nicht viel leer geworden. „Wollen Sie jedoch eine Stunde warten," fügte der Richter hinzu, „so ist es vielleicht möglich, eins zu erhalten, wenn der Transport von heute Morgen zurückkehrt."

Ich ging wieder nach dem Kaffeehause zurück, wo es sich der Hanauer bei einer Pfeife Tabak bequem gemacht hatte und wie ein Türke mit untergeschlagenen Beinen dasaß und eben so ein sauertöpfisches Gesicht ziehend. Obgleich ich kein Tabakraucher bin, so ließ ich mir doch zum Zeitvertreib auch eine Pfeife bringen. Der Abguß (Orgle) derselben gleicht einer Bouteille oder einem oben zusammen laufenden Kelch, an welchem ein Kopf von rother Thonerde befestigt ist, worein man den groben angefeuchteten Tabak stopft und ihn mittels einiger glühenden Kohlen anbrennt. Am Halse des Abgusses ist das oft 6 bis 8 Fuß lange Schwungrohr befestigt, das man sich um den Arm und nach Belieben auch um den Leib schlingen kann. Der Abguß ist beinahe ganz voll Wasser, damit der Rauch, welcher rasselnd durch dasselbe gezogen wird, kalt in den Mund kommt. Lange saß ich neben meiner Pfeife ebenfalls türkisch ernst und schweig-

*) Türkischer Name Adrianopels.

sam und zog aus Leibeskräften, um nur einigen Rauch in den Mund zu bekommen, was mir sehr sauer ward. Plötzlich sah ich einen Transport Pferde vorübergehen, den ich längst erwartet hatte, und sprang schnell in die Höhe, vergaß aber, daß ich das Rohr der Pfeife um den Arm geschlungen hatte und merkte es nicht eher, als bis das Orgle zertrümmert am Boden lag. Sogleich eilte der Kaffeewirth herbei, nahm die Scherben weg und reichte mir eine andre Pfeife. Ich dankte ihm und fragte, was der zerbrochene Abguß koste; er ging, ohne mir zu antworten, zur Thüre hinaus in das Haus seines Nachbars, um diesen um Rath zu fragen, wie viel er fordern dürfe. Zurückgekehrt, schwieg er noch immer, und erst auf meine zweite Anfrage versetzte er griechisch: ene franka! nach unserm Gelde einen Speciesthaler. Ich hätte nur drei Züge gethan, und so hatte mich jeder 14 Silbergroschen gekostet. Ich bezahlte das Verlangte, dachte aber dabei des Sprüchworts: „Was deines Amts nicht ist, laß deinem Vorwitz." Und ich habe wirklich nie mehr in der Türkei geraucht. Auf der Stelle ging ich zum Wojewoden, aber meine Hoffnung, nun ein Pferd oder Maulthier zu erhalten, wurde wiederum getäuscht; denn ein so eben eingetroffener neuer Militärtransport hatte die zurückgekommenen bereits wieder in Beschlag genommen; und so waren wir abermals genöthigt, unsre eigenen Lastthiere zu machen. Das war in der That und Wahrheit ein verzweifelter Uebelstand, aber wir mußten uns wohl hinein fügen. Wir verließen das Städtchen gegen 3 Uhr Nachmittags und wanderten auf der gepflasterten Straße fort, die jedoch später wieder so schlecht und grundlos wurde, daß wir nur mit großer Mühe vorwärts kamen. Daß unser tiefgesunkener Muth dadurch nicht wieder gehoben würde, kann man sich leicht denken. Eins aber mußten wir doch rühmen, nämlich die, vorzüglich für die Sommerzeit, gar treffliche und heilsame Einrichtung, daß überall an den Landstraßen Brunnen errichtet sind, eine Einrich-

tung, die man außer in der Türkei in keinem Lande findet. Es sind meistentheils Springbrunnen, die aus messingenen Röhren das reinste Quellwasser in einen steinern Trog laufen lassen, damit alles Lebende, das vorüberzieht, Mensch und Vieh, seinen Durst daraus löschen kann. Für die Menschen ist ein Becher, an einem messingenen Kettchen befestigt, an der Röhre angebracht. Oft wandert man an einem Tage an vier bis fünf solcher Brunnen vorbei, die von jedem Türken heilig gehalten werden. Wir konnten uns also in unserm Trübsale wenigstens oft an frischem klaren Quellwasser laben.

Mit einbrechender Nacht gelangten wir, gänzlich ermüdet, in eine ziemlich bedeutende Stadt, deren Namen ich leider vergessen habe. Der Wirth des Kaffeehauses, in welches wir eintraten, weigerte sich anfangs, uns über Nacht zu behalten, doch als ich nach dem Wojewoden fragte und ihm den Firman vorzeigte, küßte er den Namenszug des Sultans und wies uns auf der Stelle ein Lager an. Die Nacht verging uns schneller als der Tag, von dessen Last und Mühen wir ausruheten, und der Morgen fand uns schon wieder auf der Landstraße. Es war der achte, seit wir Konstantinopel verlassen hatten, und wir schritten nun der zweiten Hauptstadt des türkischen Reichs, dem herrlichen Adrianopel, zu. Die Gegend, durch die wir zogen, war ein Paradies. Nach und nach tauchten über einer Hügelreihe die Spitzen der Minarets von Adrianopel empor, dann Thürme und Kuppeln, bis wir endlich die ganze Stadt, die sich auf einer sanften Anhöhe, zwischen dunkellaubigen herrlichen Baumgruppen und Hainen, in einer reizenden Gegend hinzieht, vor Augen hatten, ein äußerst erfreulicher und erhebender Anblick. Die prächtigen Häuser und Paläste überstrahlte die majestätische Moschee Sultan Selims mit der runden Kuppel, von welcher ein großer vergoldeter Halbmond herableuchtete. Eine Stunde bevor man zur Stadt gelangt, führt der Weg durch anmuthige Gärten und Weinberge, wir aber schlugen, um näher zu kommen, einen

Seitenweg ein, der rechts an einem jüdischen Gottesacker und links an Gärten vorbeiführte, die rings um die Stadt sich hinziehen. Ein Fluß, die Maritza, durchschneidet dieselben, doch ist er nicht schiffbar und trägt nur in einer gewissen Jahreszeit Flöße, die mit Reis und andern Erzeugnissen beladen, dem 24 Stunden von Adrianopel entfernten Mittelmeere zufahren, und daselbst von den Eigenthümern zugleich mit der Waare, oder einzeln an Holzhändler verkauft werden, da sie nicht stromaufwärts fahren können.

In Adrianopel.

Uebel belohnter Patriotismus. — Ein kaltes Deckbett. — Philosophisch-handwerksburschenschaftliche Grillen. — Ein freundlicher italienischer Schelm. — Schlosserarbeit. — Die Frau des englischen Consuls. — Händel mit einem betrügerischen Türken. — Ein gefährliches Sonntags-Abenteuer. — Im türkischen Gefängnisse. — Rettung durch Frauengunst. — Türkisches Militär. — Naive Schildwache. — Ein neuer Gehülfe und neue Lüderlichkeit meines Compagnon. — Zwei dumme Köpfe und ein todter Kopf. — Trennung. — Der schwedische Schneider. — Eignes Etablissement. — Mein Dolmetscher. — Die Moschee Selims. — Die türkischen Feste. — Ausflüge. — Türkisches Gastmahl. — Türkische Sitte. — Die neuen Speichen. — Neugierde der Frauen. — Streit mit einem Soldaten. — Neue Landsleute und ein Thüringer. — Der Kunstreiter Hartmann. — Ein verhängnißvoller Schuß. — Ein gehängter Grieche. — Unvermuthete Rettung aus gefährlicher Lage. — Jagdvergnügen. — Seltsame Dreschmaschine. — Faustkampf. — Hartmann in Konstantinopel. — Der treuherzige Hanauer. — Plötzlicher Aufgang und schnelles Verschwinden eines glänzenden Glücksterns. — Ausbruch der Pest. — Verkauf des Schweinefleisches. — Ein italienischer Leiermann. — Unappetitliches Mittel gegen die Pest. — Merkwürdige Schlußfolge der Frau Consuln. — Ehrlichkeit des Secretairs.

Am 18. Januar 1832 Nachmittags vier Uhr schritten wir durch das Thor Adrianopels, und sogleich fragte uns die Wache, die aus ihrem Häuschen links unter dem Thore hervortrat, nach unserm Teskereh,

das wir ihr vorzeigten. Zugleich erkundigte ich mich, ob Deutsche in Adrianopel ansässig seien? Der türkische Soldat bejahete dies, fragte, ob wir Deutsche wären, und gab uns, als wir unsrer Seits auch mit Ja geantwortet hatten, einen Knaben mit, um uns die Straße zu zeigen, in welcher unsre Landsleute wohnen sollten. Dieser Bursche führte uns mitten in eine Straße, gab uns zu verstehen, dies sei die bezeichnete, und verließ uns mit einem reichlichen Trinkgeld von meiner Seite, ohne uns ein Haus angegeben zu haben. Es ergab sich bald, daß wir falsch berichtet waren; wir mußten weiter nachfragen und erfuhren endlich, daß in dem Hause eines russischen Schuhmachers, der sich für einen Franzosen ausgab, mehrere deutsche Gesellen sich befinden sollten. Wiederum lief ein Wegweiser mit, und schon waren wir auch an diesem Hause vorbei, als uns aus einem Fenster desselben eine Stimme nachrief: „Landsmann!“ Wir kehrten um und wurden von zweien, einem Schlosser aus dem Nassauischen, der mich schon von Bukarest her kennen wollte, und einem Schneider aus Schweden freundlich begrüßt und in das Haus geführt, wo wir unsre Bündel ablegen und ihnen kurze Zeit darauf — sie waren schon halb betrunken — in eine griechische Weinschenke folgen mußten. Wir waren ebenfalls sehr erfreut, die geliebten Töne der deutschen Zunge zu vernehmen; ach, sie klingen fern vom deutschen Vaterlande so unbeschreiblich süß! In dem Schanke ging es an ein Zechen; der Deutsche scheint sich mit dem Deutschen fast nicht anders freuen zu können, als beim Kruge oder bei der Flasche. Unsre neuen Freunde schienen sich vorgenommen zu haben, uns frei zu halten, denn als die erste Flasche, die sie bestellt, ausgeleert war, und ich eine zweite verlangte und bezahlen wollte, duldeten sie es durchaus nicht, bestellten immer mehr, und ließen es dabei am Einschenken und Zutrinken nicht fehlen. Der Hanauer, der im Trinken seinen Mann stand, ließ sich nicht lange nöthigen, ich aber hatte mehr Hunger als

Durst, nahm aber Anstand, etwas zu fordern, weil ich es doch nicht hätte bezahlen dürfen, bis endlich der Hanauer, von einem gleichem Gefühle wie ich geplagt, der Gesellschaft sein Verlangen zu erkennen gab. Sogleich wurde auf Befehl des Schlossers das Zimmer zur Küche hergerichtet, bald loderte eine lebendige Flamme auf dem Heerde mitten darin empor, Kessel und Pfanne kamen in Bewegung, und reizende Düfte kitzelten unsere Nasen. Stühle, Bänke oder Tische waren nicht in der Stube vorhanden, sondern nur kleine Schemel, aus schmalen Brettchen locker zusammengefügt und mit aus Stroh geflochtenen Sitzen versehen. Die Mahlzeit, die bald aufgetragen wurde, bestand aus verschieden zubereiteten Fischen, und die Kinnbacken meiner Gesellschafter setzten sich sofort in eine Erstaunen erregende Thätigkeit; mir jedoch verging der Appetit, als ich sah, wie die Speisen aus einer schmutzigen Hand in die andre wanderten. Zum Glück war es bereits Abend geworden, so daß ich nicht deutlich sah, was ich eigentlich verzehrte, und mein Hunger zwang mich anzubeißen. Nach der Mahlzeit machte die Flasche wieder fleißigen Rundgang um den Tisch, und vergeblich bemühte ich mich, die wackern Landsleute in ihrem Eifer zu stören. Endlich bat ich den Wirth, er möge sie zum Weggehen nöthigen, weil sie sonst nicht von der Stelle zu bringen sein würden; er that es, und sie fügten sich seinem Willen; sie wußten wohl warum. Als er nämlich die Bezahlung verlangte und ihnen die schon früher aufgelaufene Zeche vorhielt, baten sie ihn die neue Schuld zur alten zu schreiben. Er aber schien dazu keine Lust zu haben, sondern ging und schloß die Thüre hinter sich ab. In dieser Verlegenheit blieb mir nichts übrig, als die Zeche für die zu bezahlen, die mich frei halten wollten, um nicht mit ihnen auf die Wache geführt zu werden; aber ich bedankte mich in Zukunft für ähnliche Traktemente und Unterhaltung.

Dem Gasthause gerade über hatte der Schlosser seine Werkstätte,

die auch zugleich seine Wohnung war, und er nahm mich, den Hanauer und den Schneider als seine Gäste mit. Wir traten in die finstere Behausung, unser auf den Beinen etwas unsicher gewordener Wirth wollte ein Licht anzünden, konnte aber das Feuerzeug nicht finden, so sehr er auch danach suchte, weil seine übrigen Glieder und seine geistigen Fähigkeiten demselben Naturgesetze folgten, wie seine Beine, und wir waren und blieben also in ägyptische Finsterniß gehüllt. Der in der Stube schon bekannte Schneider hatte unterdeß die Schlafstelle gefunden und rief uns zu, ihm zu folgen, allein unser Wirth wollte sich die Ehre nicht nehmen lassen, uns selbst dahin zu führen. Die Stimme des Schneiders war mir zum Wegweser geworden, und ich hatte mir's auf dem aus Schilfrohr an der Erde hinter dem Blasebalge zubereiteten Lager so bequem wie möglich gemacht, als der Schlosser und der Hanauer über uns hertaumelten, um auch noch darauf Platz zu nehmen. Ich fragte den Schlosser nach einem Kopfkissen, lachend gab er zur Antwort, sie lägen unter dem Blasebalge; unsicher suchte und tappte ich mit den Händen dort umher und fand große — Steine. Das waren Kopfkissen nach der Art dessen, auf welchem das Haupt des Erzvater Jakob ruhete, als er von der Himmelsleiter träumte. Keinen so angenehmen Traum hoffend, äußerte ich meinen Unwillen über die harten Polster.

„Ein Hundsfott gibt mehr, als er hat, Bruder!“ lachte der Schlosser, „und wenn Dir diese Kissen nicht recht sind, so sieh' zu, wo Du andre bekommst; es hat schon mancher ehrliche Kerl darauf geschlafen.“ — Still grollend fügte ich mich der eisernen Nothwendigkeit, die aber hier eine steinerne und deshalb keine weichere war. Endlich hatte ein jeder auf dem dürftigen Lager Platz gefunden; ich und mein Reisegefährte lagen in der Mitte, der Schlosser und der Schneider zu beiden Seiten. Ein Pelz diente uns zur Decke, wollte aber weder hinten noch vorne zureichen und wurde deshalb bald der

Gegenstand des Streites zwischen Schlosser und Schneider, die sich darum rissen, daß oft die Nähte krachten, während wir beiden uns ruhig darunter verhielten, bis endlich die streitenden Theile, von ihrem Rausche überwältigt, einschliefen. Die Nacht war kalt und der Frost brachte in meine Kinnlade eine unwillkührliche Bewegung, die ein mir sehr unangenehmes Zähneklappern zur Folge hatte; denn so gern ich auch meine Zähne in Bewegung weiß, so muß sie doch von meinem freien Willen abhängig und mir nicht gegen denselben aufgedrungen sein. Der Pelz gewährte endlich einigen Schutz; ich wurde warm und entschlief. Der Morgen dämmerte kaum, als der Schneider furchtbar zu schnattern und zu fluchen anfing; wir fuhren erschreckt empor und sahen mit einem Gemische von Staunen und Schrecken, daß unser Lager von über Nacht durch den offenen Giebel des Hauses gefallenen Schnee einen halben Fuß hoch bedeckt war. Ich und der Hanauer hatten dies unter unsrer Decke nicht gespüret, während der Schlosser und der Schneider beinahe eingeschneit waren. Meine durch diese Wahrnehmung nicht sehr erbauten Augen schweiften ungeduldig in dem mir noch unbekannten Raume umher, aber sie kehrten von dieser schnell vollbrachten Reise keineswegs erfreuter zurück. Wir befanden uns in einem abscheulichen Loche und lagen nicht viel besser als auf der Straße. Frostig und kalt nahmen wir von einander Abschied — wie hätten wir unter diesen schneeigen Umständen anders gekonnt! — und ich und der Hanauer suchten uns eine andre Herberge. In der That war mir der Patriotismus in Betracht der Mahlzeit und des Nachtlagers in der zweiten Residenz des türkischen Reichs gleich am ersten Tage schlecht bekommen und ich verspürte eben keine Sehnsucht nach neuen deutschen Bekanntschaften.

Das Wetter war rauh und unfreundlich, obgleich der gefallene Schnee schon am andern Morgen wieder geschmolzen war, und wir rasteten in unserm bequemen Aufenthalte einige Tage. Während der

Hanauer ausging, um sich Arbeit zu suchen, blieb ich daheim, bald stillen Gedanken, die meinem Heimathlande zueilten, bald den Erinnerungen an die lange Reise hingegeben, die in trüben und heitern Bildern an meiner Seele vorüber zogen. Mit wie verschiedenen Gefühlen verlassen doch die einen und die andern Wanderer den Ort ihrer Geburt, um ihre Bildungsreise durch die Welt anzutreten! Der Eine geht mit Thränen in den Augen, die der Abschied ihm auspreßt, und mit Widerstreben, aber die Tasche voll Geld, die ihm die liebende sorgsame Mutter hinter dem Rücken des Vaters gefüllt, ein Anderer schreitet frohen Muthes und leichten Herzens und mit noch leichterem Beutel, aber voll Vertrauen auf die Güte Gottes und der Menschen hinaus. Ein Dritter hat weder Muth noch Geld und geht nur, weil es die Handwerksgesetze gebieten. Einer sehnt sich Tag für Tag, Morgens, Mittags und Abends nach der Wurstkammer und dem Schmalztopfe der Frau Mutter, ein Andrer nach Bruder und Schwester, ein Dritter gar nach einem süßen Liebchen, ein Vierter nach den freundlichen Spielplätzen, nach Berg und Thal, die er als Knabe durchstreift. Hier rennt Einer, als wenn ihm der Kopf brennte, um nur so schnell als möglich weit, weit von der Heimath fortzukommen, die ihm nur trübe Erinnerungen bietet; ein Andrer fühlt sich von einem mächtigen Drange in die Ferne fortgezogen und gedenkt selten der lieben Seinen, die sich um ihn härmen, ein Dritter und ein Vierter laufen wie das liebe Vieh in die Welt hinein, ohne sich um etwas zu kümmern und ohne etwas zu beachten. Sie wandern alle, aber keiner weiß, mit welchen Entbehrungen, mit welchen Mühen und Sorgen er zu kämpfen hat, ehe ihm der freundliche Hafen einer Werkstätte winkt, in welchen er einlaufen und sich von unsäglichen Strapazen erholen kann. Da sehnt sich wohl der Leichtsinnigste und Gefühlloseste manchmal an den heimathlichen Heerd zurück, wenn rohe hartherzige Menschen ihn von dem ihrigen abweisen,

weil sie meist nur auf die Kleider sehen, die der lange Weg, der Regen und Schmutz verdorben haben, und nicht auf das Herz, das darunter schlägt. Aber er hat entbehren und dulden gelernt, er dankt für das Stückchen schwarze harte Brod, das ihm das Mitleid reicht, und eilt damit nach dem Wirthshause. Mag er bei seinem Eintritte den Wirth noch so freundlich begrüßen, dieser zeigt ihm ein finstres, unfreundliches Gesicht, weist ihn in eine Ecke, denn er gönnt ihm den Platz in der Stube nicht, und dort von Allen beobachtet, stillt der junge Wanderer seinen Hunger an dem Bettelbrode und seinen Durst an einem halben Glase abgestandenen Biers, das er wie das beste bezahlen muß. Da naht ihm ein finster blickender, brutaler Diener der Polizei und fragt mit barschem Tone: „Wie lange ist Er auf Reisen? zeig' Er mir sein Wanderbuch! sein Reisegeld!“ und dem Armen stirbt der Bissen im Munde, wenn das Erste nicht ganz in Ordnung und Letzteres bis auf einige Groschen zusammengeschmolzen ist; er weiß nun was ihn bedroht. In der grimmigsten Kälte, im scheußlichsten Regenwetter, wo man keinen Hund hinausjagt, wird er mit Stockschlägen aus der Stadt getrieben; denn das unbarmherzige Gesetz gebietet, daß er sich nicht über eine Stunde aufhalten darf. O Menschen! Menschen, die ihr euch Christen nennt, wie grausam und entsetzlich geht ihr mit dem armen Handwerksburschen um! Sprach nicht der Stifter unserer Religion: Brich dem Hungrigen dein Brod, und die im Elend sind, führe ins Haus? Denkt ihr nie daran? — Ja, wenn Einer in einer Chaise vor dem Gasthofe anfährt, sei er der gröbste Mensch, der ärgste Schelm — und die größten und schlauesten Spitzbuben fahren meist in Equipagen — der Wirth springt ihm freundlich entgegen und heißt ihn willkommen, wenn er auch nur ein Glas Wasser verzehrt, und die Polizei wagt nicht nach seinen Papieren zu fragen; ungehudelt setzt er sich wieder in seinen Wagen und fährt weiter.

Die Ungleichheit der Stände in der Welt hatte mich in eine trübe Stimmung versetzt, und ich war nahe daran, mit meinem Schicksale zu hadern, als die Sonne plötzlich durch dunkle Wolken brach und mir helle warme Strahlen ins Gesicht und frohere Gefühle in das Herz warf. Ach, die Sonne, die gute Sonne meint es besser mit uns, als die meisten Menschen! Das habe ich auf meinen Wanderungen oft erfahren.

Rasch riß ich mich aus meinen Träumereien und eilte in die Stadt, weniger um mir die Merkwürdigkeiten derselben zu besehen, als vielmehr um Arbeit zu suchen. Allein meine Mühe war umsonst, da in Adrianopel kein Wagner zu finden war, weil die Türken nur selten eines Wagens bedürfen, und ich war nahe daran, meine Betrachtungen über das menschliche Elend am andern Tage auf der Weiterreise fortzusetzen, als ich unvermuthet bei einem italiänischen Tischler, mit Namen Petri, ein Unterkommen fand. Dieser Mann beschäftigte sich mit dem Wagenbau, bis auf die Räder, die er von einem Türken fertigen ließ. Ich war ihm höchlichst willkommen, er ließ es mir an Arbeit nicht fehlen und versprach mir beim Abrechnen nach Verlauf der ersten Woche einen weit größern Lohn, als ich gefordert hatte. So arbeitete ich denn mit Lust; eine Woche verstrich um die andre, und schon waren fünf vergangen, aber ich hatte noch keinen Heller Geld von ihm erhalten, und wenn ich ihn daran erinnerte, antwortete er mir: „Domani, caro Doebelo! domani!“ (morgen, lieber Döbel! morgen!) Und da das „Morgen“ immer nicht kommen wollte, so wurde ich dringend und heftig; ich erhielt statt des Geldes — Grobheiten zum Lohne, verklagte ihn, erhielt aber als Resultat der Klage den leidigen Trost, zu warten, was doch Etwas war. Indessen hatte ich keine Lust, länger umsonst bei ihm zu arbeiten, und spazieren gehen mochte ich auch nicht, da dies doch nur auf Unkosten meines ohnedies schwindsüchtig gewordenen

Beutels geschehen konnte. In dieser Noth bot mir der nassauische Schlosser Arbeit an. Auf meine Erklärung, daß ich kein Eisenarbeiter sei und nicht wisse, was ich in seiner Werkstätte schaffen solle, versetzte er lachend: „Zuschlagen, feilen und den Blasebalg ziehen! Sie haben ein Paar starke Arme." — „Gut! aber um welchen Lohn?" „Ich denke, er soll nicht schlecht ausfallen; wir theilen, was wir verdienen, mag es Viel oder Wenig sein." — „Ich bin's zufrieden. Doch wie stehts mit den Einkäufen?" — „Wie mit dem Verdienst: wir theilen ebenfalls die Auslagen." Der Vertrag stand mir an, doch ging ich ihn nur unter der ausdrücklichen Bedingung ein, daß ich Rechnung und Kasse führte, sonst fürchtete ich nicht ohne guten Grund, würde es uns, beim besten Willen zu arbeiten, bald an Kohlen, bald an Eisen und andern Bedürfnissen gefehlt haben.

Nach diesen nothwendigen Erörterungen rief der Schlosser, mir die Hand bietend seelenvergnügt: „Topp! Es bleibt dabei! Eh' wir aber Hand ans Werk legen, müssen wir Brüderschaft trinken." — „Auch das, wenn es sein muß." entgegnete ich, und wir gingen in das gegenüber gelegene Kaffehaus, wo uns eine Flasche, ein Kuß und ein Handschlag enger verbanden. Er bezeigte große Lust, den neuen Bund tüchtig anzufeuchten und dadurch wahrscheinlich straffer zu machen, und rief nach einer zweiten Flasche; er würde in seiner hingebenden Laune nach einer dritten und vierten gerufen und den Zweck des Bundes wahrscheinlich ganz vergessen haben, wenn ich ihn nicht ernstlich angeredet hätte: „Ich habe Dir nun Deinen Willen gethan, wir sind Brüder geworden, nun laß uns aber auch wie Brüder arbeiten, und zwar ohne Verzug." Er war wenigstens so vernünftig, sich nicht weiter zu spreizen und mir auf der Stelle in seine Wohnung zu folgen, wo wir sogleich mit rüstigen Händen die Arbeit angriffen, und als mein Nassauer erst in Bewegung war, ging's vortrefflich mit ihm.

An Beschäftigung fehlte es nicht, und so hatten wir in kurzer Zeit eine artige Summe verdient. Der Schlosser merkte bald, daß er mich gut gebrauchen konnte, und auch mir ward es klar, daß ich als Wägnergeselle früher nie so viel verdient hatte, wie jetzt als Schlossergehülfe. Mein Kamerad war einer von den Menschen, die der Anregung, des Stoßes von einem Andern bedürfen, um in Gang zu kommen, wie eine Maschine. Mein Eifer riß ihn fort und bald überbot er ihn. Lustig und guter Dinge begannen wir jeden Tag sehr frühe zu arbeiten, so daß sich die Nachbarn absonderlich verwunderten, die Schläge unsrer Hämmer des Nachts zu hören, die sie sonst nur selten am Tage gehört hatten.

Um die Bestellungen zu vermehren, hatten wir hie und da verlauten lassen, wir würden in Kurzem Adrianopel verlassen. Nun strömten die Einwohner von allen Seiten herbei, um sich das, wessen sie benöthigt waren, vor unsrer Abreise noch anfertigen zu lassen. Und obgleich wir uns die Arbeit weit theurer als früher bezahlen ließen, so nahm sie doch immer mehr zu, denn der Schlosser hatte den Türken aufgeredet, daß ich ein deutscher Schlossergeselle sei, der viele Jahre in England gearbeitet habe und nun mit ihm zurückkehren wolle, weil die Arbeit dort weit besser bezahlt würde, als hier. So fleißig wir auch waren, mußten wir doch noch einen zweiten Gesellen annehmen. Fast einen ganzen Monat hindurch fertigten wir eiserne Zirkel für Alle, die solche zu ihrem Geschäft bedurften, und befanden uns sehr wohl dabei, da wir das Stück mit drei Zwanzigern (1 Fl. 12 Xr.) bezahlt bekamen.

Eines Tages schickte der in Adrianopel wohnende englische Consul nach seinem Schloß, welches der Nassauer vor meiner Ankunft zur Ausbesserung erhalten hatte. Dieser war aber gerade damals von großem Durste geplagt gewesen, und keiner der vier oder fünf Schenkwirthe in unsrer Straße hatte dieses lebhafte Verlangen ohne

allen und jeden Gegenbeweis klingender Anerkennung vielfacher Verdienste um die Person meines Freundes mehr zu befriedigen Lust bezeigt, und so hatte denn seine brennende Begierde nach kühlenden und stärkenden Flüssigkeiten das Schloß in einem andern Wirthshause, wo er noch nichts schuldig war, als einstweiliges Zeichen und Pfand seiner künftigen Dankbarkeit für Hülfe in der Noth versetzt, später aber Schloß und Dankbarkeit vergessen, da der baare Werth der letztern für empfangenen Wein den des erstern weit überstiegen hatte. Dennoch ließ er jetzt dem Consul sagen, er werde sogleich kommen und das Schloß anschlagen; mir aber erzählte er in seiner unverwüstlichen Laune, wie sich die Sache verhielt. Als Beweis für guten Grund und Boden meines Schlossers mag dienen, daß er sich schämte, das versetzte Schloß selbst wieder einzulösen, und überdies fürchtete, sich in eins der Wirthshäuser am Wege zu verirren. Er bat mich also mit löblicher Selbsterkenntniß nicht nur das Schloß zu holen, sondern es auch selbst beim Consul anzuschlagen, wozu ich mich um so lieber verstand, als ich von ihm hörte, die Frau vom Hause sei der deutschen Spache kundig. Kaum war ich jedoch beim Consul eingetreten, das seiner unnatürlichen Haft entlassene Schloß in der Hand, um es in die seiner Natur angemessene und ihm vorbestimmte zu bringen, als mich die Madame mit den höhnenden Worten empfing: „Ei, ei, ist die kleine Reparatur schon fertig? Sie sind mir ein schöuer Meister! wie viel Zeit brauchen Sie wohl zu einem neuen Schloß?" Diese Worte wurden von einem vielstimmigen Hundegebell von wenigstens zehn kleinen Kötern begleitet, welche alle auf mich losfuhren.

„Sie entschuldigen, gnädige Frau," antwortete ich bescheiden und die Hunde abwehrend, „ich bin nicht der Meister, sondern nur dessen Gesellle, und erst seit kurzer Zeit in Arbeit." — „Und warum kommt er nicht selbst?" — „Aus Furcht, den Zorn der gnädigen Frau auf sich geladen zu haben, weil er das Schloß zu lange behalten.

Indessen läßt er sich durch mich höflichst mit überhäuften Geschäften entschuldigen und zugleich versichern, daß er jede fernere Arbeit, womit ihn Madame beehren wolle, schnell und pünktlich ausführen werde.“ — „Nun gut,“ sagte sie besänftigt, „so mag er morgen kommen und die Schlosserarbeiten an meinem neuen Hause übernehmen.“

Am andern Tage erschienen wir vor der Frau Consuln, die uns in Gesellschaft von ihren zehn Hunden, ihren Gespielen, im Hofe und abermals zankend empfing. Mit ihr zugleich erhoben aber auch ihre Hunde die klaffende Stimme, was für uns das Gute hatte, daß wir ihre Worte nicht verstanden und deshalb unsre philosophische Ruhe behielten. Die Hunde wollten uns fort und fort in die Beine, sie hatte ihnen nur zu wehren und sie einzeln beim Namen zu rufen, worüber sie die dem Schlosser zugedachte Strafpredigt vergaß. Endlich führte sie uns unter stetem Hundegekläff und Abwehren der Bestien von unsern Beinkleidern in die Zimmer und übertrug uns die Arbeit, die wir um so pünktlicher lieferten, als wir beide unter dem Schutze des englischen Consuls standen.

Unser Geschäft stand in voller Blüthe, und wir führten ein Leben, wie wir es uns nicht besser wünschen konnten; doch fehlte es auch nicht an ärgerlichen Auftritten und Abenteuern.

Einst hatten wir einen reparirten Wagen an den türkischen Eigenthümer abgeliefert, aber nur die Hälfte unsrer Forderung auf Abschlag erhalten. Wir hatten den reichen Türken mehrmals vergebens an den Schuldrest erinnert und endlich die Weisung erhalten, daß mit dem bereits empfangenen Gelde unsre Arbeit genugsam bezahlt sei. Ich wußte von Andern, daß dieser schlaue Bekenner des Koran der loseste Bezahler in ganz Adrianopel sei, der oft die, welche eine Forderung an ihn hatten, von seinen Sclaven tüchtig abprügeln und zum Hause hinaus werfen lasse, statt sie zu bezahlen. Tage und Wochen vergingen, ohne daß uns das öftere Mahnen nur im geringsten

etwas geholfen hätte. Endlich brachte der Kutscher dieses Mannes die eiserne Achse eines Wagens, die sein Herr von einem russischen Offiziere gekauft hatte, um sie von uns wieder in Stand setzen zu lassen. Wir nahmen sie sogleich in Arbeit, ließen aber dem islamitischen Herrn sagen, daß er nicht daran denken solle, sie eher zu erhalten, als bis er die alte Schuld pünktlich entrichtet habe. Mit diesem Bescheide ging der Kutscher und kehrte erst nach zwei Tagen zurück mit dem Auftrage seines Herrn, daß wir die Achse sogleich anschrauben und unsre alte Forderung erhalten sollten. Wir gingen, ich mit der Achse auf der Schulter und dem Firman des Sultans in der Tasche. Im Hofe des Hauses angekommen, sahen wir den Türken zum Fenster herausschauen, von wo er uns den Befehl zukommen ließ, die Achse an den Wagen zu fügen. Wir aber gaben ihm zur Antwort, wir würden eher keine Hand rühren, bevor er uns nicht den alten Rest und auch zugleich die neue Schuld bezahlt hätte. Auf diese unsre bündige Erklärung wurde der Mensch ächt türkisch wüthend, so daß ich glaubte, er würde durch das Fenster in den Hof herabspringen und uns mit hocheigenen Händen den Garaus machen. Ich gedachte mit der Achse meinen Rückzug durch das Thor zu halten; er befahl kreischend und schäumend dem Sklaven das Thor zu schließen, und während der furchtlose Schlosser noch mit dem bissigen Herrn parlamentirte, war der Befehl ausgeführt. Ich dagegen verlangte von dem Kutscher unbedingte Wiederöffnung der Rettungsthür und drohete sie im Weigerungsfalle mit der Achse einzustoßen. Kaum hatte der Herr meine Pantomime verstanden, als er in den Hof herab rannte und auf mich los stürzte; ich wandte mich schnell nach ihm um, die eiserne Waffe gegen seine Brust gerichtet und mit einem kräftigen Fluche betheuernd, ich werde ihn zerquetschen, wenn er Hand an mich lege. Diese ernste Demonstration brachte ihn schnell zur Besinnung; er zog, etwas bleich geworden, den Beutel und zahlte die

Schuld bis auf den letzten Heller. Dieser kluge Mann war einer der wenigen Schufte unter den Türken, die sonst in Handel und Wandel die pünktlichsten, ehrlichsten Leute sind.

Adrianopel hat, wie man sich wohl denken kann, keine protestantische Kirche, in der wir unsern Gottesdienst hätten verrichten können; zu Hause zu singen und zu beten und uns selbst etwas vorzupredigen, waren wir eben auch nicht aufgelegt, ein deutsches Buch und am wenigsten ein Erbauungsbuch war schwerlich in der zweiten Hauptstadt des türkischen Reichs aufzutreiben, und so brachten wir den Tag des Herrn gewöhnlich mit der Jagd zu, die dort für Türken und Franken frei ist. Nur die Griechen dürfen keinen Antheil daran nehmen, überhaupt nicht einmal große Messer oder andre Waffen tragen, da sie bei den Türken in gar keiner Achtung stehen. Wir wollten uns also eines Sonntags ebenfalls den Freuden der Jagd hingeben, und kehrten zuvor in einem Gasthause ein, um etwas zu frühstücken. Der Schlosser, wenn auch jetzt in den Wochentagen ziemlich nüchtern, doch des Sonntags gewiß jedesmal, gleichsam zur Ehre Gottes, seiner einnehmenden Leidenschaft fröhnend, hatte sich bald einen tüchtigen Rausch angetrunken und rannte, als er zur Thüre heraustaumelte, gegen einen Armenier, der ein Bündel Holz auf dem Rücken trug, so gewaltig an, daß beide zu Boden fielen, der Lastträger aber sich die Nase blutig schlug und, das Bündel im Stiche lassend, eilends auf die nächste Wache lief. Eh wir uns recht besannen, erschienen ein halb Dutzend Soldaten mit dem schreienden Armenier, zerrten den Schlosser aus der Schenke, in die er wieder getreten war, und mißhandelten ihn vor meinen Augen und im Beisein einer Menge Menschen mit den Gewehrkolben so furchtbar, daß ich es nicht ertragen konnte. Ich trat auf einen der Soldaten zu, um ihm zu sagen, daß mein Begleiter den Armenier nicht mit Willen umgestoßen, und bat, den Unschuldigen und — wie sie ja sähen — berauschten Mann nicht so

zu behandeln. Der von mir also angeredete Soldat donnerte mir aber ein fürchterliches „Giaur!“ (Ungläubiger) entgegen und stieß mich mit der Kolbe in die Seite. Schon holte er zu einem zweiten Stoße nach mir aus, als ich ihm zuvorkam, ihm — die Hitze hatte mich überlaufen und mir alle Ueberlegung geraubt — das Gewehr entriß und ihn damit im Nu zur Erde schlug. Mit wildem Geschrei stürzten die Andern auf mich los, allein ich hatte das Gewehr beim Lauf gefaßt und schwang es so gewaltig im Kreise um mich herum, daß mir Keiner ankommen konnte. Unterdessen wehrte sich der Schlosser auf der andern Seite die bartlosen Rekruten — alle eingeübten Soldaten waren in den Krieg gegen den Pascha von Egypten gezogen — mit seinen derben Fäusten vom Leibe ab. Durch das wüthende Geschrei der bewaffneten Knaben war allmählig die Besatzung von vier Wachtposten herbeigezogen worden und unsre jugendlichen Gegner bis auf 40 Mann angewachsen, ohne daß sie uns etwas anhaben konnten, als endlich von der Hauptwache her ein Offizier, 30 Mann mit aufgesteckten Bajonetten anführend, auf uns losstürmte. Die lächerliche Geschichte fing nun an mir doch bedenklich zu werden; ich entschloß mich kurz, schulterte und präsentirte das erbeutete Gewehr vor dem Offiziere und überreichte es ihm, militärisch salutirend. Dies schien ihm zu gefallen; er konnte sich des Lachens nicht enthalten, daß so viele Soldaten uns nicht von der Stelle hatten bringen können, doch fragte er ernsthaft, welcher Nation wir angehörten? Auf unsre Antwort, daß wir Engländer seien, wurden wir auf die Hauptwache geführt. Sogleich wurde ein Apotheker herbeigeholt, nicht etwa um dem Schlosser ein Mittel einzugeben, ihn schnell zu ernüchtern, sondern um den Dolmetscher beim Verhöre zu machen; jedoch der Sprache nicht mächtig genug, wollte er einem Andern dies Geschäft überlassen, als ich mich unterfing, auch ein Wort drein zu sagen. Kaum hatte ich aber als natürlicher Rechtsbeistand des Schlossers den Mund ge-

öffnet, als ich dafür einen derben Schlag auf den fleischigsten Theil meines Körpers erhielt. Wüthend wandte ich mich um, wurde jedoch sogleich wieder ruhig, als ich alle Bajonnette auf mich gerichtet sah.

Darauf wurden wir nach dem Hause des Pascha abgeführt. Im geräumigen Vorhofe desselben aufgestellt, empfingen wir nach kurzer Zeit aus dem Munde eines an den Pascha abgesendeten Offiziers unsern Urtheilsspruch, der auf Gefängnißstrafe lautete. Und ohne Weiteres wurden wir in den Kerker abgeführt. Zu unserm leidigen Trost im Unglück waren wir nicht die Einzigen darin. An den Wänden des ziemlich geräumigen düstern Kellergewölbes saßen auf türkische Manier eine Reihe Verbrecher, worunter sich auch ein Geistlicher befand, mit eisernen Ringen um den Hals, von deren jedem zwei in der Mauer befestigte Ketten ausliefen. Obwohl ich immer auf meinen Reisen neugierig war und Alles zu sehen wünschte, nach einer Bekanntschaft mit den Gefängnissen irgend eines Landes habe ich mich nie gesehnt. Nichtsdestoweniger sollte ich durch die Schuld meines Gefährten meine Kenntniß auch in dieser traurigen Hinsicht in der Türkei bereichern, gleichsam als ob ich das morgenländische Leben von allen Seiten kennen lernen sollte. Wie mancher brave Türke in Adrianopel ist alt geworden und gestorben, ohne das gesehen zu haben, was sich jetzt meinen Augen darbot. Himmel! unter welchem Auswurf der Menschheit befand ich mich! Mit Wuth im Herzen und Thränen im Auge ging ich mehrmals stumm in dem Gemache auf und ab, kaum getröstet durch das Bewußtsein meiner Unschuld und den Gedanken, nicht zu den Räubern und Mördern zu gehören, unter denen ich jetzt wandelte. Nicht so ruhig wie ich benahm sich der Schlosser, der, als sich die große Gatterthüre hinter uns geschlossen, an dieselbe getreten war, und nun so gewaltig daran zu schlagen und zu rütteln anfing, daß der Lärm zu den Ohren zweier türkischen Offiziere drang, die sich in der offenen Halle vor dem Kerker ergingen

und seiner ohnmächtigen Wuth lachten und spotteten. Endlich traten sie näher mit der Frage, „welcher Nation wir angehörten?“ und wir antworteten abermals „Engländer.“ Erst jetzt in diesem Augenblicke fiel mir mein Firman ein, den ich bei mir hatte; ich reichte ihn den Offizieren. Sie lasen ihn, gaben ihn aber ohne ein Wort des Trostes zurück und entfernten sich, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Unter den Verbrechern befand sich ein Grieche, der, der wallachischen Sprache vollkommen mächtig, sich mit dem Schlosser, der dieselbe während seines sechsjährigen Aufenthaltes in der Wallachei ebenfalls gelernt hatte, in ein Gespräch einließ. Es betraf unsre Anwesenheit im Gefängnisse, und der Schlosser gab mir den schlechten Trost, daß wir, zu Folge der türkischen Gesetze, unser Vergehen leicht mit dem Leben büßen dürften. Daran konnte ich nun freilich nicht glauben, und doch sagte mir der blose Gedanke an die Möglichkeit des Todes der Verbrecher einen Schauder durch Mark und Bein.

Bereits war eine qualvolle Stunde vorüber. Der Schlosser, der die Schuld von Allem trug, sang und jubelte in Einem fort und machte in seiner Ausgelassenheit den tollsten Lärm, unbekümmert um das Schicksal, das ihn früher oder später treffen konnte. Da öffnete sich das Gatterthor, und zwei Janitscharen — die Gensdarmen in der Türkei — traten ein, um uns zum englischen Consul zu bringen.

Mit hoffnunggeschwellter Brust traten wir in das Haus des Consuls; er war gerade bei Tische, und seine Gattin trat heraus, um sich von den Janitscharen unser Vergehen und die dafür auferlegte Strafe ansagen zu lassen. Dann wandte sie sich an mich mit der Frage: Ob sich die Sache so verhalte, wie sie eben erfahren? Ich erzählte ihr den Hergang, wie ich ihn hier mitgetheilt habe. Die gute Frau sah diesmal nicht so zänkisch aus, wie früher, obgleich die

ihr nachgelaufenen Hunde auch jetzt ein Wort mitredeten und ihr viel zu schaffen machten, ihnen zwanzigmal das Maul zu verbieten und ihre Zähne von unsern Beinen abzuhalten. Es war mir längst klar, daß die Frau eigentlich Consul war, und ich sparte deshalb keine Redensarten, sie für uns zu gewinnen, was mir in meiner lieben Muttersprache gerade nicht schwer wurde; ja ich zeigte sogar den Hunden einige freundliche Theilnahme, und nun — ich sah es der Frau Consuln am Gesichte an — stand unser Spiel vortrefflich. Die geschmeichelte Dame entfernte sich, um ihrem Manne das eben Erfahrene zu hinterbringen, kehrte aber gleich wieder zurück und entließ die Janitscharen, nicht ohne die gekrümmten Hände derselben mit etwas beschwert zu haben. Nach einigen Augenblicken erschien der Consul, der zwar außer seiner Muttersprache französisch und türkisch sprach, aber das Deutsche, kaum um sich verständlich zu machen, jämmerlich radebrechte. Lächelnd sagte er uns: „Ich euch zwei Tag in prison muß thun; habt so viel Soldat schlagen. Das nix nutz.“

Madam lachte über ihres Gatten deutsche Beredsamkeit, und er fuhr scherzend fort: „daß sich mein Weib lacht, sagt sie, ich nix versteh deutsch. Nun habt sich jetzt viel Arbeit?“ — „Zu dienen, Herr Consul,“ gab ich zur Antwort. „Wir wissen schon wie Sie es meinen.“ — „Nun geht sich jetzt nach Haus, und wenn alles das Arbeit fertig, nach kommt hierher in prison.“ „Sehr gütig, Herr Consul!“ Hiermit empfahlen wir uns und gingen keck an den Wachtposten und der Hauptwache vorbei, zur großen Verwunderung der Soldaten, die nicht begreifen konnten, daß wir so schnell wieder entlassen worden waren.

Fast alle Tage wirbelten die Trommeln der Truppen durch die Stadt, die nach Konstantinopel zogen, und als das reguläre Militär immer mehr abnahm, traten die Albanesen an seine Stelle, unter ihnen Kinder von 12 und Greise von 60 Jahren, die das be-

drohte Vaterland noch gegen den Feind vertheidigen sollten. Sie erschienen in einem lächerlichen Aufzuge, der Eine zu Fuß, der Andre zu Pferde, der Eine mit einer Flinte, ein Andrer mit einer Pistole, Dieser mit einem Spies, Jener mit einem Säbel bewaffnet, theils in Schuhen und Stiefeln, theils baarfuß in leichten übergetretenen Pabuschen. Das Merkwürdigste an ihnen war ihre Musik; die der Reiter bestand aus einem Instrumente von gebranntem Thon in Form einer Pauke und von höchstens einem Fuß im Durchmesser, darüber ein Fell ausgespannt, das beim Anschlag mit einem Riemen einen dumpfen Ton von sich gab; die Fußgänger marschirten nach dem Takt einer Pfeife und eines Dudelsacks durch die Stadt. Die Reiter hatten schöne Pferde und alle schienen freudig in den Krieg zu gehen. Wenigstens suchten sie ihren Muth dadurch zu bekunden, daß sie en carrière durch die Stadt ritten und ihre Gewehre in die Luft abschossen. Ueberhaupt scheinen die Türken gern Soldaten zu sein; sie lieben diesen Stand mehr als jedes andre Geschäft oder Handwerk. An einer geregelten Thätigkeit, an Mühwaltung, an Nachdenken und Lerneifer, die alle mit der Ausübung einer Kunst oder eines Handwerks verknüpft sind, finden sie nur wenig Gefallen. Wenn sie auf Wache stehen, probiren sie immer ihre Exercitien, doch kommt es ihnen auch nicht darauf an, ihr Gewehr dem ersten besten Vorübergehenden aufzudringen, ihn zum Bleiben zu nöthigen und vom Posten zu laufen. Einst kam ich aus dem Bazar, wo ich mir Zwetschen gekauft hatte, die ich in einem Tuche trug, und ging an einer Wache vorüber. Der Soldat gab mir sein Verlangen zu erkennen, an meinem frugalen Mahle Theil zu nehmen. Ich gab ihm das Tuch sammt dem Inhalte, er mir dagegen sein Gewehr und setzte sich einige Schritte von mir auf seine untergeschlagenen Beine, um es sich wohl schmecken zu lassen. Unterdessen stand ich mit meiner Schürze und aufgestreiften Hemdärmeln wohlgemuth Schildwach. Die Situa-

tion mußte sich in der That possierlich ausnehmen. Gern mochte er wissen, ob ich auch exerciren könnte, aber sein Appetit ließ ihm kaum Zeit zu commandiren. Zuweilen rief er kauend ein Commandowort, aber ich verstand es nicht und exercirte, wie ich es gelernt hatte, worüber er sich todt lachen wollte. In dieser Attitüde hätte ich mir die Gegenwart eines türkischen Offizier gewünscht, leider kam keiner. Auch ist die Furcht der Gemeinen vor einem solchen gar nicht groß. Nachdem mein Held das Tuch ausgeleert hatte, löste er mich von meinem Posten wieder ab. Nicht selten sah ich auch — es war Winter — die Wachen neben einem Kohlfeuer auf der Straße sitzen und sich wärmen, und oft, wenn ich Kohlen vorbeitragen ließ, nahmen sie mir einige Hände voll, um damit ihrem verglimmenden Feuer wieder aufzuhelfen. Die meisten dieser Soldaten waren jedoch, wie ich bereits bemerkt habe, nur Kinder, da die einexercirten nach Konstantinopel gegangen waren. Weil ihnen wegen des Kriegs das Weintrinken erlaubt war, so ließen sie ihrem zügellosen Gelüste freien Lauf, und Scenen, wie früher im Hafen zu Konstantinopel, wiederholten sich auch hier, die ich wegen ihrer Abscheulichkeit nicht näher beschreiben mag. Man denke sich Knaben in allen Abstufungen des Rausches jede mögliche Gemeinheit verrichtend! Wer möchte ein solch scheußliches Bild ausmalen!

In unsrer Werkstätte häufte sich die Arbeit von Tag zu Tag, aber die Lust dazu schien dem Schlosser plötzlich vergangen zu sein. Er war zu seinen frühern Lüderlichkeiten zurückgekehrt und darin noch mehr von einem deutschen Tuchmacher bestärkt worden, den wir angenommen hatten, theils um uns im Balgziehen und Zuschlagen zu helfen, theils um für uns zu kochen, was er trefflich verstand. Immer dachte er jedoch darüber nach, wie es möglich sei zu leben ohne zu arbeiten; mein Nassauer half ihm getreulich mit, und Beide waren bald nicht mehr in die Werkstätte und nicht aus den Weinhäusern zu

bringen. Mich betrübte und langweilte diese überhand nehmende Unordnung zu gleicher Zeit, und ich dachte ernstlich daran, mich von den unverbesserlichen Menschen zu trennen.

Eines Abends kamen Beide angetrunken, wie immer, nach Hause, während ich schon zu Bette lag. Sie tappten nach dem Feuerzeuge umher und ehe sie es fanden, entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Wenn er nur brauchbar ist!" — „Ich habe nach dem Besten gegriffen, aber ich konnte freilich nicht recht sehen." — „Soll er brauchbar sein, darf ihm kein Zahn fehlen und auch kein Loch darin sein." — „Wer kann das freilich in Nacht und Angst unterscheiden! Mir war nicht anders, als griffe ein Gespenst nach dem meinigen."

Endlich wurde ein Licht angezündet, und ich sah, wie der Schlosser einen Todtenkopf zum Vorschein brachte, und ihn vor dasselbe hielt.

„Er hat noch alle Zähne," rief er froh, änderte aber sogleich den Ton und setzte mißgestimmt hinzu: „Schade! Schade! Er hat ein Loch. Wir müssen uns morgen einen andern holen. Dieser taugt nichts." — „So gehen wir morgen bei Zeiten auf den Gottesacker, um uns umzusehen, damit wir Abends nicht fehl gehen," sagte der Tuchmacher. „Bis dahin verstecken wir diesen." — „Zwischen eilf und zwölf werden wir schon einen finden," flüsterte ihm der Schlosser zu. „In dieser Stunde wird etwas vorgehen, aber du brauchst dich nicht zu fürchten, Narr! es thut dir nichts. Ist die Stunde vorüber, dann sind wir gemachte Leute."

Hiermit begaben sich Beide zur Ruhe, und ich schnarchte wie früher und ließ mir auch am andern Morgen nicht merken, daß ich hörender Zeuge ihrer nächtlichen Unterredung gewesen war. Um die Mittagsstunde verließen sie die Werkstätte unter dem Vorwande, sich zu baden, kehrten aber bald zurück, vorgebend, das Wasser sei zu kalt gewesen. Sie arbeiteten bis zum Abend. Nach dem Essen legte ich mich sogleich nieder und fing bald tüchtig zu schnarchen an. Beide, in der

Meinung, ich schlafe, gingen zur Thüre hinaus, ohne vorher das Licht auszulöschen und kehrten bald mit einem andern Todtenkopfe zurück. Der Tuchmacher ächzte und klagte und hielt sich mit den Händen die Hüfte.

„Wenn ich nur wüßte," sagte er zum Schlosser, „wer oder was mich von der Mauer gestoßen, daß ich mir im Fallen Schaden gethan. In meinem Leben komme ich nicht wieder auf solche Gedanken, lieber will ich mein Brod kümmerlich verdienen, als auf eine solche Art glücklich werden."

Der Schlosser antwortete nicht, er hielt den Schädel abermals vor das Licht und warf ihn, da er wieder nicht ohne Fehler war, fluchend bei Seite. Den großen Fehler in seinem eignen Kopfe fand er leider nicht. Und so gingen Beide abermals zu Bette. Am andern Morgen klagte der Tuchmacher über Schmerz an seiner Hüfte; ich machte die spöttische Bemerkung, er werde sich im Bade erkältet haben. Er schwieg, ich ebenfalls, und so gingen mehrere Tage vorüber, ohne daß sich seine Schmerzen verminderten. Endlich konnte ich nicht länger zurückhalten. „Ihr seid," sagte ich, „noch lange nicht genug gestraft für euere That. Ein Paar lebende Türken hätten euch erwischen und den Rücken so durchgerben sollen, daß ihr in 14 Tagen nicht hättet aufstehen können. Laßt die todten Köpfe ruhen und braucht euere lebenden, und rührt euere Hände bei nützlicher Arbeit, damit werdet ihr ganz andre Schätze erheben, als durch lächerliche Zaubermittel. Müssiggang ist aller Laster Anfang."

In solchem Tone sprach ich noch weiter. Dem Schlosser verdroß meine hofmeisternde Rede; er leugnete; er nannte mich mit unerhörter Frechheit einen Lügner, und in wenig Minuten entspann sich unter uns ein so fürchterlicher Zank, daß die Nachbarsleute herbeiliefen. Erst als ich drohte, der versammelten Menge ihre Schändlichkeiten zu eröffnen, bat mich der Schlosser um Gottes Willen zu schweigen, und

versprach mir, in nächster Nacht den Schädel, den er im leeren Magazine neben unsrer Werkstätte versteckt hatte, wieder auf den Gottesacker zu tragen und einzuscharren, damit er nicht etwa von den Hunden entdeckt und auf die Straße geschleppt würde.

Vierzehn Tage nach diesem Erlebnisse hatte der Tuchmacher mit seiner lahmen Hüfte nicht ohne mein Zuthun die Stadt verlassen; der Schlosser aber blieb nichtsdestoweniger Bruder Lüderlich. Trotzig verlangte er die Ablegung der Rechnung und die Hälfte des Verdienstes, die ich ihm sogleich auszahlte. Bald hatte er das Geld durch die Gurgel gejagt und noch obendrein ohne mein Wissen einen Theil meines Werkzeugs versetzt; seine Kleider waren schon vorher denselben Weg gewandert. Es war kurz vor Ostern, und er wollte sich das Hemd, das er von Weihnacht auf dem Leibe trug, waschen lassen, aber die Reinigung unterblieb, weil er nur das einzige besaß. Das schöne Frühlingswetter hatte ihm nun gar alle Lust zur Arbeit genommen; es zog ihn unwiderstehlich ins Weite, er sehnte sich nach Wanderung und Veränderung. Gern war ich ihm durch einige Groschen Reisegeld zur Abreise behülflich, und ohne einen Stock, ohne ein Bündel wanderte er eines Tages lustig und guter Dinge nach Konstantinopel zu.

Ich kann nicht umhin, hier noch einige Worte über das Schicksal des schwedischen Schneiders einzuschalten, den ich bei meiner Ankunft in Adrianopel in Gesellschaft des Schlossers kennen gelernt hatte. Er logirte bei dem russischen Schuhmacher, wo ein von dem Feldzuge hier zurückgebliebener anderer Russe das Handwerk erlernte. In diesem Hause war der Versammlungsort der Deutschen in Adrianopel, und ich fehlte natürlich auch nicht dabei, wiewohl ich nur dann hinging, wenn ein Fremder angekommen war. Eines Tags war ein Deutscher aus Schlesien eingewandert, der sich mehrere Tage aufhielt. Dieser war, wie es so geht, bei der Flasche mit dem Russen in

Streit gerathen. An einem Fenster saß der Schneider, emsig beschäftigt, für einen italienischen Doktor eine Hose zu vollenden, die schon bis auf das Ausbiegeln fertig war. Als er aber die Beine etwas zu stark anzog, hatte er das Unglück, daß ihm eins derselben als Fragment in der Hand blieb. In seiner Verzweiflung wollte er flüchten; denn er hatte nicht Geld genug, anderes Tuch zu kaufen, und ich gab ihm die Summe, um die er mich ansprach, nicht, weil ich sie doch nie wieder erhalten haben würde. Wenigstens ertheilte ich ihm den guten Rath, dem Doktor den Hergang der Sache offen zu erzählen. Doch hatte ihn der Tischler bereits anders instruirt, so daß er dem Doktor sagen sollte, er habe sich bei dem Streite des Russen und Schlesiers ins Mittel geschlagen, und dabei sei ihm die Hose zerrissen worden. Der Tischler erbot sich zugleich ihm diese Angabe zu bezeugen. Beide waren zu dem Italiener gegangen, der, ihren Worten glaubend, sogleich die beiden Russen einsperren und zum Ersatz des Schadens verurtheilen ließ. Aus Furcht, ihre Lüge möchte aufgedeckt werden, hatten Beide, der Schneider und der Tischler die Stadt zu meiden beschlossen. Zuvor waren sie jedoch in eine Weinschenke eingekehrt, und der Schwede hatte sich so berauscht, daß er Nachts auf der Straße liegen bleiben mußte. Am andern Morgen sah er, daß ihm die Mütze und die Stiefeln fehlten, und er mußte in ziemlich strenger Kälte baarfuß und baarhäuptig Konstantinopel zuwandern.

Mit dem Weggange des Schlossers war auch in mir die Lust zu wandern wieder rege geworden, doch hielt mich eines Theils der englische Consul, dem ich seine beiden Wagen wieder herstellen sollte, andern Theils die Hoffnung, endlich doch noch von dem italienischen Tischler, meinem ersten Meister, den rückständigen Lohn zu bekommen, zurück. Ich war genöthigt, mir ein andres Quartier zu miethen, was sich bald fand. Darin errichtete ich mir eine Hobelbank und war bald so mit Arbeit überhäuft, daß sie meine Hände allein nicht

zu fertigen vermochten. Daher nahm ich einen durchreisenden deutschen Tischler als Gehülfen an, und richtete eine zweite Hobelbank ein; und unsre Arbeit wurde trefflich bezahlt. Nur hatten wir oft mit der Sprache zu kämpfen, und obgleich ich einen polnischen Schneider, der nicht viel Sitzfleisch hatte, um weniges Geld als Dolmetscher annahm, so war mir doch in vielen Fällen mit ihm gar nichts gedient, da er, zwar sehr gut Türkisch, aber desto schlechter Deutsch sprach. Endlich langte ein aus Semlin gebürtiger Grieche, Namens Wilhelmi, an, der in einer Lederfabrik zu Konstantinopel das Amt eines Dolmetschers versehen hatte. Dort hatte ich ihn als einen jungen Mann kennen gelernt, jetzt sah er sich kaum noch gleich, weder in seinem Gesicht, noch in seiner Kleidung, die sonst sehr anständig war. Er war, während wir uns nicht gesehen hatten, zum muhamedanischen Glauben übergegangen, aber die neue Religion schien ihm gar nicht behagen zu wollen. Die Hoffnung, sich dadurch zu verbessern, hatte ihn zu diesem Schritte verleitet, allein seine Lage war nur um so schlechter geworden. Und kann es wohl auch anders sein? Wer als Christ nichts taugt, wird auch als Türke nichts werth sein, und keine größere Schande kann ihm angethan werden, als die er sich selbst anthut. Denn wo kein Glaube mehr ist, da ist auch keine Redlichkeit, und wo diese fehlt, nimmt auch die Achtung ab. Ich habe während meines Aufenthaltes im Oriente viele Deutsche kennen gelernt, die ihren Glauben verändert, aber selten einen gefunden, der sich dadurch gebessert hatte. Von den Christen verabscheut und von den Türken verachtet, sinken sie in kurzer Zeit immer tiefer. Wilhelmi hatte sich aus Konstantinopel flüchten müssen, theils weil er den Vorschriften des Koran nicht getreu nachgekommen war, theils wegen verübter schlechter Streiche. Ich hätte ihn nicht wieder erkannt, wenn er sich mir nicht zu erkennen gegeben hätte, denn sein Gesicht war verunstaltet, da er sich nach türkischer Sitte die Haare seines

schönen schwarzen Backenbartes, der Augenbrauen und Wimpern ausgerissen hatte, damit man ihn nicht kennen sollte. Ich kehrte mich nicht daran, denn seine Fähigkeiten waren dieselben geblieben. Er sprach fast alle im Oriente gangbaren Sprachen geläufig und war überdies noch im Rechnen und Schreiben bewandert. Um den Preis von einem rheinischen Gulden täglich nahm ich ihn als Dolmetscher an; und mehrere Monate hindurch leistete er mir treffliche Dienste. Er besuchte oft die Moschee, und häufig sah ich zu, wie er aus einem Büchlein betete und alle Bewegungen und Ceremonien seines neuen Glaubens beobachtete, was mir stets ein mitleidiges Lächeln abnöthigte.

Schon in Konstantinopel war es mein sehnlichster Wunsch gewesen, die Sophien-Moschee zu besuchen, was jedoch mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft war. Hier sollte mein Wunsch, das Innere einer großen Moschee zu sehen, erfüllt werden. In Begleitung des Tischlers und des Dolmetschers gingen wir nach der Moschee Selims, einem Gebäude, das an Großartigkeit und Herrlichkeit der Formen seines Gleichen in der Türkei nicht haben und selbst die Sophien-Moschee in Konstantinopel darin übertreffen soll. Die Kuppel derselben ist majestätisch gewölbt, und an jeder der vier Seiten der Kirche streben vier schlanke Minarets von gleicher Höhe und Stärke und der schönsten Bauart in die Luft. Jeder dieser Thürme trägt drei Altäne, die über einander herausgebaut sind, auf denen man rings um den Thurm gehen kann. Auf ihnen steht der Hatschilar, Glöckner, und verkündet sechsmal des Tages und nach allen Himmelsgegenden hin mit lauter Stimme die Stunden des Gebets. Ich bestieg einen der Thürme. Auf drei über einanderlaufenden Wendeltreppen, deren eine jede zu einem der Altäne führt, steigt man in die Höhe, allein der Raum ist so beengt und niedrig, daß man nur gebückt und mit der größten Vorsicht vorwärts schreiten kann, weil meist dichte Fin-

sterniß darin herrscht, die nur hie und da durch ein in der Mauer angebrachtes Loch ein wenig erhellt ist. Ermattet langte ich endlich mit dem Hatschilar am Ziele an und trat auf den Altan hinaus. Mir schwindelte, und ich mußte die Augen schließen, obgleich die steinerne Brüstung ziemlich hoch war, und man nicht zu befürchten brauchte, das Gleichgewicht zu verlieren. Aber welch' ein unbeschreiblich herrlicher Anblick bot sich mir dar, als ich die Augen wieder aufschlug! Zu meinen Füßen lag Adrianopel mit dem regen Leben und Treiben in seinen Straßen und Bazars, mit seiner Einfassung von prächtigen Gärten und Lusthainen, vom Frühlinge mit dem üppigsten Grüne geschmückt, durch die sich die Maritza schlängelte, und drüber hinaus schweiften meine trunkenen Blicke über eine paradiesische mit Städten und Dörfern besäete Gegend. Nach langem Schwelgen in diesen hohen Reizen endlich gesättigt, verließ ich den Thurm und stieg mühsam wieder hinab. Von nun an bestieg ich fast täglich das Minaret, und es war mir eine Lust, Fremde hinauf zu führen. Einst ging ich mit einem Reisenden hinauf und der Hatschilar begleitete uns nicht, weil er glaubte, ich würde den Weg allein finden. Ich hatte jedoch nicht bemerkt, daß ich auf eine andere Treppe gerathen war. Plötzlich waren unsre Schritte gehemmt, theils durch die Laternen, die nur während des Beiramfestes ausgehängt werden und einstweilen hier niedergelegt waren, theils durch die Nester der Lachtauben, deren sich oft zwei auf einer Stufe befanden, die nur zwei Fuß breit war. Wir mußten, da uns die brütenden Vögel zu Hunderten um die Köpfe schwirrten, umkehren und die richtige Treppe suchen, die ich auch bald fand. Beim Heruntersteigen wollten wir die Stufen zählen, der Fremde verlor aber, weil er strauchelte und fiel, die Zahl aus dem Gedächtniß; ich hatte 245, jede einen Fuß hoch, gezählt.

Ehe man zur Kirche kommt, gelangt man in einen großen geräumigen, mit Bäumen bepflanzten Vorhof, worinnen sich der Brunnen

befindet, in welchem die Türken, bevor sie die Moschee betreten, das Gesicht, Hände und Füße waschen, um rein vor Gott zu erscheinen, ein Religionsgebrauch, der mir sehr gefiel. Dieser Vorhof soll, wie ich von Russen erfuhr, die während der Expedition zu Hunderten desertirt und nun in der Stadt ansässig waren, dem russischen Militär zum Exercierplatz gedient, und die türkischen Frauen an den Uebungen der Soldaten, oder vielmehr an diesen selbst, das größte Wohlgefallen gefunden haben, indem sie in Abwesenheit ihrer Männer von der Eifersucht derselben nichts zu fürchten hatten.

Geht man rechts von dem Thurme, den wir bestiegen, gerade aus durch den großen Vorhof, so gelangt man auf mehreren Stufen zu einem Gewölbe, das einige Hundert Schritte lang ist. Darin befinden sich die Läden der Saffianhändler und Schuhmacher. In der Mitte dieses Gewölbes zeigt man einen ungeheueren Pantoffel und einen Stiefel, der mehr als einen Stalleimer Wasser faßt. Beide sollen einem Riesen angehört haben, dessen Gebeine über einem Thore zur Schau hängen — Andre meinen, es seien die Gräten eines großen Fisches, was freilich eher zu glauben ist. Ueber einem andern Thore ist eine große einen Fuß im Durchmesser haltende Kugel an einer Kette befestigt, mit welcher der Riese gespielt haben soll.

In dem Vorhofe findet sich, wie in jedem andern einer Moschee, eine besondere Abtheilung, Portemang (Appartement?) genannt. Dieselbe enthält öffentliche, sowohl von den Kirchgängern, als auch von den Kaufleuten und Käufern benutzte Abtritte. Diese Kaufleute haben ihre Läden nicht wie bei uns in ihren Wohnhäusern, sondern in Gewölben, die ganze Straßen bilden. Daselbst legen sie ihre Waaren zum Verkauf aus, oder fertigen dieselbe, wenn sie zugleich Handwerker sind. Und von da aus gehen sie in den Stunden des Gebetes zur Moschee, ohne ihre Läden zu verschließen, denn sie sind

sicher, daß ihnen nichts entwendet wird. Nicht nur, daß die Türken meist sehr ehrliche Leute sind, sondern es steht auch eine fürchterliche Strafe auf dem Diebstahle. Sieht man nun einen Kaufmann mit einem Kruge in der Hand durch den Vorhof gehen, so weiß man, daß er sich in das Portemang verfügt; das Wasser in dem Kruge dient ihm zur Reinigung nach verrichtetem Geschäfte. Für die Fremden ist in den Vorhöfen der Moscheen noch eine bequemere Einrichtung. Dort findet man nämlich einen großen Stein, in welchen zehn bis funfzehn Oeffnungen gehauen sind, über die sich der Eine getrennt von dem Andern stellt. Durch den Stein laufen Wasserröhren, und um sich zu reinigen, braucht man nur einen der daran befindlichen Messinghähne zu öffnen. Ich erwähne dieser Einrichtung in den Vorhöfen der Moscheen, um Reisende, die den Orient besuchen wollen, darauf aufmerksam zu machen, da ich weiß, wie nützlich einem eine solche Mittheilung ist.

Nachdem wir uns das Aeußere der Kirche genau besehen hatten, war es unser eifrigster Wunsch, auch das Innere derselben kennen zu lernen. Wir hatten im Vorhofe die Bekanntschaft eines türkischen Priesters gemacht, der Salep, ein warmes süßliches Getränk, in den Straßen verkaufte, und dieser führte uns, nachdem wir zuvor unsre Schuhe ausgezogen hatten, in das Innere. Durch mehrere reich verzierte, mit Inschriften geschmückte Eingänge, gelangt man dahin. Ein ungeheuerer Raum, etwas düster und ohne auffallende Verzierungen, nahm uns auf. Ueber uns wölbte sich die majestätische runde Kuppel, von welcher hunderte an verzierten Schnuren befestigte goldene Lampen bis nahe an unsre Köpfe herabhingen. Sie werden an gewissen festlichen Tagen angezündet und erfüllen mit ihrem Glanze die weiten Räume. Rings um das Innere laufen zwei Gallerien von Marmor, die auf Säulen von demselben Material ruhen; auf der einen Seite derselben erhebt sich eine prächtig vergoldete Kanzel.

Der Fußboden, ebenfalls aus Marmor bestehend, ist mit köstlichen Teppichen belegt. In der Mitte der Kirche springt unter dem Altar ein Brunnen hervor, aus dem wir mit über die Brust gekreuzten Händen tranken. Als dies geschehen war, trat ein Türke zu uns heran und fragte, ob wir „Deutsche“ oder „Russen“ seien? Wir bejahten das erstere, und sogleich traten noch Einige mit freundlichem Grusse und den Worten: „Der Deutsche ein Bruder, der Russe ein schlechter Mensch,“ zu uns. Bänke, Stühle und Kapellen, wie in unsern christlichen Kirchen, sucht man in den türkischen vergebens. Ihr Gottesdienst dauert nicht so lange, wie der unsrige, und ist weder an einen bestimmten Tag noch an eine Stunde gebunden. Der Türke geht nach der Moschee, wenn es ihm beliebt, betet dort nach Bedürfniß und entfernt sich, während ein Andrer kommt und seinen Platz einnimmt.

Gewöhnlich ist die Anzahl der Betenden nicht groß, und nur während der Feste, vorzüglich während des Ramazan und Beiram, sind die Moscheen im wahrsten Sinne des Worts angefüllt. Man muß die Feier eines solchen Festes mit angesehen haben, um sich einen richtigen Begriff davon machen zu können. An jenen Tagen sind die Häuser der Stadt festlich geschmückt, und die Straßen und Plätze gleichen Ballsälen, in denen die muhamedanische Bevölkerung, auch der Aermste in seiner besten Kleidung, von einem Genusse zum andern taumelt. Vorzüglich sind die Vorhöfe der Moscheen die Tummelplätze ihrer ausgelassenen Lustigkeit, und hier sind Schaukeln und Caroussels errichtet und andre eigenthümliche Anstalten getroffen, den Vergnügungssinn der Gläubigen zu befriedigen. Nach Sonnenuntergang werden die ersten Lampen an den Thürmen ausgehängt, und von Minute zu Minute vermehrt sich ihre Anzahl bis auf viele Tausende, bis endlich ein blendendes Glanzmeer auf den Straßen und Plätzen wogt. Den schönsten Anblick aber gewährt die Moschee.

Die sie umgebenden vier Minarets sind in gewisser Höhe durch schwebende Seile verbunden, an denen verschiedene brennende Figuren und bunte Lampen hängen, die das Auge durch ihren Glanz blenden. Die ganze Nacht hindurch brennen die Lampen, und ihr Anblick ist aus der Ferne wahrhaft prachtvoll, vorzüglich für den eines solchen Schauspiels ungewohnten Europäer. Er schwelgt ein Paar Stunden in dem fremdartigen Genusse, aber bald wird er dessen überdrüßig, da der Lärm und das Wogen auf den Straßen und in den Kaffeehäusern, jede Nacht ununterbrochen bis zum Morgen anhaltend, ihn während der Dauer des Festes keine Stunde ruhig schlafen läßt. Mit dem Ende des Festes tritt der frühere Ernst der Türken wieder an die Stelle ihrer ausgelassenen Lustigkeit. Sie haben während dem Feste ihre eigentliche Natur ganz verändert und sind wie von einem Paroxismus befallen.

Von nun an machte ich täglich in den müssigen Stunden Ausflüge in die nächsten Umgebungen der Stadt. Dicht an derselben, in der Richtung nach Süden zu, gelangt man über eine ziemlich breite Brücke auf eine Straße, die zwischen den Gärten hindurch führt. In denselben sind Brunnen zur Bewässerung des Bodens, der so fruchtbar ist, daß er alles Kostbare und Herrliche an Südfrüchten und Pflanzen hervorbringt, und in dieser Hinsicht mit dem reichsten Landstriche Egyptens verglichen werden kann. Längs der Straße und rings um die Gärten stehen Maulbeerbäume. Die mit schief herzförmigen glatten Blättern und weißen Beeren werden weiße, die andern mit rauhen Blättern und schwarzen der Brombeere ähnlichen, lieblich schmeckenden Früchten schwarze genannt. Die Blätter des weißen Maulbeerbaumes dienen zur Ernährung der Seidenwürmer, mit deren Zucht man sich in Adrianopel hauptsächlich beschäftigt. Deshalb ist auch die Seide, die sonst so außerordentlich theuer und selten war, jetzt äußerst wohlfeil, und wenn sonst ein seidenes Gewand vom

Grossvater auf die Söhne und Enkel überging, so ist es gegenwärtig die allgemeine und gewöhnliche Tracht. Ist man etwa eine kleine Viertelstunde in den Maulbeerbaumalleen fortgewandelt, so kömmt man an einigen minder bemerkenswerthen Landhäusern vorüber zu einem dicht am Flusse gelegenen bequemen Kaffeehaus mit einem herrlichen Garten. Hundert Arbeiter waren eben damit beschäftigt, eine Brücke nach demselben zu führen. Dort wurde mir ein schöner Charakterzug des englischen Consuls, meines Gönners, erzählt. Eines Tages kam er auf einem Spaziergange mit seiner Gattin zur Brücke, unterhielt sich freundlich mit den Arbeitern und erfuhr von einem derselben, daß der Arbeitslohn äusserst gering sei. Und noch an demselben Tage liess er tausend Piaster als Geschenk zur Belebung ihres Eifers unter sie vertheilen. Ueberhaupt soll er viel Gutes gestiftet haben und war bei den Türken sehr beliebt und geachtet. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Brücke, deren Bau er so grossmüthig unterstützte, zu betreten, weil bald darauf die Pest ausbrach, als deren erstes Opfer er fiel.

Fast jeden Sonntag liess ich mich vom Kaffeehause aus auf die andre Seite übersetzen, um dort zu jagen. Dort wandelt der Fuss noch immer zwischen Gärten, an deren Ende sich erst eine weite schöne Ebene mit Wiesen und Feldern eröffnet, denen weiter nichts fehlt, als fleissige Hände, um ihre natürliche Fruchtbarkeit zu vervielfältigen. Die Wiesen und Kleestücke sind die Weideplätze für die Pferde, die während des Sommers nie in die Ställe getrieben werden. Man sieht sie daselbst mittels eines Stricks an Pfähle gebunden, dessen Länge ihnen den Raum bestimmt, den sie abweiden sollen. Täglich wird der Pfahl weiter fortgeschlagen und ihnen somit ein neuer Weideplatz angewiesen. Die Knechte wie der Herr liegen in träger Ruhe in den unfern aufgeschlagenen Zelten. Nur für den Winter, wenn Pferde und Rinder — die auf gleiche Weise wie jene weiden — in

die Ställe getrieben werden, haben sie für die Fütterung derselben zu sorgen.

Bisher hatte ich von der Lebensart der Türken, von ihren Sitten und Gebräuchen nur wenig kennen gelernt. Ich war ihnen meist nur in den Kaffeehäusern begegnet, wo sie schweigend auf Matten saßen, ihren Kaffee ohne Zucker und Milch tranken und ihre Pfeifen rauchten, oder ich war mit ihnen in den Garküchen zusammen gekommen, wo sie, Arm und Reich, im buntesten Gemische, mit einer köstlichen Brühe zubereitete Rinds- und Hammelfüße genossen, von denen man sowohl für drei Pfennige, als für einen Thaler erhalten kann. Jetzt sollte ich auch auf andre Weise und in ihrer Häuslichkeit mit den einst so gefürchteten Moslemim in Berührung kommen.

Eines Tages wurde ich nämlich mit meinem Dolmetscher von den Söhnen des Pascha Filippi — wenn ich den Namen richtig gemerkt habe — zu Tische geladen. Er war derselbe, welcher im russischen Kriege die Festung Schumla dem Feinde nicht übergeben wollte, bis ihm die Soldaten erklärten, daß sie, ihren sichern Tod vor Augen, sich nicht mehr vertheidigen würden. Da der heldenmüthige Pascha die Stadt nicht retten konnte, so wollte er wenigstens seinen Kopf in Sicherheit bringen. Zu dem Ende verfaßte er ein Schreiben an den Sultan, worin er ihm die Lage der Dinge der Wahrheit gemäß mittheilte, ließ es von sämmtlichen Hauptleuten unterzeichnen und setzte zuletzt auch seinen Namen darunter. Dann erst übergab er die Stadt und reis'te nach Konstantinopel, um mit verzweifelter Kühnheit dem Sultan das Schreiben selbst zu überbringen. Alle fürchteten für seinen Kopf, doch der Sultan, durch das Schreiben überzeugt, daß der Pascha der letzte gewesen war, der in die Uebergabe gewilligt hatte, schenkte ihm das Leben. Doch erhielt er den Abschied, weil er so viele Menschen nutzlos hingeopfert hatte, und lebte seit der Zeit als reicher Privatmann in Adrianopel. Mit seinen liebenswürdigen Söh-

nen war ich durch mein Handwerk bekannt worden; ich hatte einen Wagen für sie gefertigt.

Ich folgte der ehrenvollen Einladung und wurde mit meinem Dolmetscher freundlich empfangen und in den obern prächtigen Saal des stattlichen Hauses geführt, wo sich die ganze Gesellschaft auf die Polster des Divan niederließ. Die Speisen wurden aufgetragen, aber was da Alles in einander gekocht war, kann ich nicht angeben. Nur das weiß ich, daß das Hauptgericht aus Reis, Linsen und einer Art kleiner Waizenkörner bestand. Eine andre Schüssel enthielt eine Brühe, die wie Sirup schmeckte, während daneben eine Art von Käse lag, der sich sehr leicht mit den Fingern brechen ließ. Alles dies zusammen stand auf einer runden Scheibe, um welche wir auf der Erde auf Teppichen saßen. Das Brod brach sich ein jeder nach Belieben und fuhr damit, es zwischen zwei Fingern und dem Daumen haltend, bald in diese, bald in jene Schüssel, um deren Inhalt zu kosten. Im besten Essen begriffen, wurde uns durch einen Sklaven die Ankunft des Pascha gemeldet. Sogleich sprangen die Söhne von der Erde auf, stellten sich neben einander wie Soldaten, mein Dolmetscher that dasselbe, und mir, dem vor Schrecken der Bissen im Munde quoll, blieb auch nichts weiter übrig. Da standen wir denn wie leblose Puppen. Die Thüre öffnete sich, der Pascha trat herein; die Söhne verneigten sich, eben so auch wir; ohne ein Wort zu sagen, ging der stolze Fürst an uns vorbei durch den Saal nach einem andern Zimmer. Die Dienerschaft folgte ihm mit dem Schibuk nach. Das ganze Wesen des Pascha verrieth den Tirannen, und nie habe ich ein dunkleres unheimlicheres Auge gesehen, als das, welches aus seinem braunen bärtigen Gesicht unter den düstern Brauen hervorblitzte; nie habe ich einen Türken gesehen, der eine größere Aehnlichkeit mit dem Sultan hatte.

Wir nahmen unsere Plätze wieder ein. „Bugcrum“ — nach Be-

lieben — sagten die Söhne, und wir aßen weiter. Dies ist das einzige Wort, womit der Türke einen jeden, wes Standes und Glaubens er auch sei, zu essen nöthigt; aber er sagt es nur einmal. Da wir unser Mahl auf türkische Weise mit den Händen eingenommen hatten, die uns als Messer, Gabel und Löffel dienen mußten, so wuschen wir uns nach Beendigung desselben gleich ihnen in dem Marmorbecken des Brunnens, der im Zimmer befindlich war. Dreht man den Hahn auf, so läuft das Wasser etwa einen Strohhalm dick über die Hände in das Becken, aus welchem es sogleich wieder abfließt. Durch eine Vorrichtung an den Röhren steigt das Wasser in den dritten Stock und fällt dann durch eine andere Röhre wieder herunter. Wir schieden endlich mit den üblichen Höflichkeitsbezeugungen von den liebenswürdigen Paschasöhnen.

Hat man mit einem Türken ein Geschäft, so wird man äußerst gastfrei von ihm aufgenommen und gleich beim Eintritte in das Zimmer genöthigt, auf dem Divan Platz zu nehmen. Sofort wird einem von den Sclaven eine Tasse schwarzer Kaffee und eine Pfeife angeboten, und der Türke sitzt eine Zeit lang neben seinem Gaste, ohne ein Wort mit ihm zu wechseln. Wenn der Kaffee getrunken und eine oder auch mehrere Pfeifen geraucht sind, nimmt der Türke eine Schnur mit Zahlperlen, ähnlich einem Rosenkranze, die sie zum Rechnen gebrauchen, in die Hand, und die Unterhaltung beginnt. Er spricht wenig, aber jedes Wort mit Ueberlegung, handelt nicht lange, wenn er etwas kauft oder verkauft, oder eine Bestellung macht, und zahlt auf der Stelle, wenn die Arbeit nach Wunsch ausgefallen ist. Einst trug mir ein Türke, für welchen ich schon mehr gearbeitet hatte, auf, ihm neue Speichen in die Räder seines Staatswagens zu machen, obgleich die alten noch gut waren, so daß ich sie nur etwas auszubessern und zu verkeilen brauchte; doch hütete ich mich, ihm dies merken zu lassen. Statt der vierzig neuen Speichen, die ich ihm

einziehen sollte, brauchte ich nur eine einzige, und ich war eben mit ihrer Fertigung beschäftigt, als er zu mir in die Werkstätte trat und mich freundlich lobend auf die Achsel klopfte, daß ich schon so fleißig an seiner Arbeit sei. „Sei du nur erst aus meinem Hause,“ dachte ich, „dann soll es noch schneller gehen.“ Nach seiner Entfernung schlug ich den hintern Ring des Rades ab, verkeilte die Speichen, schlug den erwärmten Ring wieder an, damit die Keile nicht herausspringen konnten, und strich das Rad mit brennend rother Farbe an. Die Türken lieben nämlich, wie alle ungebildeten Menschen, die grell bunten Farben, und ich hatte einen großen Vorrath zu meinem Gebrauche. Beim Besuche des vornehmen Mannes am folgenden Tage gab er mir seinen vollen Beifall über das Rad zu erkennen und ließ mir durch den Dolmetscher sagen, daß ich die andern auch so anstreichen solle. Mit möglichstem Ernst versetzte ich: die Farbe sei sehr theuer; er ließ mir dagegen bemerken, er ließe sich das Geld nicht dauern, und so zahlte er mir auch am vierten Tage, wo ich ihn wieder zu mir bestellt, bereitwillig die geforderte Summe für die durch meinen Pinsel wieder neu gemachten Speichen. Man muß dabei bedenken, daß ich täglich dem Dolmetscher einen Gulden zu zahlen hatte, den ich meinen Kunden nicht anrechnen durfte, und daß ich der einzige Wagner in Adrianopel war, obgleich mehrere Tischler in mein Handwerk pfuschten, die sich jedoch erst bei mir Raths erholten, wenn sie etwas zu fertigen hatten. Somit hatten die Türken keine Wahl hie und da herum zu fragen, wer die Arbeit besser oder wohlfeiler mache, sie mußten zu mir kommen, und wer wird mich nicht verdenken, wenn ich mir die Arbeit gut bezahlen ließ? Immer erhielt ich von ihnen den Lobspruch: „Nemse Engless hebre jabbar!“. — Der deutsche Engländer macht Alles. — Meine Werkstätte war, vorzüglich wenn ich Wagen anzustreichen hatte, zu klein, deshalb schlug ich sie auf der Straße auf und war immer von männlichen und weibli-

chen Zuschauern umgeben. Am meisten aber waren es Frauen, die oft Stunden lang bei mir stehen blieben, wenn ich anstrich, die Blumen und Zierrathen, die ich malte, bewunderten und sich oft an den Farben ihre niedlichen Finger beschmutzten. Sie waren so neugierig und naiv wie Kinder, und zeigten sich eben so begierig, alles, was ihnen gefiel, zu betasten. Ich sah darunter einige sehr schöne Gesichter, die ihre Schleier zuweilen etwas tiefer fallen ließen, als es erlaubt sein mochte, ja sie hatten sogar den Muth, mich zu fragen, ob ich ein Deutscher oder ein Russe sei, und ich bejahte natürlich das Letztere, weil die Russen von der Expedition her noch bei ihnen in gutem Andenken standen. Mir schien es, als würden sie sich nicht sehr grämen, wenn die Russen heute wieder kämen und ihre Männer zum zweiten Male aus Adrianopel jagten. So hatte ich fast täglich bei meiner Arbeit eine Unterhaltung, wenn auch meist nur eine stumme.

Eines Tages hatte ich den Wagen des Türken zu lackiren, den ich früher mit der Radachse zur Bezahlung gezwungen hatte. Schon stand er schattirt vor meiner Thüre, als mehrere Soldaten daran vorbei gingen, von denen der Eine, ein Unteroffizier, die Farbe mit den Händen abwischte und die Arbeit besudelte und, meinen Zorn verspottend, sich mit seinen Kameraden in eine Weinschenke begab. Kaum war eine Stunde vergangen, als der Unteroffizier wieder heraustrat, auf den Wagen zuging, mir frech befahl denselben anders wohin zu stellen und dabei mit beiden Händen die Farbe von den Speichen abstrich. Darüber im höchsten Grade erbittert, schlug ich ihn so derb ins Gesicht, daß er zu Boden stürzte. Im Aufstehen zog er den Säbel und drang damit wüthend auf mich ein. Zum Glück stand neben dem Wagen ein starker, drei Fuß langer Stock, der mir dazu diente, die Fensterladen meiner Werkstätte aufzuspreizen, den ich zur rechten Zeit ergriff. Während er nun von oben herein nach mir hieb, schlug ich ihn von unten hinauf damit so derb an die Hand

daß er den Säbel fallen ließ, zum großen Gelächter der übrigen Soldaten, die unserm Streite zuschauten. Wüthend und auf seine Gefährten schimpfend, hob er den Säbel auf, steckte ihn wieder ein und eilte fort, um die Wache zu holen. Diese folgte ihm jedoch nicht, weil sie glaubte, ich würde wieder eben so wenig bestraft werden wie bei dem frühern Excesse. Am andern Tage ging er zornig an mir vorbei, aber am dritten trat er freundlich in meine Werkstätte und nöthigte mich mit Gewalt ihm in eine Weinschenke zu folgen, um bei einem Glase Wein das Unrecht, das er an mir begangen und das er offen und ehrlich bekannte, wieder gut zu machen.

Meine Werkstätte war bald zum Versammlungsorte der Deutschen in Adrianopel geworden und alle zuwandernden Landsleute sprachen darin ein, und obwohl ich viel Ausgaben hatte, so war ich doch mit meiner Lage vollkommen zufrieden. Einst kamen zwei Schlosser, der eine aus Schlesien, der andre, Namens Auringer, aus Anspach, sammt einem Weber aus Oesterreich zu mir. Ich kaufte den Schlossern Werkzeug, und sie fingen an in Compagnie zu arbeiten; den Weber behielten sie als Zuschläger bei sich. Bald wurden jedoch dessen Forderungen hinsichtlich der Kost und des Lohnes so unverschämt, daß sie ihn fortschicken mußten. Zu meiner unaussprechlichen Freude besuchte mich auch ein Thüringer, der noch dazu nur wenige Stunden von meiner Heimath gebürtig war, nämlich aus einem Dorfe bei Langensalza. Er war ein junger schöner Mann, seines Gewerbes ein Tuchmacher, blieb einige Tage bei mir und verließ mit dem eben erwähnten Weber Adrianopel. Der Letztere ohne Geld, was in der Türkei viel sagen will. Sie beabsichtigten nach Jerusalem zu wandern. Der Tuchmacher besaß zwar noch einige Ducaten, aber wie weit kommt man damit in einem Lande, wo man keine Meistergeschenke zu empfangen hat! Bald nach ihrem Weggange entzweieten sich auch die beiden Schlosser, und obwohl ich ihnen alle Schmiede-

arbeit zuwies, so war doch an ein fertigen derselben nicht zu denken; denn der Schlesier lief lieber auf den Bazars herum und kaufte sich Früchte, die ihm besser schmeckten, als die Arbeit, während der Andre, der natürlich allein nichts fördern konnte, zu Hause müßig sitzen mußte. Bald darauf kamen wieder drei Deutsche, zwei Tischler aus dem Würtembergischen und ein Schlosser aus dem Braunschweigischen an, von denen Letzterer an die Stelle des sogleich entlassenen nächsigen Schlesiers eintrat. Einen der Tischler behielt ich bei mir; der Andre, Namens Köllner, wanderte nach Konstantinopel. Später traf ich in Smyrna und Alexandrien wieder mit ihm zusammen, von wo aus wir nach dem Sinai reisten. Der neue Schlosser blieb aber auch nicht lange; auch ihm schien die Sommerarbeit nicht zu gefallen. Er wünschte ebenfalls Konstantinopel zu sehen und ging dahin ab.

Um diese Zeit trat ein sogenannter englischer Bereiter in Adrianopel auf, der Hartmann hieß und aus Baiern stammte, sich jedoch nichtsdestoweniger für einen englischen Reitkünstler ausgab. Er hielt sich einige Wochen daselbst auf, gab aber seine Vorstellungen nicht in der Stadt, sondern auf einem Dorfe, das den Franken und den europäischen Consuln zum Sommeraufenthalt dient. Sie waren zahlreich besucht und fanden großen Beifall, weil dergleichen in jener Gegend noch nie gesehen worden war. Er hatte einen Knaben von etwa zwölf Jahren bei sich, den ich eines Abends sammt seinem Diener mit auf die Jagd nahm. Vor der Stadt an der ersten Brücke saßen auf dem Schornstein eines Hauses zwei Lachtauben. Auf einem freien Platze um dasselbe lagerten mehrere Bauern mit ihren Ochsenwagen, die mich wiederholt baten, ich möchte nach den Tauben schießen. Ich that's ohne Argwohn, und beide fielen auf einen Schuß vom Schornstein auf das Dach, wo sie liegen blieben. Immer noch ganz unbefangen fragte ich die Bauern, wer in jenem Hause wohne?

sie antworteten, das Haus gehöre Christen, wir möchten nur hineingehen und die Tauben vom Dache holen. Wir folgten der Weisung ahnungslos und gingen unangefochten durch den einen Vorhof nach dem zweiten, um hier auf das flache, etwa zwei Stockwerk hohe Dach zu steigen. Zwischen zwei Häusern klimmte der Knabe auf hervorstehenden Nägeln empor, ich half ihm, während der Diener im Hofe stehen blieb. Schon stand ich dem Dache gleich, auf welchem der Knabe nach der Beute suchte, als sich mit einem Male im Hofe ein furchtbares Geschrei erhob. Vier türkische Weiber kamen mit Stangen bewaffnet aus dem Hause und schlugen aus allen Kräften auf den Knecht, der, ohne sich lange zu besinnen, mit unsern Gewehren Hals über Kopf durch die Thüren Reißaus nahm. Bis dahin hatten uns die Weiber noch nicht bemerkt, leise rief ich dem Knaben zu, die Beute liegen zu lassen, und half ihm wieder herab, wobei wir Beide in der Eile leicht hätten Hals und Beine brechen können. So wie wir aus dem Zwinger hervortraten, stürzten die wüthenden Weiber auf uns los, ich aber riß schnell der Einen die Stange aus den Händen und parirte damit die Schläge der Andern, um nur den sich furchtsam an mich anschmiegenden Knaben zu schützen. Die in der That unbeschreibliche Wuth der Frauen rief das ganze Haus mit kreischenden Tönen auf. Unser Versuch, ebenfalls zu flüchten, wurde durch herbei eilende Türken vereitelt, die auch den fliehenden Diener in Empfang genommen hatten. Die Zahl unsrer mit Wort, Blick und Geberde drohenden Feinde mehrte sich von Minute zu Minute. Bald darauf kam eine Abtheilung Soldaten, die uns alle drei auf die Wachtstube brachten, weil sie nicht wußten, wohin anders sie uns bringen sollten. Mir wurde nicht wohl zu Muthe bei der Sache. Ich wußte, daß der englische Consul mit seiner Gattin, die einzigen beiden Wesen, die uns hätten retten können, verreist war, und mit den gräßlichsten Farben trat mir das Schicksal eines Griechen vor die

Seele, der wenig Tage zuvor gehängt worden war. Er hatte mehrere Jahre bei einem Türken in Diensten gestanden, die er mit denen eines andern Brodherrn vertauschen wollte, und forderte vom Erstern seinen rückständigen Lohn. Der niederträchtige Türke vermochte seine Frau, zum Richter zu gehen und den Griechen anzuklagen, er habe sie in Abwesenheit ihres Mannes verführen wollen. — Auf diese Weise wurde der Elende den drängenden Gläubiger los, der, ohne weiteres Verhör zum Strange verdammt wurde. Auf dem Hauptplatze der Stadt, der von einer Kreuzstraße durchschnitten wird, in welcher die Apotheke inmitten der schönsten Gewölbe und Läden liegt, steht ein Eckhaus, dessen zweites Stockwerk etwa drei bis vier Fuß hervorspringt und von schrägen Säulchen unterstützt ist, die den Türken zugleich als Galgen dienen. Das Haus gehörte einem Griechen, der im untern Stock ein reiches Gewölbe hatte. Ich befand mich gerade in diesem Theile der Stadt, wo nichts von einer Hinrichtung bekannt war, und war Zeuge, wie sechs Zigeuner Abends gegen 6 Uhr den Griechen, der schon den Strick um den Hals hatte, an dem Hause des reichen christlichen Kaufmanns aufknüpften. An den Wohnungen der Armen oder der Türken wird Niemand aufgeknüpft. Wenn die Execution vorüber ist, gehen die braunen Henkersknechte zum Eigenthümer des Ladens und fragen wie viel Piaster er geben wolle, damit der Leichnam sogleich wieder abgenommen werde. Bietet er ihnen nicht auf der Stelle drei bis vierhundert Piaster, so lassen sie ihn drei und mehrere Tage hängen, wodurch das Haus beschimpft ist, und die Käufer den Laden meiden, zahlt er aber, so wird die Leiche gleich denselben Abend wieder abgeschnitten, und nur Wenige haben etwas von der Execution gesehen.

Alle die Schreckensscenen jenes Abends traten mir vor die Seele, und ich dachte: „Was wird aus dir werden? Kann nicht ein schändliches Weib eine ähnliche Anklage wie gegen jenen Griechen auch ge-

gen dich vorbringen? Und wenn dies geschieht, wie bald wird dir dann der Strick über den Kopf geworfen sein!“

Eine Stunde ging mir in Angst und Pein vorüber, der Knabe weinte unaufhörlich, und der Knecht stand neben mir zitternd und zagend. Niemand ließ sich sehen, keiner unsrer Freunde wußte, wo wir waren, und wir konnten Niemand zu ihnen schicken, einmal, weil wir uns nicht verständlich machen konnten, und sodann, weil sich kein Türke hergegeben hätte, einen Gang für uns zu thun, auch wohl einen solchen nicht thun durfte. So waren wir jeder Anklage bloßgestellt und mußten uns in unser trauriges Schicksal ergeben. Doch die Hand der Vorsehung hatte auch hier wieder über uns gewacht, denn bald darauf erschien Herr Hartmann wie ein rettender Engel in unserm Gemache. Im Begriff, mit seinem Dragoman auszureiten, erfuhr dieser von einem türkischen Soldaten, was mit uns vorgegangen war, und wo wir uns befanden. Sie hatten uns gesucht und uns endlich gefunden. Nachdem ich Herrn Hartmann mit kurzen Worten der Hergang der Sache erzählt, fragte er bedenklich: „Was ist unter diesen Umständen zu thun?“ — „Leider nicht viel,“ gab ich zur Antwort, „da der englische Consul nicht anwesend ist. Eilen Sie jedoch zu seinem Secretär, Herrn Blunt, sagen Sie ihm, was sich zugetragen, und daß ich mit ihren Leuten dabei gewesen sei, ferner daß uns die Türken die Gewehre genommen hätten, von denen eins dem Consul gehöre, und bitten Sie ihn, er möge bestätigen, daß wir drei Verhafteten Engländer seien, und ein gutes Wort für uns einlegen. Hartmann gab seinem Pferde die Sporen und sprengte davon. Wenige Minuten darauf wurden wir von der Wache nach dem Hofe des Pascha abgeführt, diesmal jedoch nicht links nach den Gefängnissen, sondern rechts vor ihn selbst. Er wollte mit eigenen Augen die drei verwegenen Engländer sehen. Wir traten mit großer Bangigkeit in das Zimmer, wo der Secretär Blunt uns schon erwartete. Die Sache war bereits abgethan. Wir wur-

den freigesprochen, obwohl der Mann der türkischen Frauen, der ebenfalls zugegen war, viel von unsern Verbrechen erzählte, worauf jedoch der Pascha nicht achtete. Anfangs wollte man unsre Gewehre zurückbehalten, doch erhielten wir sie endlich und gingen, herzlich froh, auf diese Weise durchgekommen zu sein.

Die Jagd wurde indessen nicht eingestellt, und mehrere Tage hinter einander ging ich in Begleitung Hartmanns dem edlen Waidwerk nach, jedoch in den Gärten außerhalb der Stadt.

Lange standen wir eines Tags auf der ersten über die Maritza führenden Brücke und sahen den Flößern zu, die alle ihre Kräfte anstrengen mußten, um mit ihrem Floß unter der Brücke durchzukommen, da der Fluß nicht von gleicher Tiefe war. Am Ufer fiel uns eine Maschine in die Augen, die vorn schlittenartig gestaltet und hier zwei bis drei Fuß, hinten drei bis vier Fuß breit und etwa sechs Fuß lang war. Die Kufen, nur vier bis fünf Zoll stark, waren aus Kiefernholz und unten mit großen Feuersteinen besetzt, die anderthalb Zoll, die scharfe Seite nach außen, von einander standen und so fest in das Holz eingefügt waren, als wären sie mit demselben zusammengewachsen. Dies mochte daher rühren, daß die Steine unmittelbar nach der Fällung und Bearbeitung des Baumes eingesetzt worden waren und durch das allmählige Zusammenziehen des Holzes so fest gehalten wurden, daß sie selbst mit der größten Gewalt nicht ausgebrochen werden konnten. Dieses seltsame Geräthe war eine Dreschmaschine, von deren Anwendung ich mich jedoch nicht habe unterrichten können.

Von der Brücke gingen wir zu einer Mühle, die nach Art der unsrigen erbaut war, und von da zur zweiten Brücke, die zu dem mehrfach erwähnten Kaffehause führte und noch nicht ganz vollendet war. Nicht weit davon auf der Straße standen zwei Faustkämpfer, welche vor der gaffenden Menge ihre Kräfte sehen ließen. Beide wa-

ren Christen der dortigen Gegend und ihre Muskelkraft erstaunlich. Baarfuß und nur mit weiten kurzen Pantalons bekleidet, gingen sie gebeugten Kopfs gegen einander und suchten sich zu ergreifen, und wenn dies geschehen, rangen sie zum großen Ergötzen der Menge oft eine halbe Stunde lang, bis Einer von dem Andern überwältigt war. Wir sahen dem Schauspiele eine Zeit lang zu und entfernten uns dann, um unsre Jagdlust zu befriedigen.

Etliche Tage darauf ging Hartmann nach Konstantinopel, um vor dem Sultan zu spielen, und nicht allein dieser, sondern auch die anwesenden Gesandten fanden an seinen Reitkünsten das größte Wohlgefallen, so daß er über ein Jahr lang dort blieb und sehr viel Geld und ansehnliche Geschenke mit fortnahm.

Der Hanauer, mein Reisegefährte von Konstantinopel bis hierher, hatte sich wegen zu geringen Lohnes nicht so viel verdienen können, um mir seine Schuld zu bezahlen. Jetzt gedachte er wiederum nach der Wallachei zu reisen, und bat mich, mir das Geld schuldig bleiben zu dürfen, bis wir uns einst wieder sehen würden. Ich lachte über den naiv gutmüthigen Vorschlag, der gewiß ehrlich gemeint war, und da er ein artiger, braver und gutherziger Mensch war, der oft den letzten Pfennig aus der Tasche an einen ihn ansprechenden Armen gegeben hatte, so schenkte ich ihm das Darlehn. Mit Thränen in den Augen schied er von mir.

Unterdessen war der englische Consul wieder zurückgekehrt und hatte mich sogleich rufen lassen, weil an seinem Wagen mancherlei zerbrochen war. Er hatte bereits mein letztes Abenteuer erfahren und warnte mich, nie wieder Tauben vom Schornstein zu schießen, noch in die Häuser der Türken zu gehen. Dabei erkundigte er sich nach den Schlossern und den andern Gehülfen. Auf meinen Bericht, daß die andern weiter gegangen, und nur noch der bairische Schlosser da sei, der aber nicht arbeiten wolle, machte er mir den mich sehr

überraschenden Vorschlag, zu ihm zu ziehen, täglich mit ihm und seiner Frau, trotz ihres zitternden Hauptes, auf die Jagd zu gehen und ganz und gar bei ihm zu bleiben. Ja er erklärte, er wolle mich an Kindesstatt annehmen, und war so gütig, mir noch einen monatlichen Lohn anzubieten, wenn ich die Gefälligkeit haben wollte, ihm Gesellschaft zu leisten. Ich versprach ihm am dritten Tage bestimmte Antwort zu sagen und verließ ihn erfreut über die herrlichen Aussichten für die Zukunft, die mir der vortreffliche Mann eröffnet. Welch ein glückliches Loos sah ich vor mir ausgebreitet, wie ich es in meinen kühnsten Träumen nicht gehofft! Ganz freudetrunken ging ich umher und machte mir die wunderlichsten Pläne. Aber meine schönen Luftschlösser lösten sich bald in Nebel auf. Am dritten Tage erfuhr ich, daß der Consul an der Pest krank liege, die ein Türke aus Konstantinopel mit hierher gebracht und am vierten verbreitete sich das Gerücht, daß er, wie ich bereits oben erzählt habe, als das erste Opfer dieser schrecklichen Krankheit gefallen sei. Diese Nachricht schmetterte mich nieder und verbreitete Schrecken und Furcht in der Stadt, die seit vielen Jahren von der Pest nicht heimgesucht worden war, und Niemand war zu bewegen, den Todten aus dem Hause zu schaffen, obgleich man demjenigen 300 Piaster bot, der sich diesem Geschäfte unterziehen wolle. Endlich verstanden sich einige betrunkene Russen dazu, und noch an demselben Abende wurde der liebenswürdige und von Allen geachtete Mann, gleich einem Stück Vieh, auf den nächsten vor der Stadt gelegenen Anger gebracht und eingescharrt. Mit ihm meine schnell und üppig erblühten Hoffnungen. Ich verlor an diesem Manne einen Gönner, wie ich auf Erden keinen Zweiten gefunden habe. Sein mir unvergeßlicher Name war Döbles. Auf die Nachricht, daß die Pest ausgebrochen sei, standen auf einmal alle Geschäfte und auch das meinige still, denn Niemand wollte mehr et-

rascht zu sehen, sagte er mir, ehe ich ihn noch fragen konnte: „Der im Vorhofe liegende Soldat ist heute an der Pest gestorben. Mein Vater hat viele Jahre diese Länder während der Pestzeit durchreist und ist 80 Jahre alt geworden, ohne jemals einen Anfall von derselben zu erleiden, weil er sich durch das Mittel, das Sie mich so eben haben anwenden sehen, beständig davor geschützt hat.“ — Und in der That ist das Trinken des eignen Urins das beste Präservativ gegen die Pest, und ich habe es an mir selbst erprobt, als ich später einen Anfall der Krankheit erlitt.

Am Tage vor meiner Abreise überreichte ich dem Secretär des verstorbenen englischen Consuls eine noch unbezahlte Rechnung über seine zuletzt ausgebesserten Wagen. Er stellte sie der Wittwe zu, die in ein Gartenhaus gezogen war; statt der Zahlung erhielt ich aber den seltsamen Bescheid, daß bereits der Schlosser ihrem Manne eine Rechnung überbracht, nach deren Empfang er sogleich erkrankt sei, daß wir also die Schuld an seinem Tode trügen, der sie so arm und elend gemacht und daß es unverschämt von mir sei, noch eine Zahlung in Anspruch zu nehmen. Aufgebracht über solche Antwort erklärte ich dem Secretär, daß man in der Stad recht wohl wisse, daß ein aus Konstantinopel zurückkehrender Türke den Stoff der Kranheit in das Haus des Consuls gebracht habe, und nicht der Schlosser, ja und wenn dieser unbewußt den Peststoff in seinen Kleidern gehabt habe, so sei dies doch kein Grund, mir die Zahlung einer Rechnung zu verweigern. Hätten wir es uns nicht auch gefallen lassen müssen, wenn der Consul uns die Pest ins Haus gebracht und wir daran gestorben wären? Dem Armen sei sein Leben so lieb, wie dem Reichen! Der Secretär mochte wohl einsehen, daß ich Recht hatte; auf meine Bitte, mein Wanderbuch zu visiren und die bestimmte Erklärung, daß ich morgen abreisen würde, auch wenn

ich das rückständige Geld nicht erhielte, bestellte er mich Nachmittags wieder zu sich. Zwar ging ich hin, erwartete aber nichts, um so größer war mein Erstaunen und meine Freude, als mir der ehrliche Secretär die Rechnung mit Abzug einiger Thaler bezahlte und mir eine glückliche Reise in seinem und seiner Herrin Namen wünschte.

Nach und in Smyrna.

Sehnsucht nach dem heiligen Lande. — Aufbruch. — Seltsame Reisegesellschaft. — Aufenthalt in Fero. — Ein griechischer Brautzug. — Ein Waldbrand. — Suffle. — Jenidje. — Abschied von meinen Gefährten. — Zweite Seefahrt. — Unerwartetes Wiedersehen. — Ankunft in Smyrna. Kaffeehaus eines Schweizers. — Hexerei. — Erneuerung einer alten schlechten Bekanntschaft. — Physiognomie von Smyrna. — Entbehrlichkeit der Wagner. — Die englische Missionsanstalt. — Getaufte Juden. — Industrie Smyrnas. — Nahrungsmittel. — Spaziergänge. — Wasserleitung. — Warmes Bad. — Hirtenvolk. — Das Grab eines Hadschi. — Türkisches Jagdverfahren. — Das Schlachthaus. — Meine Spelunke. — Ermordung eines deutschen Tischlers. — Scheußliches Bacchanal. — Mord und Raub. — Ein besseres Logis. — Feuer in der Stadt. — Unlandsmannschaftlichkeit der Deutschen. — Die beiden Klempner. — Verirrung in der Stadt. — Schlimmere Verirrung im Gebirge.

Der Gedanke, nach jenem heiligen Lande der höchsten und herrlichsten Offenbarung Gottes und der himmlischen Erlösung der Menschheit zu wandern und die Stätten alle zu besuchen, die der Weltheiland, als er im Fleische gewandelt, betreten, und denen er den unvergänglichen Stempel der Erhabenheit und Heiligkeit für alle Zeiten aufgedrückt, war wie ein zündender Funke in meine Seele gefallen,

der Drang der Sehnsucht nach Osten, dem Lande des Aufgangs alles Lichtes und aller ewigen Wahrheit hatte sich meines ganzen Wesens bemächtigt, und ich dachte nicht mehr daran, jetzt schon in das deutsche Vaterland zurück zu kehren. Ich fühlte das geistige Bedürfniß, das Vaterland der ganzen Christenheit erst zu besuchen und an der Stelle zu beten, wo mein Erlöser sein Blut auch zu meinem Heile vergossen hatte. Die kleine Reisegesellschaft, als deren Mitglied ich Adrianopel am 8. November 1832 verließ, war allerdings merkwürdig genug: der verschmitzte Italiener mit seiner Drehorgel, die den Orientalen das nie gesehene, belustigende Schauspiel der tanzenden Figuren darbot, der alte Armenier als Dolmetscher des Italieners, ein nicht minder durchtriebener Abenteurer als sein Brodherr, meine Wenigkeit und endlich ein Prachtexemplar von Esel, der unsre Habseligkeiten auf einem zweirädrigen Kärrnchen transportirte. Die Zusammenstellung konnte in der That nicht wunderlicher sein.

Wohlgemuth schritten wir, vom schönsten Herbstwetter begünstigt, auf der Straße nach dem 24 Stunden von Adrianopel entfernten und am mittelländischen Meere gelegenen Städtchen Jenidje dahin. Mir war leicht und froh zu Muthe, und meine Reisegefährten waren sehr unterhaltend, der Esel nicht ausgenommen. Unsre erste Nacht beschlossen wir in einem der zahlreichen Bauernhöfe zuzubringen, die wir gegen Abend auf einer Anhöhe liegen sahen. So wie wir in einen derselben traten, liefen die Bewohner herbei und konnten sich über unsre Equipage nicht genug verwundern; sie schienen dergleichen in ihrem Leben noch nicht gesehen zu haben. Auch wir selbst waren ihnen ein Gegenstand der höchsten Verwundrung; sie wollten durchaus wissen, was der Leierkasten enthalte. Wir hüteten uns aber wohl, ihnen etwas vom Inhalte desselben merken zu lassen, denn sonst würden wir sie die ganze Nacht hindurch nicht los geworden sein. So wie der Morgen grauete, waren schon alle wieder auf den Beinen,

wir aber zogen unsre Straße weiter durch die Gegend, die mit jeder Stunde öder und einsamer wurde und darin die Orte immer weiter und endlich Tagereisen weit von einander liegen. Endlich gelangten wir zu einem auf einem hohen felsigen Berge gelegenen Städtchen, Fero mit Namen. Rings um dasselbe zog sich ein Kanal, und es soll, was sich noch jetzt aus den Ruinen kund gibt, ehemals eine bedeutende Festung gewesen sein. In den Felsenkammern sind die leeren Schießscharten noch zu sehen, aber die Festungswerke liegen meist in Trümmern, die, aus der Ferne gesehen, eine große Aehnlichkeit mit dem gleichischen Schloß Wachsenburg unweit Gotha haben. Nachmittags daselbst angekommen, nahmen wir unser Quartier in einer griechischen Weinschenke und schickten sogleich den Dolmetscher nach dem Richter des Städtchens, um die Erlaubniß einzuholen, unsre Orgel spielen zu lassen. Gleich darauf kam der Gestrenge selbst mit seiner Umgebung, war höchst erfreut über die Probe, die der Italiener vor ihm ablegte und beschied uns gegen Abend in sein Haus, um vor seinen Weibern zu spielen. Wir stellten uns zur bestimmten Zeit ein, die Frauen erschienen verschleiert im Saale und unsre Musik begann. Die heftigste Neugierde, das unmäßigste Erstaunen that sich in allen Worten und Bewegungen der Weiber kund, und der Armenier ließ fort und fort seine Stimme ertönen, immer wieder von Neuem befragt. Vor dem Hause mehrte sich unterdessen die Volksmasse von Minute zu Minute. Sobald die Frauen, hocherfreut über das Gesehene und Gehörte, das Zimmer wieder verlassen hatten, gab der Richter Erlaubniß, alle die, welche vor dem Hause zusammengelaufen waren, einzulassen, und bald war die Stube mit Zuschauern so überfüllt, daß wir selbst kaum Platz hatten. Der Italiener drehte, während der Armenier das Geld einnahm und der neugierigen, staunenden Menge die tollsten Erklärungen der Figuren gab. Es war Abend geworden, als wir vom Hause des Richters nach der Wein-

schenke zurückgingen; unterwegs glitt der Dolmetscher aus und verrenkte sich fallend den Fuß. Dieser Umstand nöthigte uns noch einen Tag im Städtchen zu bleiben. Am andern Morgen belagerte eine neugierige Menge das Haus, und nun drehete ich die Orgel, während der Italiener erklärte und das Geld einnahm. Bald wurde unsre Musik durch die einförmigen Töne einer andern unterbrochen, die man auf der Straße einem hohlen, mit mehreren Saiten bespannten Kürbis entlockte. Diese Musik ging dem Hochzeitzuge einer schönen Griechin voran, die mit einem zahlreichen Gefolge von Gästen am Hause vorüberschritt. Sie wurde von zwei Freundinnen geführt, und ihr Bräutigam in der Mitte von zweien seiner Freunde folgte ihr nach. Der Kopfputz der Braut bestand aus Schnüren zusammengerollter Ducaten, die über einander bis zum Ohre herabgingen und von dem Halse über die Brust in zwei Reihen bis zu den Knieen herabfielen. Jede dieser Schnüre mochte wohl funfzig Ducaten enthalten. Ihre ausgezeichnete Schönheit wurde durch diesen Schmuck noch mehr gehoben. Die Brautführerinnen und die übrigen Hochzeitgäste waren im schönsten Schmuck, der nach ihren Verhältnissen mehr oder minder reich war.

Gegen 9 Uhr des andern Morgens verließen wir, den Dolmetscher, der seinen Fuß noch nicht wieder brauchen konnte, zurücklassend, das Städtchen, in welchem wir eine treffliche Einnahme gemacht. Unser Weg führte über eine große baufällige Brücke in ein enges Thal, auf dessen linker Seite sich ein prächtiger Eichenwald hinzog, während rechts Heerden von Schaafen und Ziegen weideten. Mehrere Stunden waren wir auf der Straße, die bald durch den Wald, bald am Saume desselben hinführte, gewandert, als wir aus der Ferne eine ungeheuere Rauchwolke und eine große Feuersäule gewahrten. Wir glaubten, daß ein ganzes Dorf brenne. Als wir jedoch näher kamen und kein Haus sahen, nahmen wir als gewiß an, daß

das ganze Dorf bereits ein Raub der Flammen geworden sei, aber wir hatten uns getäuscht. An einer lichten Stelle angelangt, sahen wir, daß der Wald brannte und bereits eine weite Strecke ein dampfender Aschenhaufen war. Es blieb uns nichts übrig, als über den heißen Boden, an verdorrten Gebüschen und unter brennenden Bäumen hinweg, deren herabfallende Aeste uns jeden Augenblick zu erschlagen droheten, weiter zu wandern. Nach einer Stunde dieses höchst gefährlichen Marsches gelangten wir wieder ins Freie auf unbebautes Feld. Zu unsrer Linken zog sich ein schönes, wohl eine Stunde langes Thal hin, aber nirgends erblickten wir eine angebaute Stelle, die uns die Nähe einer menschlichen Wohnung verrathen hätte. So wanderten wir weiter bis der Abend hereinbrach und wir ein Stoppelfeld sahen. Wir schlossen daraus, daß wir uns in der Nähe eines Ortes befanden, aber kein Mensch war zu sehen, den wir nach dem Wege hätten fragen können. Auf gut Glück erstiegen wir eine Anhöhe, ein Licht dämmerte uns von weitem entgegen; wir steuerten darauf los und kamen bald in dem Städtchen Suffle an, wo wir abermals in einem griechischen Kaffeehause mitten in der Stadt unser Lager aufschlugen. Am andern Tage lockten die Töne unsrer Orgel die ganze Stadt herbei, unsre Beutel füllten sich, und Abends traf auch der Dolmetscher, den wir in Fero zurückgelassen hatten, wieder bei uns ein, um mich von dem für ihn übernommenen Geschäfte abzulösen. Am Morgen schieden wir von dem ärmlichen Städtchen, und erreichten Nachmittags Jenidge, unmittelbar am mittelländischen Meere, dessen Wasserspiegel wir schon einige Stunden zuvor gesehen hatten. Das Städtchen liegt in einer sehr rauhen, unfruchtbaren Gegend, in der weder ein Garten angelegt, noch ein Acker bebaut ist. Die Einwohner ernähren sich kümmerlich durch einen unbedeutenden Seehandel, den sie an den Küsten treiben, da große Schiffe in den Hafen nicht einlaufen können. Meines Bleibens konnte hier nicht sein, ich sah mich

daher nach einem Schiffe um, und fand schon am zweiten Tage eins, welches nach Smyrna abzusegeln bereit stand. Es war mir hier eine angenehme Gelegenheit geboten, die erste und größte Handelsstadt Kleinasiens zu sehen, und ich zögerte keinen Augenblick, sie zu benutzen. Obwohl die Jahreszeit zu einer solchen Reise nicht günstig war, so wurde ich doch mit dem Kapitän des Schiffes, einem Griechen, dessen Mannschaft ebenfalls aus Griechen bestand, um den Preis von zwei Ducaten und Selbstverköstigung für die Fahrt einig. Außer mir befand sich nur noch ein Passagier auf dem Schiffe, ein griechischer Kaufmann, der eine Ladung Taback nach Smyrna brachte. Ich nahm von meinen beiden zeitherigen Reisegefährten, die mich in den Hafen begleitet hatten, den herzlichsten Abschied und ging an Bord des Schiffes, das am andern Morgen die Anker zu lichten beschlossen hatte.

Am Morgen des 26sten November 1832 trat ich meine zweite Seereise mit ähnlichen Gefühlen, wie meine erste, an, obwohl ich mir damals vorgenommen hatte, nie wieder zur See zu gehen. Aber was nimmt sich ein junger Mensch nicht Alles vor! Die Gefahren und das Ungemach der ersten Seereise erschienen mir wie ein Traum, der nur noch in dunkeln Bildern vor meiner Seele stand. Meine Sehnsucht trieb mich dem Lande der Verheißung zu, und ich baute auf die Allmacht dessen, der unser Aller Schicksal lenkt und ohne dessen Hülfe ich schon längst untergegangen wäre. Aber nicht nur der höhern unsichtbaren Hand soll sich der Mensch überlassen, er soll selbst lenken an dem Schifflein seines Lebens, wie unser griechischer Kapitän, der nie das Steuerruder aus der Hand gab, wenn er sah, daß es Noth that, und außerdem noch ein tüchtiges Kommando zu führen wußte, dem die fleißigen erfahrenen Seeleute auf der Stelle nachkamen.

Das Meer war von Jenidje aus nicht sehr breit, und wir landeten

Abends auf der gegenüber liegenden Küste, wo der Kapitän noch eine größtentheils aus Wallnüssen bestehende Ladung einnahm. Die Ufer waren mit einem Walde von Wallnuß-, Oliven- und Granatäpfelbäumen besetzt, deren verschiedenartiges, bald dunkleres, bald helleres Grün malerisch zu einander abstach. In der Frühe des andern Morgens segelten wir weiter an den zahlreichen Klippen und Untiefen der Inseln des Archipels vorbei, der nur mit kleineren Schiffen ohne Gefahr zu passiren ist, und erreichten am dritten Tage die Mündung des Hellespontes, wo wir die Kanonen der beiden Dardanellenschlösser deutlich von unserm Schiffe aus sehen konnten. Das Meer war mit Schiffen übersäet, mehrere segelten nach Konstantinopel, die meisten kamen jedoch von dort her, und mußten gleich uns den von zwei Inseln gebildeten Engpaß passiren. Rechts auf der Küste lag ein kleines Städtchen, dessen Name mir entfallen ist, links war der Horizont durch ein Gebirge geschlossen, dessen höchsten Gipfel Wolken umhüllten. Wir waren von Klippen umgeben, die in allerlei Gestalten aus dem Meere hervorragten, und landeten, da wir zu weit vom festen Lande entfernt waren, nicht eher als am achten Tage, wo wir früh zwei Uhr in den Hafen einer nicht unbedeutenden Stadt*) einliefen, um Schutz vor dem Sturme zu suchen, der während der Nacht ausgebrochen war. Ich glaubte, wir hätten Smyrna schon erreicht, aber der Kapitän belehrte mich eines Andern. Im Hafen des Städtchens lagen viele Schiffe vor Anker, und Consuln von fast allen Nationen waren daselbst zu finden. Gegen vier Uhr verließen wir den Hafen wieder und landeten Nachmittags, da der Sturm sich nicht gelegt hatte, bei einem kleinen Städtchen am gegenüberliegenden Gestade**).

*) Wahrscheinlich Kidonia an der kleinasiatischen Küste, der Insel Metelino (Lesbos) gegenüber. d. H.

**) Jedenfalls der Insel Metelino. d. H.

Ich trat daselbst ans Land und der Erste, der mir begegnete, war ein griechischer Matrose, der die gefährliche Reise auf dem schwarzen Meere mit mir gemacht hatte, und sich außerordentlich freuete, mich hier gesund und wohl wieder zu sehen. Meine Freude war nicht geringer, als die seinige, und wir brachten die halbe Nacht in einem Kaffeehause zu, wo wir beim Weine die Gefahren unsrer frühern Reise noch einmal in der Erinnerung durchlebten.

Am andern Tage 12 Uhr erblickten wir Smyrna, und um 4 Uhr gingen wir in seinem geräumigen Hafen vor Anker, und ich setzte zum zweiten Male meinen Fuß in Asien ans Land. Mein erster Gang war, mir ein Quartier zu suchen, wohin ich mein Gepäcke vom Schiffe bringen lassen konnte, und kaum war ich einige Schritte gegangen, als ein alter Italiener, der, wie er vorgab, früher Schiffskapitän gewesen war, auf mich zukam und sich erbot, mich in die Wohnung eines Deutschen zu bringen. Ich nahm sein Anerbieten mit großem Danke an, und auf dem Wege dahin erzählte er mir mit der größten Aufrichtigkeit, daß er früher reich gewesen wäre, jetzt aber so arm sei, daß er für sich und seine Familie heute nichts zu essen habe, und sprach mich um ein Gabe an, indem er mich für einen großen Herrn halten mochte. Ich belohnte seine Mühe mit einem Kopfstücke, sagte ihm aber, daß ich kein Baron, sondern nur ein armer Handwerker sei, der das Seinige zu Rathe halten müsse, um nicht selbst Hunger zu leiden. Sich höflich für meine Gabe bedankend, brachte er mich in ein kleines Kaffeehaus, dessen Wirth, ein Schweizer, sich hier verheirathet hatte. Da ich darin nicht übernachten konnte, so erlaubte mir mein Halblandsmann wenigstens mein Gepäck bei ihm unterzubringen und rieth mir dringend, es sogleich holen zu lassen, weil sich die kleinen Schiffe nur kurze Zeit im Hafen aufhielten. Nachdem ich für den auffallend billigen Preis von 6 Hellern ein Glas Wein mit meinem Führer getrunken hatte, eilte ich in den Hafen

zurück und zog den Beutel, um dem Kapitän die bedungenen zwei Ducaten zu zahlen; aber siehe da, sie waren zu meinem schmerzlichen Erstaunen, ich wußte nicht wie? daraus verschwunden, während das übrige kleine Geld noch darinnen war. Mir blieb daher nichts anders übrig, als eine der Kisten zu öffnen und Geld zur Bezahlung des Kapitän heraus zu nehmen. In des Schweizers Kaffeehaus zurückgekehrt, wohin die Matrosen mein Gepäck gebracht hatten, erzählte ich dem Wirthe, welchen Verlust ich gehabt hatte, und dieser wollte mir in allem Ernste aufreden, daß der Italiener die Ducaten durch Sympathie aus meinem Beutel gelockt, als ich ihn geöffnet, daß dieser Mensch es schon Mehreren so gemacht habe, und in der ganzen Stadt als ein Zauberer und Hexenmeister verschrieen sein. Ich lächelte zu seiner ernsten Rede, denn meine Ducaten waren fort, sie mochten nun verloren oder verhext sein. Kaum hatte ich mich in der Herberge niedergelassen, als ein getaufter Jude hereintrat, der mir in Konstantinopel auf meinem Gange zum Großvezir als Dolmetscher gedient hatte. Er war seiner Profession ein Schneider, hatte in Konstantinopel wenig Arbeit gefunden und war, nach dem Ausbruche der Pest dort, hieher gekommen, um sein Brod zu verdienen. Ich bat ihn, mir ein Quartier zu verschaffen, in welchem ich eine Werkstätte aufschlagen und arbeiten könnte, und er war so gütig, mir einstweilen sein Haus anzubieten. Dankbar nahm ich sein freundliches Anerbieten an und wollte sofort mit meiner Habe aufbrechen. Aber der Wirth, dem ich das Gepäck abverlangte, erwiederte lächelnd, er wolle es noch einige Tage beherbergen, ich möchte mir einstweilen ohne Bündel dem Juden folgen, bis ich ein eigenes Quartier, an dem hier kein Mangel sei, gefunden habe. Ich verstand den Wink meines Schweizers, und schon am ersten Tage sah ich, daß ich mich in dem Hause eines Kupplers befand, der mit den Reizen feiler Dirnen, so mit denen seines eigenen Weibes einen schmählichen Handel trieb. Gern hätte ich das Haus auf der Stelle verlassen,

für den Augenblick aber eines andern Obdachs entbehrend, mußte ich wohl bleiben, und benutzte die wenigen Tage meines Aufenthalts, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen.

Smyrna ist die Hauptstadt der Levante und liegt auf sehr unebenen Boden in einer gebirgigen, doch meistentheils sehr fruchtbaren Gegend, die jedoch nicht hinreichend angebaut ist. Ein Theil der Häuser zieht sich an einem Berge empor, dessen Gipfel die Trümmer einer Burg aus Smyrmas glorreicher Zeit krönen. Von der Pracht und Herrlichkeit des alten Smyrna, von der die Geschichte so viel erzählt, ist nichts mehr zu sehen; die jetzige Stadt sieht aus, wie jede andere türkische. Die Straßen sind eng, winkelig, nur nothdürftig gepflastert und an einigen Stellen überbaut, damit kein hereindringender Sonnenstrahl den Waaren der Kaufleute schade. Durch diese Dächer über den Straßen ist es in denselben während der Sommerhitze zwar sehr kühl, aber auch sehr dunkel, und nicht selten ist der Fußgänger in Gefahr, von einem Kameele, das nicht nur auf dem Rücken, sondern auch an beiden Seiten beladen ist, an den Häusern erdrückt zu werden, wenn er ihm nicht bei Zeiten ausweicht. Oft geschieht es auch, daß sich in der Mitte einer solchen engen Straße zwei Kameele begegnen, die sich nicht ausweichen können, und in einem solchen Falle bleibt den Treibern nichts anders übrig, als die Thiere abzuladen, um sie an einander vorbei bringen zu können, da sie nur selten rückwärts gehen. Zwar tragen sie große Glocken am Halse, aber der Klang derselben verhallt in dem Getöse der Straße, ihre Hufe sind nicht beschlagen, um ein Geräusch machen zu können, und das warnende Schnalzen mit der Zunge lassen sie nur hören, wenn sie guter Laune sind.

Die einzige schöne Straße ist die Frankenstraße unweit des Hafens, in welcher meist Europäer ansässig sind. Sie enthält die ansehnlichsten Häuser der Stadt, und darin wohnen die Consuln aller

europäischen handeltreibenden Nationen. Ich begab mich zum österreichischen Consul, um mich unter seinen Schutz zu stellen, und fragte ihn, ob ich hier mit meiner Profession Arbeit finden würde. „Schwerlich!" gab er mir zur Antwort, „es müßte denn beim englischen Consul sein." Sogleich suchte ich diesen auf, erhielt aber auf meine Anfrage folgende Antwort: „Wohl habe ich, mein Bester, mir drei Wagen mitgebracht, aber nicht gewußt, daß hier die Straßen so eng sind, daß man keinen Gebrauch davon machen kann. Soll ich aber den Wagen erst stückweise vor die Stadt bringen lassen, und bis dahin zu Fuß und wieder zurückgehen, so ist das ein schlechtes Vergnügen." — „Da haben Sie recht, Herr Consul," antwortete ich und ging wieder meines Weges.

Die Einwohner Smyrnas, etwa 130,000 an der Zahl, bestehen aus Muhamedanern, Juden, Griechen, Armeniern und andern Nationen, die hier in einem weit freieren Verkehre zu einander stehen und duldsamer sind, als in andern türkischen Städten. Es ist kaum zu bezweifeln, daß zu dieser gegenseitigen Toleranz die Missionsanstalt, welche die Engländer hier errichtet haben, das meiste beiträgt, indem die würdigen Geistlichen derselben nicht nur in die entferntesten Theile der Erde ziehen, um die Lehren des Heilands zu verbreiten, sondern auch in Smyrna selbst die glücklichsten Versuche, Juden und Türken zu bekehren, gemacht haben. Und wie diese Missionsanstalt, in welcher Jeder, wes Glaubens er auch sein möge, zu gewissen Stunden des Tages freien Zutritt hat, für das Heil der Seele, so sorgt die damit verbundene freie Heilanstalt für das des Körpers. Jeder Kranke oder Arme erhält einen Arzt und die Arzeneien kostenfrei, und damit einem Jeden geholfen werden könne, ist außer den Geistlichen noch ein aller Sprachen kundiger Dolmetscher angestellt. Der Doctor, so wie der Apotheker der Anstalt waren getaufte Juden, die sich früher nur kümmerlich hatten ernähren können und jetzt gemachte Leute waren. Die

Bedienung des Hauses bestand ebenfalls aus Juden, welche sich erst taufen lassen wollten. Sie redeten mich in deutscher Sprache an und fragten ängstlich nach dem Ceremoniel der bevorstehenden Taufe, da der getaufte Jude, mein kupplerischer Wirth, ihnen davon die albernsten Dinge erzählt und dadurch mehr ihre Angst, als ihre Neugierde erregt hatte, so daß der Eine und der Andre furchtsam auf den Rückzug dachte. Ich schenkte ihnen reinen Wein ein, und ihr ziemlich gesunkener Muth erhob sich wieder durch meine Zusprache. Dennoch bleibt eine solche Bekehrung immer bedenklich; und wenn auch die Erfahrung gelehrt hat, daß aus Heiden und Türken zuweilen gute Christen geworden sind, so wird es doch nie gelingen, einem Sohne Israels von der Reinheit der christlichen Lehre und der Verkehrtheit und Nichtigkeit des veralteten und leeren Formenwesens, aus welchem das Judenthum im Oriente besteht, zu überzeugen. Leider muß ich freilich hinzusetzen, daß das Christenthum gerade in den Ländern, von wo es zuerst ausgegangen, kaum besser ist. Es thäte sehr Noth, daß erst die Christen dort über die wahre Bedeutung der Religion, zu welcher sie sich dem Namen nach bekennen, belehrt würden. Meine Meinung ist, daß in jeder Religion ein göttliches und sittliches Element liege, das, richtig erkannt und befolgt, ihre Bekenner zu Kindern Gottes mache, und so sollte denn jeder seines Glaubens leben, und man sollte Keinem verwehren, seinen eignen Weg zu seinem Himmel zu gehen.

Das gemeinschaftliche Band, welches die verschiedenartigen Einwohner Smyrnas so fest zusammenhält, ist der Handel, der jedoch meistentheils in den Händen der Juden, Armenier und Christen ist. Ebenso bedeutend sind die Fabriken in Seide, Baumwolle und Saffian, die ihre Produkte in alle Theile der Welt versenden, und die Färbereien und Teppichwebereien, von denen die erstern das berühmte türkische Garn, letztere die bunten Farbendecken liefern, die eben so

wohl durch ihre Pracht, als durch ihre Wohlfeilheit beliebt sind. Geht man durch die Bazars, so staunt man über die ungeheuere Menge von Naturprodukten, die hier aufgespeichert sind. Hier Rosinen, die aus den getrockneten Beeren der Weintrauben bestehen, die man selbst im Winter noch frisch und um den billigsten Preis haben kann, dort getrocknete Feigen, an einem andern Orte Pommeranzen und Citronen, die erst um die Weihnachtszeit ihre völlige Reife erhalten; von allen diesen Produkten gehen ganze Schiffsladungen in alle Theile der Welt. Gleiche Bewunderung erregen die Massen der verschiedenartigsten Fische, Krebse, Muscheln, Meerspinnen und andrer Seltenheiten, die auf dem nahe am Hafen befindlichen Fischplatze zum Verkaufe ausgelegt sind. Manche Arten derselben, vorzuglich die Meerspinnen, die, ein Pfund schwer, von den Einwohnern geröstet und dann gegessen werden, haben ein scheußliches Ansehen. Aber so wie die Menschen unter einander verschieden sind, so auch der Geschmack derselben, und während die Bewohner diese Spinnen als Delikatesse verzehren, bleiben die schönsten Ochsenzungen, die in Europa so sehr gesucht und beliebt sind, von ihnen unbeachtet hängen. Die bemittelten Einwohner kaufen nur die Lunge und Leber des geschlachteten Rindviehs für ihre Hunde, während die Zungen für die Armen ein gutes und hinreichendes Nahrungsmittel wären. Dagegen werden hier viele Schweine geschlachtet, die in den Straßen, vorzüglich in der Frankenstraße, ausgehängt werden, ohne daß die Türken solches verbieten können, wie es in Adrianopel der Fall war. Auch sieht man daselbst eine Menge von wilden Schweinen, die von den Türken geschossen und an die Franken verkauft werden, nachdem sie ihnen zuvor die Haut abgezogen haben. Diese breiten sie auf die Straße aus und verwenden sie dann, wenn sie eine Zeit lang darin gelegen und durch die Füße der darüber Hingehenden recht mürbe geworden sind, zu andern mir unbekannten Zwecken.

Einer meiner liebsten Spaziergänge war nach dem Hafen, der sich von Weitem besser ausnimmt, als in der Nähe, da die ihn umgebenden Häuser eben kein besonders freundliches Ansehen haben. Er ist kleiner als der zu Konstantinopel, wenn er ihm auch hinsichtlich des Lebens und Treibens nicht nachsteht. Oft stand ich stundenlang in dem wirren Gedränge, den Blick auf das Meer gerichtet, und ergötzte mich, wenn die Kanonen der im Hafen stationirenden Schiffe ein neues einlaufendes mit ihrem Donner begrüßten oder einem auslaufenden ihre weit hinschallenden Abschiedsgrüße nachsendeten, oder wenn zur Geburtstagsfeier eines Königs oder Kaisers die Schiffe im Schmucke ihrer Wimpel und Flaggen den frohen Tag ihres Gebieters dreimal mit hundertfacher Salve begrüßten.

Geht man durch eine der Straßen des Stadttheils, der sich am Berge empor zieht, so kommt man zu den Trümmern eines alten Schlosses, das den Gipfel der Höhe krönt, und hinter demselben thalwärts zu einer Wasserleitung, bei deren Anblick der menschliche Geist in Staunen und Ehrfurcht geräth. Sie ist auf künstlichen Schwibbogen von einem Berge zum andern erbaut, gegen 50 Fuß hoch und 3 Fuß breit, ein Wunderwerk aus Smyrnas Vorzeit, das noch heute seinen Zweck erfüllt: das frische klare Bergwasser auf dem nächsten Wege nach der Stadt zu führen, wo es in den Brunnen aller Straßen sprudelt. Links von den Trümmern des alten Schlosses gelangt man zu den Bergen, welche wegen ihrer gleichen Höhe und Gestalt „el due fratelle“ (die beiden Brüder) genannt werden. Sie liegen unweit des Kastells, das den schmalen Eingang in den Hafen Smyrnas schützt. Nicht fern von dem eben erwähnten eine Meile von der Stadt entfernten Kastelle findet man eine warme Quelle, die mit einem zum Baden bequemen Häuschen überbaut ist. In das darin befindliche geräumige Becken kann der Badende aus zwei messingenen Hähnen nach Belieben warmes und kaltes Wasser einlassen. Ersteres ist

jedoch nicht so warm, daß man nicht darin die Hand erhalten könnte. Von hier nach Smyrna zurückkehrend, kam ich mit einigen Begleitern zu einer grossen auf grasreicher Trift weidenden Heerde, deren Eigenthümer ruhig unter ihren Zelten lagen. Es ist ein friedliches Hirtenvölkchen, dessen einziger Reichthum in seinen Heerden besteht. Ist die Trift abgeweidet, so zieht Mensch und Vieh weiter zu einer neuen. Jener schlägt sein Zelt auf, ist nach einigen Stunden eingerichtet, spinnt sein einfaches Leben geräuschlos ab und kommt nur dann mit Andern in Berührung, wenn er Milch, Butter, Käse in den nächsten Ort oder in die Stadt zu Markte bringt. Unbeachtet von den Hirten gingen wir unsre Straße weiter und kamen in einen Wald von Oelbäumen, die, hier regelmäßig angepflanzt, von einem bedeutenden Alter zu sein schienen. Von hieraus führte der Pfad durch eingezäunte Gärten, und ehe wir das Ende derselben erreichten, hielt unser Fuß an einem, dicht am Zaune eines Gartens errichteten Grabmale; es war mit Schnuren umzogen, an welchen allerhand bunte Lappen hingen. Meine Begleiter, die ich nach der Bedeutung derselben fragte, belehrten mich, daß hier ein Türke begraben liege, der auf seiner Rückkehr von Mekka gestorben sei, und daß jeder vorübergehende Gläubige ein Stück seines Kleides abreiße und hier aufhänge, um dadurch dem verstorbenen Hadschi*) seine Verehrung darzubringen. Auch brennen gewöhnlich auf solchen Gräbern Tag und Nacht Lampen, doch kann ich nicht bestimmen, ob das ganze Jahr hindurch oder nur an einzelnen Tagen.

Etwa noch eine Stunde von Smyrna entfernt, gelangten wir von hier aus wieder an das Meer, dessen Ufer mit Menschen besäet war, die Austern und andre eßbare Muscheln suchten, theils um sie

*) Der Wallfahrter. Dies ist der Ehrenname jedes Türken, der die Wallfahrt zum Grabe Muhameds, des Propheten, gemacht hat.

selbst zu genießen, theils um sie nach der Stadt zum Verkaufe zu bringen.

Die Jagd ist hier ebenfalls frei, und selbst die Griechen dürfen Theil daran nehmen; so wie ihnen auch hier Messer und andere Waffen zu tragen erlaubt ist, was, wie schon bemerkt, in Adrianopel nicht der Fall war. Aber auch Türken finden hier Gefallen am edlen Waidwerk, und ich sah einen mit seinem ganzen Jagdapparate, der, außer der Flinte, in einem etwa 4 Fuß hohen, hölzernen Dreifuß bestand. Ließ sich ein Vogel oder sonst ein Thier, nach welchem er schießen wollte, sehen, so stellte er seinen Dreifuß zu recht und legte die Flinte darauf. Gewöhnlich aber flog der Vogel auf und das Thier entfloh, ehe er mit seiner Vorrichtung zu Ende war.

Rechts von unserm Wege weideten an den Bergen zahlreiche Schaaf- und Ziegenheerden, und wir gelangten allgemach zu einem Garten dicht am Fuße der Berge in einer kleinen Ebene, prangend von den herrlichsten Südfrüchten, mit denen er bepflanzt war. Hier sah ich die erste Palme, die einzige in der ganzen Umgegend. Nun wieder links um mehrere kleine Meeresbuchten kamen wir zu der etwa eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernten Schlachtbank. Nicht wie bei uns, wird das Rindvieh aus dem Stalle dorthin geführt, sondern von den Weideplätzen in völligem Laufe von Türken zu Pferde dorthin getrieben. Daselbst wird es sogleich unter einem offenen auf Säulen ruhenden Schoppen abgeschlachtet und zwar auf jüdische Weise, so daß mit einem scharfen Messer der Hals durchschnitten und der Kopf vom Rumpfe getrennt wird. Indessen geht man nicht sauber mit dem Fleische um, das erst in den Schmutz am Boden geworfen, dann im Meere abgespült und später in kleinen Schiffchen nach der Stadt gebracht wird.

Von hier aus ist auf die Straße nach der Stadt viel Fleiß verwendet, sie ist eben und hie und da, um sie breiter zu machen, durch

Felsen gesprengt, aus denen mehrere frische Quellen hervorsprudeln und dem Meere zufließen. Bald kehrten wir, an dem jüdischen Gottesacker nahe außerhalb der Stadt vorüber, wieder in das bunte lebendige Menschengewühl derselben zurück.

Müde von meinen Wanderungen suchte ich das schlechte Haus meines kupplerischen Wirthes, des getauften Juden Joseph, auf, weil mir keine andere Wahl übrig blieb.

Fast alle Abende war darin lustige Gesellschaft von verheiratheten und unverheiratheten Männern. Es wurde gesungen und gesprungen, und die Nächte hindurch die ausgelassensten Bacchanalien gefeiert, die nicht selten damit endeten, daß die betrunkenen Gäste dem Wirthe Alles im Hause zertrümmerten. Dieser war ein elender Spielball in den Händen seines schönen jungen Weibes, einer Christin, die im vertrautesten Umgange mit einem jüdischen Maler, Namens Hermann, stand, der es in der Virtuosität des Wein- und Branntweintrinkens zu einem hohen Grade gebracht hatte. Oft sah ich ihn Morgens trunken und bleich aus dem lüderlichen Hause an seine Arbeit gehen. Ich habe nie solche Zügellosigkeiten geliebt und daher auch nie Theil daran genommen, und bin oft, wenn der Lärm im Hause zu toll wurde, Nachts auf die Straße gegangen, um dort den Morgen zu erwarten.

Immer noch ohne Beschäftigung ging ich eines Tages zu dem Schweizer, bei dem ich zuerst eingekehrt war, und erhielt von ihm die frohe Nachricht, daß er mir bei einem Fleischer aus Malta, der seine Bude gerade über vom Kaffeehause hatte, Arbeit verschaffen könne. Sogleich ging ich zu diesem. Er wünschte seinen Wagen neu angestrichen und mit einem neuen Verdecke überzogen zu haben, nur konnten wir nicht Handels einig werden. Ich verlangte mit allen Zuthaten 600 Piaster, und er wollte nur 400 zugestehen. Ueber diesen Verhandlungen war es Abend geworden und Joseph kam, mich nach Hause abzuholen. Unterwegs begegnete uns ein schöner stattlicher

Mann, der, wie mir mein Begleiter erzählte, als Anführer einer Räuberbande Antheil an der Ermordung eines deutschen Tischlers gehabt habe, dessen schönes Weib er liebte. In der ganzen Stadt war es bekannt, daß sie die meiste Schuld am Tode ihres Gatten trage. Einst war dieser jenseits des Meeres mit andern Griechen auf die Jagd gegangen und denselben Tag nicht wieder zurückgekehrt, obgleich seine Frau das Gegentheil behauptete und doch nicht nachweisen konnte, wohin er gegangen sei. Etliche Tage darauf hatte das Meer disseits Smyrna einen Leichnam ausgespült, der durch eine Menge Stichwunden so unkenntlich geworden war, daß er nur der Kleidung nach von den anwesenden Franken für den eines Europäers gehalten wurde. Der Tischler besaß einen Hund, der sogleich aus dem Hause zu einem andern Deutschen, einem Freunde seines Herrn, floh, als der Galan des Weibes sich darin niedergelassen hatte. Mit diesem Hunde war der letztere Deutsche, auf die Nachricht von der Ermordung seines Freundes, nach dem Meeresufer geeilt, und kaum hatte der Hund den Leichnam erblickt, als er diesen zu belecken und furchtbar zu heulen anfing. Somit war über die Person des Ermordeten kein Zweifel mehr, der muthmaßliche Mörder aber wanderte ungestraft in Smyrna umher. Bald darauf wurde die Tischlersfrau auf Befehl des Consuls nach London geschickt, wohin ihr Liebhaber ihr später nachfolgte.

Während dieser Erzählung war ich in meinem Quartiere angelangt, wo es heute sehr ruhig war. Wir saßen in traulichem Gespräche zusammen, und Joseph erzählte mir von seinen Wanderungen in Aegypten, wie er dort getauft worden sei, als Regimentsschneider viel Arbeit und viel Verdienst gehabt habe, und welches Glück auch mir dort erblühen könne. Während wir noch sprachen, kamen mit einem Male Steine und Erdklumpen durch das offene Fenster geflogen. Joseph wußte, was das bedeutete, aber er zauderte dennoch,

die Thüre zu öffnen, und that es erst, als man dieselbe einzuschlagen drohete. Nun trat der Mann, der uns kaum vor wenigen Stunden begegnet, nebst sechs andern seiner wüsten Genossen ins Zimmer. Joseph wurde sogleich fortgeschickt, um Raki (Branntwein) zu holen. Kaum hatte er sich entfernt, als die Lichter ausgelöscht wurden und ein scheußliches Bachanal begann, das mit einer Demolirung aller in der Stube befindlichen Gegenstände endigte. Ich ging, als es zu arg wurde, abermals auf die Straße und erwartete daselbst den Morgen. Dort fand mich Joseph und führte mich in das Haus zurück, in dem ich jedoch keine Nacht mehr blieb. Denn nie war man darin seines Lebens sicher, ein einziger Wortwechsel konnte einem das Messer eines Griechen in den Leib jagen. Solche Fälle waren schon oft vorgekommen, und man hatte während des Faschings fast jede Nacht Personen durch solche Messerstiche verwundet oder todt auf den Straßen gefunden. Ist Einer von einem Andern beleidigt worden, so verschiebt er seine Rache bis um diese Zeit und übt sie nun unter der ihn unkenntlich machenden Maske ungestraft aus. So hörte man auch fast alle Tage von Raub und Plünderung, die an den Franken verübt wurden. Eines Abends ging ein englischer Kaufmann in eine Gesellschaft, wo gespielt wurde, und hatte etwa 30 Ducaten bei sich. Die Griechen hatten es erfahren und lauerten ihm in der Straße auf, die er passiren mußte. Als er kam, umringten ihn vier maskirte Gestalten, ihre Messer drohend gegen ihn erhoben. Der Eine verlangte das Geld, und der bestürzte Mann gab es ihm, ein Andrer die Uhr, und jener trat sie ihm ab, und ein Dritter begehrte den Mantel und erhielt ihn auf der Stelle. Der Kaufmann durfte kein Wort sagen und mußte froh sein, das Leben gerettet zu haben.

Noch an demselben Tage, der mich am Morgen auf der Straße fand, miethete ich mir in der Maltheserstraße ein Quartier und verstand mich endlich zu der Arbeit des malthaer Fleischers, um nicht

länger müssig zu gehen und meine früher erworbenen Paar Thaler zuzusetzen. Kaum hatte ich jedoch einige Tage darin gewohnt, als Feuer in der Stadt auskam, und sich in den Straßen ein Lärm und Schießen erhob, bis alle Einwohner munter wurden. Erschreckt sah ich zum Fenster hinaus, da fuhr der Pfropfen einer im gegenüber liegenden Hause abgeschossenen Pistole dicht an meinem Kopfe vorbei in das Fenster. Von Angst und Furcht getrieben, liefen die Einwohner in den Straßen umher, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Pascha von Aegypten, der nicht sehr weit von Smyrna stand, im Anzuge und das Feuer durch ihn veranlaßt worden sei, um die Aufmerksamkeit der Menge von ihm abzuziehen. Zu dieser Angst kam noch der fortwährende Donner des Geschützes von den Schiffen im Hafen, und sie legte sich erst, als man sich von der Grundlosigkeit des Gerüchtes überzeugt hatte. Das Feuer war bald wieder gedämpft.

Bisher hatte Keiner der in Smyrna anwesenden Deutschen von meiner Bekanntschaft daran gedacht, mir ein Obdach zu bieten, mir Arbeit zu verschaffen oder mir sonst mit Rath und That zu Hülfe zu sein. Es waren ein Tischler aus Baiern, ein Klempner aus Schlesien und ein Schneider aus Sachsen, zu denen sich später noch drei Polen gesellten, ein Schuhmacher, ein Schneider und ein Gerber. Außer dem Letzteren, welcher eine Gelegenheit nach Amerika suchte, waren alle in Smyrna ansässig und verheirathet. Auch der würtembergische Tischler, Namens Köllner, den ich schon von Adrianopel her kannte, traf hier ein. Kaum aber hatte ich ein geräumiges Logis bezogen, als sich fast jeden Tag Landsleute bei mir einfanden, die meine Wohnung für sich zur Schlafstelle wählen oder dieselbe mit mir theilen wollten. Und bald hatte ich, obwohl ich mir anfangs das Wort gegeben hatte, meinen Landsleuten Gleiches mit Gleichem zu vergelten, einen schon bejahrten Klempner aus Riga, der bei ei-

nem italienischen Meister arbeitete und einen eben aus dem Spital entlassenen Würtemberger gastlich darin aufgenommen. So gering die Anzahl der Deutschen in der Stadt war, so hielten sie doch nicht, wie es Landsleuten in der Fremde zukommt, brüderlich zusammen, sondern waren eher mißgünstig und neidisch auf einander, wenn sie sahen, daß einer seine Hände fleißig rührte und nicht erst auf Andre wartete, die für ihn erwerben sollten. So kam es, daß immer ihrer zwei einen Dritten beneideten. Der deutsche Klempner hatte durch seiner Hände Fleiß sich ein reichliches Einkommen gesichert und dadurch den Neid einiger Müssiggänger auf sich geladen, die einst beim Vorübergehen an seiner Wohnung ihm die Fenster einschlugen. Der Klempner nahm zwar in eigener Person an ihnen keine Rache, beauftragte aber damit mehrere Griechen, die jenen nicht nur die Fenster ihrer Wohnung entzwei, sondern auch beinahe die Augen aus dem Kopfe schlugen. Der Klempner wurde zur Strafe für seine Selbsthülfe vom Consul zu Gefängnißstrafe verurtheilt, die er, da der Consul kein Gefängniß hatte, in einem Backofen büßen mußte, aus welchem er jedoch bald wieder entlassen wurde, weil es dem Consul an Brod mangelte; den noch übrigen Theil der Strafzeit mußte er durch Geld büßen, und scherzend meinte er, „daß er keinen Rauch gesehen, obwohl er den Heizerlohn dreifach bezahlt hätte."

Die Geschicklichkeit meines Hausgenossen, des Rigaer Klempners, brachte ihm bei seinem Meister guten Lohn, und noch nie habe ich einen fleißigern Arbeiter gesehen, der nicht zu ermüden war, wenn es galt. Allein er war von der Leidenschaft des Trunkes beherrscht und oft in 14 Tagen nicht zu bewegen, das Wein- oder Kaffehaus zu verlassen und wieder an die Arbeit zu gehen. Dabei war es einerlei, ob er Geld oder keins hatte, weil er jede Rechnung, sie mochte noch so hoch sein, ohne ein Wort zu verlieren, bezahlte, sobald er

wieder Geld verdient hatte. Oft, wann ich ihm drohete, ihn nicht wieder ins Haus zu lassen, wenn er sich nicht bessere, versprach er mir solches mit Thränen und verfluchte sein Laster, aber er war zu schwach, sein Versprechen zu halten. Dabei war er ein gebildeter und sehr unterhaltender Mann, der mir in nüchternen Stunden erzählte, daß er einst der erste Klempnermeister in Riga gewesen, aber durch den Sturz von einem Hause, der ihn mehrere Jahre an das Krankenlager gefesselt, so zurückgekommen sei, daß er, um nicht zu verhungern, wieder habe zum Wanderstabe greifen müssen. Dabei war er stets von der düstern Ahnung geplagt, daß er keines natürlichen Todes sterben würde; diese Ahnung sollte merkwürdiger Weise in Erfüllung gehen. Nur zu bald hatte er den Neid des deutschen Klempners auf sich gezogen, der ihn gern in Arbeit genommen hätte, wenn er ihm so reichlichen Lohn wie der italienische Meister hätte zahlen können, und da er dies nicht konnte, sann er auf Mittel und Wege, den lästigen Concurrenten bei Seite zu schaffen. Einst war er (der deutsche Klempner) krank und sich hatte zur Ader lassen müssen; der Rigaer besuchte ihn und fand ihn im Blute liegen, da während des Schlafes sich die Binde gelöst und der Blutverlust ihm eine Ohnmacht zugezogen hatte. Der Rigaer rettete ihn durch schnelle Hülfe, erhielt aber für seinen Freundschaftsdienst schlechten Dank. Kurz darauf machte der Letztere mit einem Räuschchen seinen genesenden Handwerksgenossen einen zweiten Besuch. Aber gleich beim Eintritt packte der neidische Deutsche den arglosen Rigaer, schlug ihm mit dem Löthkolben einige Löcher in den Kopf und warf ihn auf die Straße, von wo er für todt aufgehoben und nach dem Hospitale gebracht wurde. Jetzt war es mit einer Strafe im Backofen nicht mehr abgethan, der Thäter sollte mit dem Leben büßen, wenn der Rigaer an den Wunden sterben würde. Doch dieser erholte sich bald wieder, und die Todesstrafe, wurde in eine nicht unbedeutende Geld-

strafe verwandelt. Eines Tages traf ich den gewissenlosen deutschen Klempner vor seiner Wohnung, und die ersten Worte, die er zu mir sprach, waren gegen den Rigaer ausgestoßene Drohungen. „Er verstellt sich nur,“ sagte er, „und will mich wieder in Unkosten, ja um das Meinige bringen, aber beim Himmel! er soll am längsten getrunken haben, wenn ich seinetwegen viel bezahlen muß.“

Vergebens betheuerte ich ihm, der Rigaer liege wirklich schwer darnieder, um sein aufgeregtes Gemüth zu beschwichtigen, er wurde nur immer wüthender, und ich verließ ihn, überzeugt, daß meine Worte nichts fruchteten. Bald darauf schied ich von Smyrna und ging nach Aegypten, und erst dort erfuhr ich den Ausgang des widerlichen Handels von einem deutschen Handwerker. Nach etwa vierzehn Tagen war der Rigaer genesen und aus dem Spital entlassen worden. Aber schon am ersten Tage war er mit dem deutschen Klempner zusammengetroffen und in Streit gerathen, der jedoch, von Andern verhindert, nicht thätlich wurde. Der Rigaer hatte nun wieder die Kaffehäuser und Weinschenken am Meere besucht, und dort hatte man ihn eines Tages todt am Strande gefunden. — Ob er selbst den Tod in den Fluthen gesucht oder von andrer Hand gefunden hatte, war nicht zu bestimmen. Nur so viel weiß ich, daß er zu sehr am Leben hing, um es sich selbst zu nehmen.

Es war natürlich, daß ich unter solchen Umständen keine Gemeinschaft mit meinen Landsleuten suchte und ihnen so viel als möglich aus dem Wege ging. Meistentheils war ich auf mich selbst beschränkt und brachte meine Zeit mit Arbeiten und Ausflügen in die Stadt und deren Umgegend hin. So war ich eines Sonntags, um mir Unterhaltung zu verschaffen, auf einem für einige Piaster gemietheten Esel in die Gegend der „montane fratelle“ auf die Jagd geritten, ohne zuvor einen Deutschen nach dem türkischen Namen der Straße, in welcher ich wohnte, zu fragen. Der Eigenthümer des

Thiers, ein junger Bursch, begleitete mich bis vor die Stadt und ging dann wieder dahin zurück, während ich den anderthalb Stunden langen Weg nach dem Walde einschlug. Dort band ich mein Grauthier an einen Baum, befriedigte meine Jagdlust und kehrte dann zur Stadt zurück. Hier ritt ich, da ich dem Thiere seinen Willen nicht ließ, auf gut Glück in den Straßen umher, bis ich mich endlich in dem von den Türken bewohnten und mir gänzlich unbekannten Viertel befand. Nachdem ich wohl eine Stunde umhergeirrt war, ohne mich zurecht fragen zu können, blieb mir endlich nichts weiter übrig, als mich der Führung meines Esels zu überlassen, der diesmal klüger als ich, mich in Kurzem nach der Frankenstraße zurückbrachte, von wo aus ich meine Wohnung bald wieder fand.

Ein andres Mal hatten ein Sprachlehrer aus der Schweiz, ein Pole, welcher im Begriff stand nach Amerika zu reisen, und ich beschlossen, eine Landpartie zu machen, um die Osterfeiertage bei Jagd und andern Vergnügungen auf dem Lande zu feiern. Wir hatten zum Schauplatz unsrer Lust eine mir unbekannte Gegend, die der Schweizer aber genau kennen wollte, erwählt und waren heiter fürbaß geschritten. Von den drei Dörfern, die wir auf unserm Wege finden sollten, hatten wir erst das eine erreicht und vom zweiten noch nichts gesehen, indem wir in unserm Jagdeifer sicherlich den richtigen Weg verloren hatten. Beschäftigt, ihn wieder zu finden, geriethen wir immer tiefer in das öde Gebirge, und schon brach der Abend herein, ohne daß wir wußten, wo wir uns befanden. Schon seit Mittag hatte es zu regnen angefangen und ein Obdach wäre uns um so wünschenswerther gewesen, da sich allgemach auch der Hunger bei uns einstellte und wir nichts hatten, ihn zu stillen. Am meisten wurde der Schweizer davon geplagt, der endlich einen aufsteigenden Falken schoß, ihm die Federn ausrupfte und sich das rohe Fleisch mit einem tüchtigen Trunke aus der Feldflasche so schmackhaft als möglich

machte. — Endlich blickten uns die Trümmer einer verfallenen Burg finster und dunkel von dem Scheitel eines Berges entgegen, und wir gingen darauf los. Je näher wir ihr kamen, desto steiler und gefährlicher wurde der Weg, aber wir ließen nicht ab, bis wir die Ruine erreicht hatten. Doch unsre Hoffnung war getäuscht, es war kein Gemach, kein Gewölbe darin zu sehen, das uns gegen das eben losbrechende furchtbare Gewitter hätte schützen können. Nur ein runder oben offener Thurm ragte in die Finsterniß, in welchen die Blitze hineinleuchteten und worin das Rollen des Donners sich zehnfach verstärkte; wir krochen durch eine Oeffnung hinein. Zum Glück ging das Unwetter schnell vorüber. Wieder herausgetreten, sahen wir durch die uns umgebende finstere Nacht in der Ferne den Schimmer eines Lichts, und schnell verließen wir auf dem gefahrvollen Pfade, den wir heraufgeklettert waren, die Burg, mit der Hoffnung, endlich ein Dorf zu erreichen. Aber wir hatten uns abermals betrogen, und je weiter wir wanderten, desto mehr geriethen wir in das Gestrüppe des Thales. So mochten wir mehrere Stunden in der Irre herumgelaufen sein, ohne das Licht wieder zu erblicken oder das Bellen eines Hundes zu vernehmen. Im hohen Grade ermattet und vom Magenkrampf geplagt, waren wir doch immer nur bemüht, die verlorene Straße wieder zu finden. Endlich kamen wir in einen gebahnten Weg und schleppten uns mühsam eine Stunde darauf fort, nicht wissend, wohin er führe, da vernahmen wir plötzlich lautes Hundegebell — unserm Ohre hätte die herrlichste Musik nicht lieblicher geklungen — und mit erneuerter Kraft gingen wir nach der Seite zu, von welcher es schallte. Mit einem Male standen wir vor einer Mauer von großem Umfange. Wir gingen lange vergebens an derselben hin, um einen Eingang zu suchen, und entschlossen uns endlich, darüber hin zu steigen. Dies wurde ausgeführt und wir befanden uns innerhalb eines großen, von der Mauer umschlossenen Raumes, in welchem aber

kein Obdach, so weit wir auch danach suchten, zu finden war. Von Neuem wollten wir die Mauer übersteigen, doch konnten wir nirgends eine passende Stelle dazu entdecken, und so blieb uns am Ende nichts übrig, als Nothschüsse zu thun, um dadurch die Bewohner der Umgegend herbei zu locken; aber auch dieses letzte Mittel schlug fehl, und der erste Strahl der Morgenröthe beleuchtete uns abgemattete, ausgehungerte und durchnäßte Leidensbrüder in dem unfreiwillig und doch aus eignem Antriebe von uns aufgesuchten seltsamen Gefängnisse. Sobald es etwas heller geworden war, trugen wir alle in dem ummauerten Raume befindlichen Steine zu einer Art Leiter zusammen, mit der wir mit vieler Mühe die Mauer überstiegen. Kaum hundert Schritte von uns entfernt lag das Dorf, dessen Nähe uns das Bellen der Hunde in der Nacht verkündet hatte. Wir eilten, es zu erreichen und fanden nur einen Bewohner wach, den Bäcker, der so eben mit dem Heizen seines Ofens beschäftigt war. Da in jenen Ländern täglich frisch gebacken wird, so fanden wir für unsern Hunger nur noch ein kleines Brödchen vom vergangenen Tage, in welches wir uns theilten. Dann traten wir nicht in der heitersten Stimmung den Rückweg nach Smyrna an, das wir in einigen Stunden erreichten.

Nach und in Alexandrien.

Fahrt auf einem österreichischen Kriegsschiffe. — Eine Sandbank. — Musterhafte Ordnung auf dem Schiffe. — Land. — Nie gesehenes prächtiges Schauspiel. — Ankunft im Hafen von Alexandrien. — Feier des Ramazan. — Ein Bedienter aus Sachsen. — Mein Einzug in die Stadt auf einem Esel. — Guter Empfang von deutschen Landsleuten. — Ein tyroler Schlosser mit seiner schwarzen Frau. — Ein Mittel, die Frau zu prüfen. — Der Sklavenmarkt. — Physiognomie der Hauptstadt Aegyptens. — Die Alterthümer. — Neue Bauten. — Giraffe. — Ueberhäufte Arbeit. — Faulheit meines Compagnon und Trennung von ihm.

Die verunglückte Lustpartie am Osterfeste war mein letztes Abenteuer in Smyrna. Der Frühling war gekommen, und nun litt es mich nicht länger in der geräuschvollen Hafenstadt. Rasch packte ich meine Habe zusammen, ließ sie auf das österreichische Kriegsschiff Montecuculi bringen, auf welchem ich einen Platz nach Alexandrien mit der angenehmen Aussicht, nichts dafür zu bezahlen, erhalten hatte, und ging am 15. April 1833, von wenigen Freunden begleitet, an Bord desselben. Ich war munter und guter Dinge, summte die Melodie des Liedes:

Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!

und in wenig Minuten bewegte sich das Schiff, und fort ging es unter dem Donner der Kononen, als flögen wir davon. Nach etwa einer Stunde hatten wir das Kastell erreicht, worin sich die Hafenwache befindet, die alle ein- und auslaufenden Schiffe visitiren muß. Ich stand auf dem Verdeck, den Blick auf Smyrna gerichtet, dessen Häusermassen sich allmählig am Horizonte verloren, als ein furchtbarer Krach geschah, und unser Schiff plötzlich still stand. Alles war in Angst und Schrecken, doch beruhigten wir uns in etwas, als das kräftige Commandowort des Kapitän die Hände der Matrosen wunderschnell in Bewegung setzte. Da wurde ich erst gewahr, daß ich mich nicht auf einem Kauffahrer, sondern auf einem Kriegsschiffe befand. Alsbald wurden die Nothflaggen aufgezogen und das Sprachrohr zur Hand genommen, um das Admiralschiff, das im Hafen lag, von dem Unfall zu benachrichtigen. Doch bedurften wir zum Glück fremder Hülfe nicht; die Thätigkeit der Mannschaft hatte das Schiff bald wieder von der Sandbank, auf die es aufgefahren war, befreit, und nun wurden andre Flaggen aufgezogen, um den Schiffen im Hafen anzuzeigen, daß die Gefahr vorüber sei. Hätte sie uns auf offener See erreicht, so hätten wir sicherlich zu Grunde gehen müssen. Zum ersten male sah ich hier, durch welche Zeichen sich die Schiffe auf dem Meere mit einander verständigen und sich gegenseitig um Hülfe anrufen. Nachdem wir uns alle von dem gehabten Schrecken erholt hatten, gingen wir wieder unter Segel und gelangten an verschiedenen Inseln vorbei auf das hohe Meer. Ich könnte nicht sagen, daß ich auch nur einen Augenblick Langeweile empfunden hätte. Die Stunden verschwanden mir theils im Gespräch mit einigen Offizieren und einem ihrer Diener, theils in Anhörung der schönen Lieder, welche die italienischen Matrosen sangen, wenn der Abend hereinbrach. Nichts aber gefiel mir mehr, als die Zucht und Ordnung und vor allem die Reinlichkeit, welche auf dem Schiffe, sowohl

innen als außen herrschte. Das Verdeck war immer wie gescheuert, und jeden Morgen, auch wenn es noch so rein war, wurde es abgeschwemmt. Die Kanonen waren alle blank, kein Rostfleck auf dem Metall, kein Schmutzfleck an den Lafetten zu sehen, und die messingenen Kapseln über den Percussionsschlössern glänzten wie Spiegel. Bei günstiger Witterung wurde sowohl auf dem Verdecke als auch im Schiffsraume mit den Kanonen exercirt, und jeden Tag war Wachtparade. Der Kapitän war äußerst streng gegen Soldaten und Matrosen, und doch war es eine Lust zu sehen, wie schnell und pünktlich seine Befehle vollzogen wurden. Besonders ergötzte mich das Klettern der Matrosen im Takelwerke und der Muth und die Unverzagtheit der kaum sieben bis acht Jahre alten Schiffsjungen, die die höchste Spitze der Masten erklimmten. Eben so streng war der Kapitän gegen den Schiffskoch, das Essen mußte reinlich und die Portion reichlich sein; die Soldaten erhielten täglich zwei mal Fleisch und Wein zur Genüge. Die Nächte brachte ich entweder auf dem Verdecke oder in den Hängematten zu, in denen man die Bewegungen des Schiffes nicht so stark spürt. Sie hängen an der untern Seite des Verdecks so dicht neben einander, daß man oft Mühe hat, die seinige herauszufinden. Aber der Geruch, der von ihnen ausgeht, ist so unangenehm, daß man beim Erwachen am Morgen sogleich nach dem Verdecke eilt, um frische Luft zu schöpfen.

So waren acht Tage recht angenehm bei heiterm Wetter hingegangen, am neunten — es war an einem Freitage Nachmittags 2 Uhr — erschallte vom Mastkorbe herunter das entzückende Wort „Land,“ und mit freudigen Blicken eilte die Mannschaft auf das Verdeck. Vor unsern Augen lag ein flaches Ufer, von dem aus sich eine weite Ebene landeinwärts zog, auf der man jedoch weder einen Berg, noch eine Stadt, noch sonst eine Wohnung erblicken konnte. Es war die afrikanische Wüste und wir zu weit westwärts gekommen. Der

Kapitän ertheilte auf der Stelle den Befehl, mehr ostwärts zu steuern, worüber noch eine Nacht, die letzte unsrer Reise, vorüberging. Als ich in der Frühe des andern Morgens das Verdeck betrat, prangte vor meinen Augen der Hafen von Alexandrien mit seinem unübersehbaren Walde von Masten. Schon seit Mitternacht lag unser Schiff lavirend vor demselben, aber es wagte ohne Piloten nicht einzulaufen, da die Einfahrt wegen der vielen im Meere verborgenen Klippen sehr gefährlich ist, und wir leicht vor dem Hafen noch hätten scheitern können.

Mit dem über das Meer zuckenden Sonnenstrahle bot sich meinen Augen abermals ein neues noch nie gesehenes Schauspiel dar. Von allen Schiffen im Hafen donnerten Hunderte von Kanonenschüssen, und mit einem Male waren die Masten in eine undurchdringliche Dampfwolke gehüllt, die sich bald zu einer Säule verdichtete, bald sich wie der Nebel aus einem Thale erhob, der allmählig Bäume und andre Gegenstände in seinen Schleier hüllt. Als der Kanonendonner schwieg und der Dampf sich nach und nach verflüchtigte, erneuerte sich uns der frühere Anblick, dessen Pracht durch das glänzende Licht der Sonne noch mehr gehoben wurde.

Bereits mochte es gegen 8 Uhr sein, ohne daß der Pilot, dem wir schon lange das Zeichen gegeben hatten, uns abzuholen, gekommen war. Entweder getraute er sich mit seiner kleinen Kaike nicht durch die hochgehende See, oder er hielt unser Schiff für einen Kauffahrer. Wir riefen ihn noch einmal durch den Mund einer Kanone, und wenige Augenblicke später bemerkten wir sein kleines von den Wellen hin und hergeworfenes Schiffchen auf uns zusteuern. Bald darauf stieg der sehnlich erwartete Führer zu uns an Bord, übernahm das Commando, und wir segelten dem Hafen zu. Zu beiden Seiten von uns war Land, und rechts hinter etwa dreißig Windmühlen ragte die berühmte Pompejussäule empor, links zeigte sich

des Vicekönigs, deren Schiffe etwa 60 bis 80 Schritte von einander entfernt lagen, ehe ich aber noch die Kauffahrer erreichen konnte, die gewöhnlich näher am Gestade liegen, als die Kriegsschiffe, ging die Sonne auf, und der Donner der Kanonen begrüßte ihre ersten Strahlen. Wir waren den feuernden Schiffen so nahe, daß uns das Feuer beinahe in die Augen sprühete, und bald so in Dampf gehüllt, daß die Kaike anhalten mußte, weil der Führer nicht sehen konnte, wohin er fuhr. Als der Dampf sich verzogen hatte, prangte die aegyptische Flotte wieder in ihrem farbigen Tagesschmuck, und ich sah, daß sie neben ihren scharlachrothen Flaggen auch die der Nationen aufgesteckt hatte, mit denen der Vicekönig in Freundschaft und Handelsverbindungen stand. Noch einen langen staunenden Blick warf ich auf den bunten, einem Blumenfelde gleichenden Mastenwald und fuhr dann schneller dem Lande zu.

Es war am 25. April, kurz nach Sonnenaufgang, als mein Fuß den Boden Afrikas in Alexandrien, der Haupt- und größten Seehandelsstadt Aegyptens, betrat, und mein erster Schritt ging nach der Douane, woselbst die Aufseher meine Kisten in meinem Beisein öffneten, um sich von ihrem unverdächtigen steuerfreien Inhalt zu überzeugen. So wie ich aus dem Zollhause trat, sah ich mich von Eselstreibern eingeschlossen, deren jeder mich bat, sein Thier zu besteigen. Ohne lange zu wählen, nahm ich auf einem derselben Platz und deutete dem Treiber an, mich nach der Frankenstraße — skello franko — in die Wohnung eines Deutschen zu bringen. Alsbald setzte sich mein Esel, von dem Stachelstocke des Buben getrieben, in Trab, während der kleine Treiber aus vollem Halse: „Richlek gamalek!“ (Vorgesehen!) schrie; auf diesen Ruf, den man überall hört, weicht ein Esel dem andern aus. Schnell gelangten wir durch einige enge, winkelige Straßen auf den Bazar und darüber hinaus auf einen großen freien Platz, der damals noch wüst lag, jetzt aber

mit den herrlichsten Palästen angebaut ist. Ueber einen ähnlichen großen Platz auf der andern Seite kamen wir in das von den Franken bewohnte, am neuen Hafen liegende Stadtviertel. In den obern Stockwerken eines sehr großen Hauses wohnten bei meiner Ankunft die meisten europäischen Consuln und die angesehensten Kaufleute, während den untern Raum Professionisten und Fischer inne hatten. Auf der einen Seite neben diesem weit ausgedehnten Hause stand die bescheidene Wohnung eines nassauer Tischlers, auf der andern nach dem Meere zu die eines Schlossers aus Tyrol. Beide waren verheirathet und saßen zusammen vor der Hausthüre des Tischlers. Sie hießen mich herzlich willkommen und stritten sich, als ich den Buben mit dem Esel entlassen hatte, um die Ehre, mich zu beherbergen. Ich versprach endlich bei Beiden zu logiren und trat einstweilen beim Tischler ein, um mich auszuruhen; denn es war mir immer noch, als wanke der Boden unter meinen Füßen. Aber kaum hatte ich Platz genommen, so erschien der Tyroler und ließ nicht eher ab, als bis ich ihm nach seiner Wohnung folgte. Freundlich daselbst aufgenommen, war meine erste Frage nach der Familie meines Wirths.

„Sie werden gleich erscheinen, Jung und Alt,“ sagte er lächelnd.

Plötzlich öffnete sich die Thüre, und eine große schwarze Frauengestalt trat herein, reichte mir mit herzlichem Willkommen die Hand und nöthigte mich zum Niedersitzen. Erstaunt ob solcher Höflichkeit sah ich bald die Frau, bald den Schlosser an, und ehe ich noch ein Wort der Entschuldigung finden konnte, sagte mein Wirth: „Ich stelle Ihnen hier meine Frau vor, die ich einst für 80 Speciesthaler gekauft habe, als sie schon eben so groß war, wie jetzt. Und ich habe bei diesem Handel profitirt, wie Sie gleich sehen werden.“

Abermals öffnete er die Thüre, und zwei braune Kinder, ein Mädchen von acht und ein Knabe von zehn Jahren traten ein und reichten mir mit eben so freundlichem Gruße, wie ihre Mutter, die

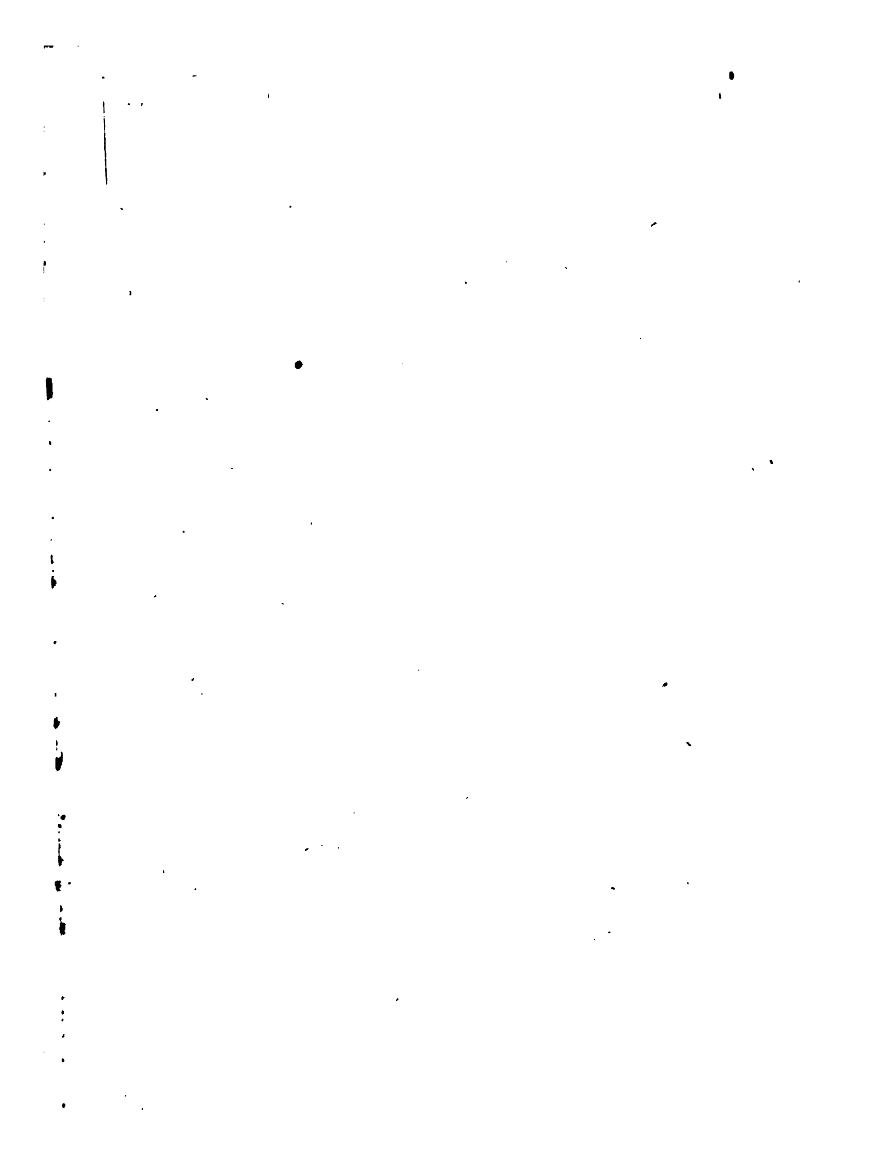
Händchen. Die Verschiedenheit der Farbe dieser Familie frappirte mich, der Vater weiß, die Mutter schwarz, die Kinder braun und mit kurzem wolligen Haar, Alle auf europäische Weise gekleidet.

„Ich habe Ihnen schon gesagt,“ fuhr mein Wirth fort, „wie theuer mir meine Alte zu stehen kommt, und ich hätte eine billigere für 20, 30 oder 40 Speciesthaler haben können, allein sie war die schönste auf dem Markte, und der Kaufpreis hat mir nicht leid gethan. Wenn sie mir jedoch nicht mehr gefallen sollte,“ bemerkte er mit einem schalkhaften Lächeln, „so könnte ich sie vertauschen, oder sammt den Kindern verkaufen, ohne daß Jemand etwas dawider hätte, und ich würde bei einem solchen Handel sogar Geld gewinnen.“ — „So werde ich, wenn ich hier bleibe, mir auch bald einige solche lebendige Kapitale anschaffen, um auf ähnliche Weise in einigen Jahren Profit zu machen,“ sagte ich scherzweise. „Aber sagen Sie mir, Landsmann, vertragen sich mehrere Frauen eines Mannes auch mit einander?“ — „Das müssen sie wohl,“ entgegnete der Schlosser. — „Bei uns in Deutschland würden sie sich einander die Augen auskratzen.“ — „Im Orient,“ fuhr der Schlosser fort, „werden sie bald so kaltblütig, daß sie sich statt des Mannes mit einer Pfeife Tabak begnügen.“ — „Ist hier ein Sklavenmarkt?“ fragte ich meinen Wirth. — „Allerdings! Ich werde Sie hin führen. Doch bevor wir denselben betreten, wollen wir ein kleines Frühstück genießen.“

Sogleich trug die schwarze Frau Fische von verschiedener Art und Zubereitung auf, wir nahmen alle am Tische Platz.

Nach Beendigung der Mahlzeit fragte mich mein Wirth, welche Sorte von Fischen mir am besten geschmeckt habe.

„Ich habe von den häßlichsten genommen,“ antwortete ich, „weil diese den lieblichsten Geschmack hatten.“ — „Und Sie haben die schöner aussehenden fast unberührt gelassen, weil sie weniger mundeten.“ — „Man betrügt sich oft, wenn man sich von dem schönen Ansehn





Nach d. Natur gez. v. Ernst Pöbel im J. 1833. — Lithogr. bei C. Hellfarth in Gotha.

Sclavenmarkt in Alexandrien.

einer Sache verführen läßt.“ — „So denke ich auch,“ versetzte mein Wirth. „Ich hätte hier eine der schönsten weißen Frauen haben können, aber wie Sie nicht auf die glänzenden Schuppen des Fisches, so habe ich nicht auf die schöne weiße Haut der Frauen gesehen, und daher mir diese Schwarze genommen. Ihr Verkäufer mußte mir einige Zeit für sie gut stehen; ich führte sie heim, ließ sie kleiden und ihr alles Nöthige zur Wirthschaftsführung erlernen. Schon nach wenigen Tagen sah ich, welch ein fleißiges, tugendsames Wesen ich an ihr hatte. Als ich sie immer mehr Tugenden entfalten sah, ließ ich sie taufen und lehrte ihr das Vaterunser in deutscher Sprache. *) Später ließ ich mich mit ihr trauen und wählte meinen Aufenthalt auf der Insel Cypern. Daselbst habe ich ihre unerschütterliche Treue für mich erprobt. Ich war durch einen Zufall mißtrauisch gegen sie geworden und stellte mich eines Tages todt. Als vermeintliche Leiche auf den Gottesacker gebracht, wurde ich durch ihre heißen Thränen und laute trostlose Klagen von meinem Mißtrauen geheilt und erstand zu ihrer und meiner Freude wieder von den Todten, um desto glücklicher mit ihr zu leben. Bald nachher ging ich mit ihr zum Besuch in meine Heimath, wo mein erstes Kind geboren und von einem Fürsten, der es mir aus der Taufe hob, reichlich beschenkt wurde; dann kehrten wir wieder nach Alexandrien zurück, wo ich mich bis heute heimisch und glücklich fühle.“

Nach Beendigung seiner Erzählung führte mich mein neuer Freund nach dem Sklavenmarkte, auf welchem er sich seine Gattin gekauft hatte. Der Anblick der Männer und Frauen, die ohne Kleider und nur nothdürftig die Schaam mit einigen Lumpen verdeckt, auf geflochtenem Stroh- und Rohrmatten dasaßen, muß auf jeden Europäer einen schmerzlichen und zugleich widrigen Eindruck machen.

---

*) Sie hat es mir oft andächtig vorgebetet.

Ihre Anzahl belief sich auf 60 bis 80 Personen beiderlei Geschlechts, und die Frauen waren von den Männern getrennt. Die meisten sahen gleichgültig, fast stumpfsinnig vor sich hin, nur einige schienen mit wehmüthigen Geberden ihr Schicksal zu erwarten. Der Preis für einen Sklaven oder eine Sklavin ist verschieden, von 10 bis 80 Kronenthaler, je nach dem Alter, der Schönheit und dem Wachsthume. Kinder kauft man oft von der Mutter Brust hinweg, und die Arme muß dazu schweigen. Bejahrte Frauenzimmer werden von den Sklavenhändlern zur Zucht behalten, und nicht selten wird auch ein junges Mädchen, das sich von ihrem Herrn Mutter fühlt, wiederum verkauft oder vertauscht, wodurch der Sklavenhändler doppelt gewinnt. Und so findet man auf dem Markte neben den schwarzen auch braune Sklaven, Kinder weißer Männer, deren Gesichtszüge deshalb schöner und proportionirter sind. Indessen ist auch die Mehrzahl der Neger nicht häßlich, und außer der schwarzen Farbe unterscheidet sich die Bildung ihres Gesichts nicht viel von der der Europäer. Ich habe Sklaven und Sklavinnen gesehen, die, vermöge ihrer korallenrothen, nicht zu stark aufgeworfenen Lippen, ihrer blendend weißen, zwei Perlenschnuren vergleichbaren Zahnreihen und der glänzenden Weiße ihrer wie Sterne funkelnden Augen auch bei uns für Schönheiten ersten Ranges gelten würden. In keinem Lande habe ich mehr Schwarze, aber nirgend auch mehr Blinde gefunden, als in Aegypten, letztere jedoch nur unter den Eingebornen. Die Schwarzen sind von diesem Leiden, das durch die glühende trockene Luft und durch den feinen, stets in der Luft fliegenden, ätzenden Sand entsteht, verschont, und ich habe keinen gesehen, der an den Augen gelitten oder dem ein Zahn gefehlt hätte. Von ihrem künftigen Schicksale nichts ahnend, spielen die Negerkinder auf dem Markte, und ihre sammtartige Haut, die sie oft mit irgend einer Fettigkeit einreiben, glänzt in der Sonne. Denselben Glanz bemerkt man auch auf der

Haut der Erwachsenen. Kommt ein Käufer, so müssen sich alle von ihren Matten erheben und in Reihe und Glied stellen, und gewöhnlich bringen die Türken einen Hikim, eine Art Arzt mit, der die Gestalten untersucht, ob sie gesund und stark von Nerven sind. Denn der Türke sieht weniger auf Schönheit der Gesichtszüge, als auf starken, kräftigen Körperbau, weil er die Sklaven zur Arbeit braucht. Deshalb müssen die unglücklichen Geschöpfe allerhand Bewegungen mit den Armen, Beinen und dem Körper machen, und wenn einer nur das geringste Versehen begeht, so saust ihm die aus Elephantenhaut zusammengedrehte Peitsche seines unbarmherzigen Herrn gleich auf den Rücken. Abends werden die Sklaven gleich dem Vieh in einen Stall getrieben und Morgens wieder auf den Markt gebracht, wo sie den ganzen Tag über in der brennenden Sonnenhitze, ohne irgend eine Beschäftigung, sitzen, bis der Abend sie wieder auf ihr kümmerliches Ruhelager führt.

Wie jeder Reisende, so besuchte auch ich fast täglich den Sklavenmarkt, und miethete mich endlich in der Nähe desselben ein. Die Sklavenhändler, lauter Beduinen, besuchten mich sehr oft und fragten mich auf arabisch: ob ich ihnen eine Schöne abkaufen wolle? und wurden bald so bekannt mit mir, daß nicht nur die Herren, sondern auch die Sklaven sämmtliche Hobelspäne aus meiner Werkstatt vor die Hausthüre trugen, um sich bequemere Sitze daraus zu machen. Nicht selten ließen sie sich auch zu beiden Seiten meiner Thüre nieder, die Männer rechts, die Frauen links, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätten sie selbst meine Werkstätte zu ihrem Markt gemacht.

Außer dem Sklavenmarkte hat Alexandrien wenig Merkwürdiges aufzuweisen. Seine frühere Pracht und Herrlichkeit liegt in Trümmern, die nur noch als stumme sterbende Zeugen auf die große Vergangenheit deuten. Ganze Stadtviertel sind zerfallen, in denen Bettler, meistentheils in unterirdischen Gewölben, wohnen. Die

Stadt bringt auf den Beschauenden keinen Totaleindruck hervor. Sie ist ein Gewirr von neuen Palästen und alten fensterlosen, dem Einsturze nahen Hütten, ein Gemisch türkischer und europäischer Bauart, Sitte und Lebensweise, ein Bild von Pracht und Elend, von Leben und Tod, hier mit dem Geräusche der Tagesgeschäfte, dort mit der Stille einer Wüste. Das Frankenviertel ist das belebteste, und fast alle Häuser sind auf europäische Art erbaut und mit einigen Stockwerken versehen.

Die einzigen wohlerhaltenen Denkmäler aus Alexandriens Vorzeit sind die Pompejussäule und die Nadeln der Kleopatra. Die erstere steht außerhalb der Stadt, auf einem kahlen Hügel, von welchem man die ganze Stadt, den Hafen und die öde Umgegend übersehen kann. Sie ist rund, besteht aus einem Stücke Granit, mißt mit dem viereckigen Fußgestelle 115 Fuß, und ist eines der vollkommensten Werke, die je aus Menschenhand hervorgegangen sind. Wem zu Ehren sie errichtet wurde, ist bis auf diese Stunde noch nicht ausgemacht*). Sie dient den Schiffern als Signal. Die Nadeln der Kleopatra sind an der östlichen Küste des neuen Hafens auf der Stelle, wo das alte Alexandrien stand, zu finden. Es sind zwei mit Hieroglyphen bedeckte und jeder aus einem Stücke Granit bestehende Obelisken, von denen der eine noch aufrecht steht, während der andere von seinem Fußgestelle herabgestürzt und halb mit Sand bedeckt ist; beide haben eine Länge von etwa 70 Fuß. Der liegende gehört England, das ihn von Mehmed Ali zum Geschenke erhalten, aber bis jetzt noch nicht fortgeschafft hat, weil er für den Transport

*) Vielfach wird behauptet, sie sei von einem römischen Statthalter Aegyptens, Namens Pompejus, dem Kaiser Diocletian zu Ehren errichtet worden. Sonst stand eine Reiterstatue auf ihrem Gipfel.

d. H.

zu Schiffe zu schwer ist. Beide sollen Theile eines Tempels gewesen sein, den Kleopatra dem Cäsar errichtete. Unter den neueren Gebäuden zeichnen sich der Palast Mehmed Alis und der seines Sohnes Ibrahim, welche Beide auf einer Halbinsel liegen, und das zwischen beiden gelegene königliche Wirthshaus besonders aus. Aber wie überall neben dem Palaste sich die Hütte, neben der Pracht das Elend befindet, so auch hier, denn man kann zu diesen herrlichen Gebäuden nur durch eine Reihe in die Erde gegrabener Löcher gelangen, in denen man Bilder des Jammers und der Armuth, des Elends und der Häßlichkeit erblickt. So wenig Alexandrien gegenwärtig als See- und Handelsstadt noch von Bedeutung ist, so hat es sich doch seit der Regierung Mehmed Alis bedeutend gehoben, der Alles aufbietet, es zu verschönern und aus seiner Asche als ein Phönix zu neuer Größe und Herrlichkeit aufleben zu lassen. Ueberall erstehen neue Gebäude, und der Boden wurde nach Steinen aufgewühlt, um sie für die neuen Bauten zu benutzen.

Als die größte Merkwürdigkeit aus dem Thierreiche erschien mir eine Giraffe, die ich hier zum ersten male sah. Sie war 18 Fuß hoch und ihr Hals allein 6 Fuß lang. Auf dem kurzen, kegelförmigen Kopfe trägt dieses seltene Thier stumpfe niemals abfallende Hörner und mitten auf der Stirne einen Knochenhöcker. Die Vorderbeine sind fast noch einmal so hoch, wie die hintern. Die Haare des Fells sind kurz und grau, überall mit gelben Flecken bedeckt und übertreffen an Weiche und Schönheit das schönste Tiegerfell.

An Arbeit fehlte es mir nicht, und gleich in den ersten Tagen war ich von dem englischen Consul beauftragt worden, ihm einen neuen Kutschersitz an seinen Wagen zu machen. Alles, selbst die Schmiedearbeiten besorgte ich selbst einstweilen in der Werkstatt des gutmüthigen tyroler Schlossers, der eine geraume Zeit krank danieder lag. Binnen vier Wochen (jeden Tag verdiente ich gegen zwei Thaler) hatte

ich mir schon ein nicht unbedeutendes Sümmchen erübrigt. Ja die Arbeit mehrte sich täglich und vermochte mich, mir unweit des Sklavenmarktes eine eigene Wohnung zu nehmen und später, als ich alles nöthige Werkzeug angeschafft hatte, mit zwei Tischlern in Kompagnie zu treten, die während der Zeit, von aller Hülfe entblößt, in Alexandrien angekommen waren. Aber es ging mir mit ihnen nicht nach Wunsch, denn gerade, als die Arbeit am überhäuftesten war, geriethen beide in Streit. Auch sie liebten den Wein mehr als die Arbeit, berauschten sich fast täglich und zankten sich dann; des ewigen Haders müde, schickte ich den Unverträglichsten, einen Polen, fort, ohne das für ihn ausgelegte Geld zurück erhalten zu haben, und behielt den andern, einen Darmstädter, der mich weniger belästigte. Gegen alles Erwarten nahm jetzt unsre Arbeit mit einem male so außerordentlich zu, daß wir sie erst nicht mit sieben, dann nicht einmal mit vierzehn Gehülfen zu fertigen im Stande waren. Mein College war mit acht Leuten außerhalb bei neuen Bauten, ich in der Werkstätte mit sechs Gesellen beschäftigt. Meine Arbeit bestand in Fertigung von Thüren und Fenstern für Madame Drouvet, die Wittwe des französischen und Schwiegermutter des dänischen Consuls. Obgleich mit dem Tischlerhandwerk wenig vertraut, verdiente ich doch täglich einen Kronenthaler. Für den Rahmen und die Bekleidung eines Fensters (ohne Glas) erhielt ich nämlich zwölf Kronenthaler. Jedem Gesellen zahlte ich täglich einen schweren Gulden; und sie hätten noch mehr verdienen können, wenn sie fleißiger gewesen wären. Nach Vollendung der Arbeit für Madame Drouvet sollte die von meinem Collegen in Accord genommene Bauarbeit, von der leider noch fast gar nichts fertig war, tüchtig angegriffen werden. Er verschrieb also jenen würtembergischen Tischler, Namens Köllner, mit dem ich in Adrianopel und in Smyrna schon zusammen getroffen war und den auch mein Compagnon persönlich kannte. Köllner war eben

in Kairo. Wir sagten ihm die Vortheile eines Theilnehmers an unserm Geschäfte zu. Er kam an und erklärte mit Indignation, die Menschen müßten spazieren gegangen und geschlafen, aber nicht gearbeitet haben; er sei nicht geneigt, an solcher Faullenzerwirthschaft Theil zu nehmen. Ich fragte die Gesellen, warum noch so wenig geschehen sei, und erhielt zur Antwort, daß es oft an Holz gefehlt und daß der Meister sich oft den ganzen Tag nicht habe sehen lassen. Entrüstet setzte ich meinen lieben Compagnon darüber zu Rede und kündigte ihm unsere Verbindung auf. Köllner hatte mir nämlich das mir sehr zusagende Anerbieten gemacht, in seiner und eines schwedischen Naturforschers Gesellschaft eine Reise nach dem rothen Meere und dem Sinai zu machen. Ich hatte mehrere Unterredungen mit dem Schweden, der sich auch in Alexandrien befand, und mit Köllner über die Reise. Wir wurden eins; ich erhielt mein in das Geschäft gestecktes Geld vom Compagnon zurück, und machte mich reisefertig.



DER SINAI.

Des Wagnergesellen E. Ch. Döbel Wanderungen im Morgenlande.

Herausgegeben
von
Ludwig Storch.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Zweiter Band.

Mit Stahlstichen und Lithographieen.

E. Ch. Döbels Selbstverlag.
Druck der Buchdruckerei des Verlagscomptoir in Gotha.
1842.

Zu den Landschaftsbildern.

Der Sinai.

(als Titelbild).

Die höchste Bergspitze im Hintergrunde ist der Sinai. Auf dem Gipfel sieht man die beiden Kapellen, links die christliche, rechts die muhamedanische. An der linken Seite des aufwärts führenden Felsenpfades dicht hinter dem rechten Gipfel des Horeb sieht man die beiden verfallenen christlichen Kapellen. Die Berge im Vordergrunde dicht hinter dem Kloster sind der Horeb. Zwischen den beiden Hauptgipfeln desselben steigt der enge Felsenpfad nach dem Sinai hinauf. Dort sieht man auf unserm Bilde die besprochene Cypresse und weiter unten die Grotte des heiligen Sangarius. Den Mittelgrund des Bildes füllt das kastellartige St. Katharinenkloster aus. Links, mit hoher Mauer umgeben, die Klostergebäude, rechts mit niederer Mauer, der Klostergarten. Da das Bild vom gegenüberliegenden Berge aus der Vogelperspective (zwar unkünstlerisch, aber Döbel ist ja kein Maler) aufgenommen ist, so sieht man im Innern die große Klosterkirche und an der innern Hinterseite die Zellen der Mönche. Das kleine viereckige, auf dem Hofe einzeln stehende mit einem runden Dache überwölbte Gebäude ist der große Klosterbrunnen. Am obern Theile der vordern und rechten Mauer sind die Schießscharten zu sehen, und vorn der kleine Anbau mit dem Flaschenzuge, durch welchen man in das Kloster befördert wird. Am Boden außerhalb dem Kloster hinter den Kameelen ist der viereckige Brunnen angedeutet, den die Beduinen benutzen. Im Garten haben wir rechts das Wachhäuschen und dahinter in der bogigen Mauer den Eingang von außen in den Garten. Wir sehen endlich den Blumengarten mit dem Gottesacker und links den unterirdischen Gang in das Kloster. Rechts im Hintergrunde erhebt sich neben dem Sinai der

St. Katharinenberg und am Fuße desselben das unbewohnte und verfallende Kloster Erbayin.

Jerusalem.

(Zu Seite 74).

Auch dieses Bild ist aus der Vogelperspective vom Oelberge aus aufgenommen. Aber gerade dieser Umstand erlaubt uns die ganze heilige Stadt und ihr Inneres zu übersehen. Im äußersten Vordergrunde ist das Thal Josaphat. An der dem Beschauer zugekehrten östlichen Mauer ist rechts das Stephansthor, links das zugemauerte goldene Thor. Links hinter dem letztern erhebt sich sogleich die prachtvolle Moschee el Sakara auf der Stelle des salomonischen Tempels. Links von ihr auf demselben Platze die kleinere Moschee el Aksa. Auf der linken Seite des Bildes im Hintergrunde erhebt sich der Berg Zion mit seinen Gebäuden und dem hohen Minaret. Ihm zunächst in der Stadtmauer das Davids- oder Zionsthor. Gerade in der Mitte des Hintergrundes ragt die Citadelle oder Davidsburg empor. Daneben das Thor von Jaffa oder Bethlehemsthor. An der nordwestlichen Mauer, an der rechten Seite des Bildes, das Ephraims- oder Damaskusthor. Die vom Stephansthore ziemlich gerade aufwärts führende Straße ist die Via dolorosa (der Schmerzensweg). Gleich hinter dem Thore links beim Beginn des Schmerzensweges die viereckige Vertiefung ist der Teich Bethesda. Unmittelbar dahinter das Haus des Pilatus. Gegenüber an der rechten Seite der Straße das Haus des Herodes. Fast in der Mitte der Stadt, etwas nach der rechten Seite des Bildes springt ein hohes mit einem runden Dache versehenes Gebäude in die Augen. Es ist die Kirche des heiligen Grabes. Das Häuserquadrat darüber ist das

lateinische Kloster. Die in der Stadt zerstreuten hohen Thürme mit Halbmonden auf der Spitze sind türkische Minarets.

Kapelle über Golgatha in der heiligen Grabeskirche.

(Zu Seite 86).

Links die Kapelle mit der Stelle, wo das Kreuz stand, rechts die Kapelle der Kreuzeserhöhung. Die drei kleinern Kapellen darüber sind 1. die Erscheinungskapelle mit der Säule der Geißelung (S. 89). 2. das „Gefängniß des Herrn" (S. 90). 3. Kapelle der Kleiderloosung (S. 90).

Kapelle über dem heiligen Grabe.

Das Innere der Kapelle über dem heiligen Grabe.

(Zu Seite 88).

Zur Beschreibung des Aeußern dieser Kapelle im Buche ist hier nichts hinzuzufügen.

Auf dem zweiten Bilde, welches das Innere derselben vorstellt, erblicken wir links das heilige Grab selbst mit den darüber hängenden Lampen. In der Mitte ist die Vorhalle oder Engelskapelle. Rechts ist die Kapelle der Säule der Beschimpfung.

Der Oelberg.

(Zu Seite 113).

Wie die Ansicht Jerusalems vom Oelberge aus, so ist die vom Oelberge umgekehrt von der Stadt aus aufgenommen und zwar von der Stelle des Stephansthores. Im Vordergrunde haben wir hier, wie dort das Thal Josaphat mit dem Bache

Kidron. Links jenseits des Baches das viereckige Gebäude ist das Grab der heiligen Jungfrau Maria (S. 111). Im obersten Ende der bogigen Umzäumung davor: die Grotte der Todesangst (S. 112). Die viereckige größere Umzäunung am Fuße des Berges in der Mitte des Bildes ist der Garten Gethsemane (S. 113). Dicht darüber die Felsen, auf denen Petrus, Jakobus und Johannes schliefen. Die drei Gebäude, auf der rechten Seite des Bildes, am Fuße des Berges sind die Grabmäler des Absalon (das auf der linken Seite), des Josaphat (in der Mitte) und des Zacharias (auf der rechten Seite) (S. 116). Den Gipfel des Oelbergs krönt die türkische Moschee. Der Berg zur Linken ist der „Berg der galiläischen Männer," die letzte Bergspitze zur Rechten, der „Berg des Aergernisses." Zwischen ihm und dem Oelberge führen rechts der Weg nach Bethphage, links nach Bethanien.

Kapelle über der Geburtsstätte Christi. Rahels Grab. Bethlehem. Berg Thabor. Nain

Auf einem Blatte.

(1. zu Seite 128. 2. zu Seite 125.) 3. Bethlehem (zu Seite 126).

Links auf dem Bilde ist das große Kloster über der Geburtsstätte Christi zu sehen; rechts am Berge die Stadt.

(4. und 5. zu S. 69 und 70).

Die übrigen Bilder bedürfen keiner besondern Erklärung, da diese im Buche sich selbst findet.

Inhalt des zweiten Bandes.

Reise nach dem Sinai.

Die Reisegefährten. — Der Kanal Mahmudie. — Der Nil. — Nackte Männer und Kinder. — Langsamer Gang des Schiffes. — Jagd. — Die neue Nilbrücke. — Bulak. — Kairo. — Ein Thüringer aus Waltershausen. — Physiognomie von Kairo. — Gedränge und Getöse in der Stadt. — Die Citadelle und das Schloß des Vicekönigs. — Der Josephsbrunnen. — Aufbruch. — Die Wüste. — Suez. — Das rothe Meer. — Das steinige Arabien. — Der Mosesbrunnen. — Der Brunnen Howara. — Wadi Gharendel. — Wadi Ossayta. — Wadi Mokkateb. — Der dritte Brunnen. — Verirrung eines Reisegefährten. — Das Hauptgebirge. — Anblick des Sinai und des St. Katharinenklosters. — Guter Empfang von den griechischen Mönchen. — Das Kloster. — Der Garten. — Marsch um den Sinai. — Der Horeb und der Sinai. — Das Bostanthal. — Der Katharinenberg. — Abreise vom Kloster. — Der wallachische Mönch. — Wadi Slaf. — Der Serbal. — Tor. — Das Wadi. — Jagd. Ungeschicklichkeit des schwedischen Naturforschers. — Ein Unglück. — Sammeln von Naturmerkwürdigkeiten. — Krankheit des Würtembergers. — Schlechtigkeit und Unwissenheit des Schweden. — Rückreise von Tor nach Suez. — Backkunst der Beduinen. — Ebene Kaa. — Wadi Nasseb. — Der Wasserbeutel. — Sandsturm. — Ueberfahrt über den Meerbusen. — Kriegsschiffe. — Suez. — Aegyptische Militärzüge in der Wüste. — Das Kameel. — Versteinertes Holz. — Heftiger Streit zwischen dem Schweden und dem Würtemberger. — Ankunft in Kairo.

Die Reise war ganz nach meinem Geschmacke, und ich verließ deshalb sehr vergnügt in Gesellschaft des Würtembergers Köllner, des schwedischen Naturforschers und eines Dolmetschers, Namens Achmed, Janitscharen des österreichischen Generalconsuls, am 3. October 1833 Alexandrien, indem wir uns auf dem Kanal Mahmudie einschifften. Dieser berühmte und großartige Kanal ist ein Werk Mehmed Alis, bei dessen Bau mehr als 50,000 Menschen, theils durch die Hitze, theils durch Anstrengung und Mißhandlung ihr Leben verloren haben. Er ist etwa 12 Fuß tief und acht deutsche Meilen lang und bestimmt, Alexandrien mit Kairo in Verbindung zu bringen.

Nach einer sehr langsamen Fahrt langten wir in einem kleinen, an einem Arme des Nils gelegenen Dörfchen an, wo die Schiffe gewechselt wurden. Das neue Schiff brachte uns auf den Nil, in welchem nackte Menschen und gewaltige Büffel in zahlloser Menge mit einander badeten. Die Jugend beiderlei Geschlechts lief auch nackt an den Ufern umher; sie zieht erst mit dem Antritte des fünfzehnten Jahres Kleider an. Unser Schiff gerieth öfter auf Sandbänke, wurde aber sogleich wieder von den Matrosen, die nackt in den Fluß sprangen, befreit. Die auf unserm Schiffe befindlichen Frauen schienen an den Anblick nackter Männer gewöhnt zu sein. Oefter hatten wir gar keinen Wind, so daß die Matrosen das Schiff stromauf ziehen mußten. Wir stiegen unterdessen ans Land und machten im Uferschilfe Jagd auf Wasservögel und andre Thiere. Gegen Abend erhob sich der

Wind, wir gingen wieder unter Segel und entfernten uns immer weiter aus der anmuthigen Gegend, die einem Getraidemagazine glich, das auch noch mit verschiedenen andern Früchten reichlich angefüllt ist. Am vierten Tage kamen wir in eine unübersehbare Ebene. An den Ufern des Nils lagen etwa zwölf ärmliche Dörfer, in deren Nähe wir die Maschinen sahen, welche das Wasser aus dem Nil pumpen, um das von Gräben durchschnittene Land zu bewässern. Sie werden theils durch Ochsen oder Maulthiere, theils durch nackte Menschen getrieben, die zu arm sind, um sich Vieh für die Besorgung dieses Geschäftes zu halten.

Am fünften Tage erblickten wir in weiter Ferne am Horizonte die Piramiden von Gizeh gleich kleinen Bergen, und landeten noch einmal am linken Nilufer, um aus einem Dörfchen die Schwester unsres Kapitän an Bord zu nehmen. Ueber die beiden Nilarme, die hier das sogenannte Delta bilden, und von denen einer bei Damiette, der andre bei Rosette mündet, wurde eben eine Brücke gebaut, die, wenn sie nach der Angabe vollendet wird, ein Wunderwerk der neuern Zeit genannt werden dürfte. Den Plan dazu hat ein Franzose, ein St.-Simonist, dem Pascha vorgelegt, und dieser hat ihn nach London geschickt, um ihn von zwölf der berühmtesten Ingenieurs prüfen zu lassen. Die eine Hälfte derselben hielt die Ausführung für möglich, die andere für unmöglich, und der Pascha ließ rüstig fortarbeiten. Wir sahen eine ungeheuere Menschenmenge eben mit der Ausführung beschäftigt.

Nachmittags liefen wir in den Hafen von Bulak ein, einem etwa eine kleine Stunde von der Hauptstadt entfernten und als Vorstadt derselben betrachteten Flecken, der sich durch die schöne europäische Bauart seiner Häuser auszeichnet. Auf vorzüglich starken und rührigen Eseln, die hier wie in Alexandrien die Stelle der Fuhrwerke ersetzen, ritten wir in die Thore Kairos und kehrten in der Wohnung

eines Griechen ein. Abends bei Tische fand ich hier zu meiner freudigsten Ueberraschung einen thüringischen Landsmann, den Direktor der Musikchöre des Vicekönigs, Herrn Hempel aus Waltershausen, aus dem mir durch Freud und Leid so lieb gewordenen freundlichen Bergstädtchen am nördlichen Fuße des malerischen nordwestlichen Thüringerwaldes. Unsre beiderseitige Freude war sehr groß, und die theuere Heimath, die natürlich den ganzen Abend über Gegenstand unsrer Unterhaltung blieb, trat in hellen süßen Bildern vor unsre Seele. In Hempels Begleitung besah ich mir am folgenden Tage die Merkwürdigkeiten der Stadt.

Kairo oder El Kahira, die „Siegreiche,“ von den Arabern „Masr,“ der schöne Ort, genannt, liegt auf dem rechten Ufer des Nils, mit welchem es durch einen Kanal verbunden ist, und zerfällt in drei Haupttheile: in die Vorstadt Bulak mit dem Haupthafen, in das alte Kairo (Fostatt), das östlich, und in das eigentliche Kairo oder Groß-Kairo, das nördlich von Bulak liegt. Das alte Kairo bildet den zweiten Hafen der Hauptstadt. Diese, die größte und volkreichste in ganz Afrika dehnt sich in einer sandigen Ebene zu einem Umfange von drei Stunden aus. Allein das Innere ist bei weitem nicht ganz von Gebäuden, Straßen und Plätzen eingenommen; man findet große Gärten, wüste Plätze und Trümmerhaufen, auf denen erst nach und nach die Paläste prangen werden, welche die Baulust und Verschönerungssucht des Vicekönigs hierher bestimmt hat. Aus der Ferne gewährt Kairo kein schönes Bild; von Bulak aus gesehen, erschien es uns wie ein Haufe verworrener Mauern und Häuser, aus denen kein ausgezeichnetes Gebäude hervortrat, dem Auge einen Stützpunkt zu bieten. Der Straßen sind eine ungeheuere Menge, aber sie sind, wie in allen türkischen Städten, schmutzig, ungepflastert, krumm und zum Theil so eng, daß ein Reiter Mühe haben würde, durchzukommen. Die Atmosphäre in denselben ist

erstickend, das Gedränge unbeschreiblich, so daß man sich nur mit der größten Anstrengung hindurch arbeiten kann. Bald begegnet man einem Zuge beladener Kamele, bald einer Karawane vornehmer Herren und Damen auf Pferden und Maulthieren; hier muß man einem Haufen Soldaten ausweichen, welche die in der Stadt zerstreuten Wachen ablösen, dort sich vor einer Kavalcade von Esels=Rittern in Acht nehmen, überall ist man in Gefahr, umgestoßen und zerdrückt zu werden. Und bei aller scheinbaren Unordnung in dem Straßengewühle, geschieht doch selten ein Unfall, weil man fast bei jedem Schritte auf einen warnenden Ausrufer stößt. Zum lauten Ruf derselben kommt das von allen Seiten ertönende Waarenausgebot der Verkäufer, das Geschrei der im Gedränge gestoßenen und getretenen Kinder, das Vocalconcert der Esel und Hunde, und alle diese verschiedenartigen Laute ballen sich in ein nimmer endendes ohrzerreißendes Getöse zusammen. Kein Wunder bei einer Bevölkerung von 500,000 Einwohnern der verschiedensten orientalischen und europäischen Nationen, die in den drei Theilen der Stadt wohnen! Die Straßen Kairos sind in Quartiere abgetheilt, und diese durch Thore verschlossen; jede Nation hat ihr eignes; unter allen zeichnet sich das der Juden durch Unreinlichkeit und schlechte Bauart aus. Die Häuser der geräumigen Straßen, die nach öffentlichen Plätzen und den Bazars führen, welche letztere zum Schutz gegen die Sonne mit Dächern überbaut sind, bestehen aus Backsteinen und sind oft zwei und drei Stockwerke hoch. Ihre sehr kleinen Thüren und ihr gänzlicher Fenstermangel nach der Straße zu lassen aber eher Gefängnisse als menschliche Wohnungen in ihnen vermuthen. Alle Pracht ist für das Innere aufgespart, doch hat es mir nicht gelingen wollen, in einem derselben Zutritt zu erhalten.

Mein erster Gang mit dem Musikdirector Hempel war nach der Citadelle oder dem Residenzschlosse des Vicekönigs. Es liegt nordöstlich von Kairo auf einem Felsen der zum Mokattamgebirge gehört und eine

Verlängerung desselben ist. Die Mauern sind von beträchtlicher Höhe und von Häusern umgeben, welche meist in Ruinen zerfallen und unbewohnt sind. Die zum Schlosse führenden Wege sind in Felsen gehauen, aber eng und so steil, daß man an mehreren Stellen hat Stufen anbringen müssen, um das Hinaufsteigen zu erleichtern. Auf der Burg angelangt, tritt man durch ein mit ungeheuern eisenbeschlagenen Flügelthüren versehenes Thor, zu dessen Seiten zwei Thürme sich erheben, wieder ins Freie und durch ein andres erst in die eigentliche Citadelle. Am Eingange links in einem Käfige befanden sich acht männliche, in einem andern zwei weibliche Löwen, auf dem Vorhofe ging ein junger Elephant frei herum. Diese Bewohner der Wüste imponiren dem eintretenden Fremdlinge. Für die Mühe der beschwerlichen Wanderung entschädigt die herrliche Aussicht, die man auf die ungeheuere Stadt, auf die vom Nil in tausend Windungen durchschlängelte Umgegend und auf die majestätisch aus dem Sande der Wüste hervorragenden Pyramiden genießt. Die Gebäulichkeiten der Citadelle bieten wenig Interesse. Der Palast des Pascha, ein riesiges theilweise in Ruinen liegendes Gebäude steht beinahe am Ende derselben, an den Mauern des Walles und zeichnet sich nur durch den großen prachtvoll geschmückten Saal aus, in welchem der Divan sich versammelt; die übrigen Gebäude sind Trümmer, deren frühere Bestimmung man gegenwärtig nicht mehr kennt. Nördlich von diesen verfallenen Bauwerken gelangt man zur größten Merkwürdigkeit des Schlosses, zum Josephsbrunnen. Eine sanft absteigende sechs bis acht Schuhe breite Wendeltreppe führt 140 Ellen tief in den Felsen hinab. In dieser Tiefe befindet sich ein großer Wasserbehälter, dessen klares Naß eine von Ochsen oder Kameelen in Bewegung gesetzte Maschine in daran befestigten kleinen Eimern und irdnen Krügen zu Tage fördert. Der Sage nach soll Joseph diesen Brunnen habe graben und das Wasser des Nils hineinleiten lassen, andre machen ihn zu einem

Werke des Sultan Saladin, der auch zugleich als Erbauer der Burg genannt wird.

Ich würde zu weitläufig werden, wollte ich den Leser mit einer genauen Beschreibung der modernen Paläste hoher Staatsdiener, der prächtigen Bazars, der Kaufhäuser und Waarenniederlagen, der Bade- und Kaffeehäuser unterhalten; sie sehen sich in türkischen Städten ziemlich ähnlich und selbst der Sklavenmarkt Kairos bot mir dasselbe Bild des Jammers wie der zu Alexandrien. — Die Ruinen aus Kairos Vorzeit sind den Gelehrten ein Räthsel, was hätten sie mir weniger sein sollen? Ich habe sie gesehen, unbekümmert um ihre frühere Bestimmung, und nicht danach gefragt, da ich Wichtigeres zu thun hatte, nämlich Proviant zu kaufen für die Weiterreise nach dem Sinai.

Nach einem Aufenthalte von sieben Tagen, während welcher wir die Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend besehen, unsre Papiere in Ordnung gebracht, uns mit Proviant versehen, unsre ledernen Schläuche mit dem süßen Wasser des Nil gefüllt und uns ein altes Zelt, ein Haus für die Wüste, angeschafft hatten, verließen wir am 15. October in der ersten Frühe Groß-Kairo mit acht Kameelen (die Hälfte diente zum Reiten, die andre zur Fortschaffung des Gepäcks und der Lebensmittel) und schlugen die Wüstenstraße nach Suez am rothen Meere ein. Die Vorbereitungen zur Reise hatten wirklich mehrere Tage lang unsre ganze Thätigkeit in Anspruch genommen. Ich hatte die letzte Nacht wenig geschlafen und befand mich in einer frohen Aufregung. Es war ja meine ersten Wüstenfahrt, und welch' ein Ziel schwebte mir vor!

Nach wenigen Stunden schon, obgleich die Kameele sehr langsam gehen, betraten wir das einsame düstere Bereich der Wüste. So öde und traurig auch die mich umgebende Natur war, gleichsam das Gerippe des vegetativen Lebens, so lebendig und freudig

war meine innere Welt. Hehre Erinnerungen an die Frühzeit des Menschengeschlechtes, an jene erste heilige Dämmerung der Geschichte durchschauerten mich. Frisch und lebendig standen die im Knabenalter in der Dorfschule erhaltenen ersten Eindrücke mir vor dem innern Auge. Was ich einst vom Auszuge der Kinder Israel aus Aegypten, von ihrem Wege durch die Wüste, von ihrem Durchgange durch das rothe Meer, von der wunderumhüllten Gesetzgebung auf dem Sinai, was ich von Moses und Aaron und von den zwölf Stämmen gelesen, und was einst die Phantasie des Knaben so sehr beschäftigt hatte, das glühete gleichsam wieder in mir auf und war mir deutlich erinnerlich. Zog ich doch jetzt dieselbe Straße, welche Moses an der Spitze seines Volks gewandert war, durch dasselbe unwirthbare Land, durch welches eine Feuersäule bei Nacht und eine Rauchsäule bei Tage die Kinder Gottes geleitet hatte.

Die Wüste zwischen dem Nilthale und dem rothen Meere ist keine unabsehbar ausgedehnte, mit feinem Sande erfüllte Ebene, wie man sich die Wüsten meist und mit Recht vorstellt, sondern ein sehr unebenes von Gebirgszügen durchschnittenes Gelände. Das Hauptgebirge lief wie unser Weg von Westen nach Osten und blieb uns stets zur Rechten; mehrere seiner Nebenarme hatten wir auf unsrer viertägigen Reise bis Suez zu übersteigen, meist ging unsere Straße durch Thäler und in der Ebene durch die Rinnsale der Winterwasser im Sande. Zur Linken war die Gegend vorzugsweise eben. Der Boden bestand entweder aus hartem Kiesgerölle oder aus Kalkgeschiebe, seltener aus weichem Sande. Hie und da gewahrten wir in den Thälern etwas kümmerliche Vegetation, und manches, was sich davon am Wege bot, ward von unsern Kameelen gierig abgeweidet. Die Gebirge, entweder aus hartem Sandstein oder Kalkstein bestehend, boten eine eigenthümliche zackige Form und schnitten stets scharf am Horizonte ab. Die Stille in der Wüste hat einen unbeschreib-

lichen, schier beängstigenden Charakter, vorzüglich für die, welche aus dem geräuschvollen Kairo kommen.

Die Reise selbst war für mich äußerst beschwerlich. Nicht nur, daß ich die langsam schaukelnde Bewegung des Kameels nicht vertragen konnte und aus diesem Grunde, vorzüglich in den ersten Tagen, unaufhörlich von Uebelkeit heimgesucht wurde, die mit der Seekrankheit viel Aehnlichkeit hatte, sondern die Hitze war auch am Tage schier unerträglich, so daß wir von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags Stillstand machen mußten. Wir schlugen unser Zelt auf und brachten im Schatten desselben in einem dumpf brütenden Zustande, in halber Bewußtlosigkeit zu. Die Luft lag um uns wie die Temperatur eines Backofen. Um 5 Uhr packten wir das Zelt zusammen und ritten dem sich langsam verkühlenden Abend entgegen bis 9 oder 10 Uhr, je nachdem der Lagerplatz näher oder weiter entfernt war. Denn diese Kameelbesitzer, stets Beduinen, haben bestimmte Stellen, auf denen sie durch die Wüste ziehend, übernachten. Rasch lodert nun ein Feuer empor, das Nilwasser, das, wie begreiflich, nicht mehr frisch ist, wird aus dem Lederschlauch in den Topf gefüllt und der Reis aus dem Sacke dazu geschüttet, um zur Mahlzeit zu kochen. Dieser, getrocknete Früchte und geräucherter Fisch, machen den Speisevorrath aus; das ohnedies schlechte Brod wird in der Sonnenglut steinhart. Eine Tasse Thee wird zum Labsal, obgleich sie den brennenden Durst gänzlich zu stillen nicht im Stande ist. Die Nächte brachte ich in der Regel außerhalb dem Zelte, an dessen Wand auf eine wollene Decke gebettet, zu, die schlaftrunkenen Augen bald auf das verglimmende Feuer, bald auf die Sterne des Himmels gerichtet, bis sie mir zufielen. Die Nacht hat in der Wüste einen weit großartigern Charakter, als bei uns. Sie ist hehrer, heiliger; man fühlt sich Gott näher und von der belebten Welt so weit, als sei man schon in einen höhern Zustand versetzt. Man begreift leicht, daß

die Araber der Wüste den gestirnten Himmel genau kennen müssen: die Hitze des Tages nöthigt sie zur Ruhe, und in der Nacht glänzen ihnen die Sterne heller, als den Bewohnern Europas. Meine Gedanken waren, eh ich entschlief, gewöhnlich mit den Kindern Israel beschäftigt; was Wunder, wenn ich von Moses träumte, von der Feuer- und Rauchsäule, vom Himmelsmanna u. s. w. Vor Tagesanbruch bestiegen wir unsre Kameele schon wieder, das frugale Frühstück in der Hand. Die Morgen waren die genußreichste Zeit der Reise; Körper und Geist fühlten sich frisch, und ich war im Stande, meinen Gedanken freie Audienz zu geben. Man war auch in der Regel ganz auf sie gewiesen; denn da die Kameele nicht neben einander, sondern alle im langen Zuge hinter einander gehen, jedes vom andern durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, so kann man mit seinem Hinter- oder Vordermanne höchstens nur einige Worte mit starker Lungenanstrengung wechseln. Aber auch diese dürftige Unterhaltung unterbleibt, sowie die Sonne höher steigt; dann nehmen auch allmählig die Gedanken Abschied, und wenn das mächtige Tagesgestirn nun seine glühende Pfeile auf unser Haupt herabschießt, dann starrt man gedankenlos in die von Hitze zitternde Luft und versinkt in einen halbleblosen Zustand. Von Minute zu Minute wird die Glut der von den nackten, steilen Felsenbergen abprallenden Sonnenstrahlen furchtbarer, das Athmen wird einem schwerer; man meint sterben zu müssen. — Das Zelt wird aufgeschlagen, man kriecht hinein und vegetirt sieben böse Stunden in seinem wenig Kühlung gewährenden Schatten.

Außerdem ist mir auf diesem Wege nichts Merkwürdiges begegnet. Am dritten Tage sahen wir zu unsrer Rechten in Südost die ungeheuere Felsenstirne des Attaka sich erheben, der auf der ägyptischen Seite jäh nach dem rothen Meere zu abstürzt. Dieser mächtige Bergrücken hat eine sehr imposante Form.

Am vierten Tage gegen Abend erblickten wir endlich von einer kleinen Anhöhe aus die dunkle von der untergehenden Sonne leicht geröthete Fläche des rothen Meeres und drüber hinaus im Abendhimmel verschwimmend die Gebirge, welche die Felsenwarte des Sinai umlagern. Wir begrüßten das von den letzten Strahlen der Sonne magisch beleuchtete Suez mit lautem Rufe.

Plötzlich war alle Abspannung von uns wie abgeschüttelt. Die Kalk- und Sandsteingegend, aus lauter kleinen Hügeln bestehend, wird im höchsten Grade trostlos und traurig, und nur der Blick auf den majestätischen Attaka und in seine tiefen Schluchten, so wie auf das nahe Meer und die Mauerzinnen und Minarets des Städtchens entschädigt für die Oede der nächsten Umgebung. Das Kastell Adscherud ließen wir links zur Seite und gelangten auf einer allmählig sich absenkenden Fläche zu dem etwa noch eine Stunde von Suez entfernten, mit einem kastellartigen steinernen Hause überbauten Brunnen Bir Suez. Das salzig schmeckende Wasser desselben wird durch von Ochsen getriebene Räder in Rinnen gehoben, die es in große steinerne Tröge vor dem Gebäude führen. Menschen und Kameele tranken; mir wollte es nicht recht schmecken.

Das nahe Meer wurde von der Dämmerung immer dunkler gefärbt, der Attaka starrte unheimlich in den Abendhimmel. Mit Einbruch der Nacht langten wir in Suez an.

Erst am andern Morgen hatte ich Gelegenheit, die wahrhaft schreckliche Gestalt und Umgebung dieser sogenannten Stadt in Augenschein zu nehmen. Sie besteht aus ohngefähr 600 Häusern und Erdhütten, die nicht einmal alle bewohnt sind, und zählt mit der hier stehenden Compagnie des ägyptischen Militärs noch immer nicht 1400 Einwohner und liegt in einer Gegend, deren farblose Oede und niederdrückende Traurigkeit ihres Gleichen nicht hat. In der That das Todtenbild dieser unglücklichen Stadt läßt sich kaum beschreiben. Kein

Gräschen entsproßt dem heißen harten Kalk- und Sandboden, kein Baum erfreut das Auge, kein Vogel belebt die Luft, Alles ist still, öde, heiß, hart, Grau in Grau, und wohin der geängstete Blick sich wendet: Sand, Kalktrümmer, Staub, nackte, scharfe Felsen; ja die Wüste erstreckt sich sogar bis innerhalb der Stadtmauer. Ein Ort zur Verzweiflung. Hier war natürlich unseres Bleibens nicht, und so setzten wir denselben Morgen (den 19. October) noch in einer Barke über den Arm des rothen Meeres, wie man uns versicherte, an derselben Stelle, an welcher Moses sein Volk hindurchgeführt hatte, als das Meer zu beiden Seiten stand, wie eine Wand, und an welcher der nachsetzende Pharao mit Rossen und Reitern ertrank. Mann kann zur Zeit der Ebbe, wenn ein starker Nordwestwind die Fluthen nach Süden treibt, den Meeresarm durchreiten oder zu Fuß durchwaten; springt aber der Wind nach Südost um, dann treibt er die Gewässer nordwärts, die dann in Kurzem sechs bis neun Fuß steigen. Die Schiffer erzählten uns, daß Napoleon im Februar des Jahres 1799 auf seinem kühnen Zuge von Kairo nach Syrien durch die Wüste, hier fast das Schicksal des Pharao gehabt. Er wollte nördlich von Suez durch den Meeresarm reiten, der plötzlich südlich umgeworfene Wind wälzte ihm Welle auf Welle zu, und die Rettung gelang ihm nur mit großer Mühe. Damals soll er lakonisch gesagt haben: „Es wäre ein interessanter Text für alle Prediger gewesen, wenn ich hier, wie Pharao ertrunken wäre.“

Abermals sah ich hier zwei Welttheile einander so nah gegenüber liegen und nur durch einen Meeresarm getrennt; bei Konstantinopel waren es Europa und Asien, hier Afrika und Asien. Aber der Unterschied zwischen dem lebendigen Bosporus und dem todten rothen Meere ist eben so groß, wie zwischen den grünen prächtigen belebten Ufern Kleinasiens und Thraciens und denen der einsamen, von steilen grauen Felsenbergen gebildeten aegyptischen Küste und des gegen-

über liegenden düstern Felsenwalles im steinigen Arabien. Aber nichtsdestoweniger hat auch dieser Anblick seine Reize; es sind die eines großartigen, tiefernsten Charakters. Wir empfangen von ihm einen Eindruck wie von der ersten Geschichte des Menschengeschlechts, die hier in der Morgendämmerung des Erdlebens spielt.

Nach einer halben Stunde betraten wir das Ufer des steinigen Arabiens und mußten wohl eben so lange auf unsre Kameele warten, welche um die nördlichste Spitze des Meerbusen herumgegangen waren. Wir zogen nun längs der Küste hin und genossen den Anblick des aegyptischen Ufers mit seinen imposanten Bergen. Vorzüglich präsentirte sich der Attaka mit seinem steilen Abfall sehr malerisch. Nach zwei Stunden eine Gruppe von Dattelpalmen und niederes Palmengebüsch. Sie stehen bei dem Mosesbrunnen, zu welchem wir nun gelangten. Er besteht aus mehreren kleinen Wasserbecken von verschiedenem Umfange, alle in geringer Entfernung von einander liegend. Eins derselben zeichnet sich vor den andern durch Größe aus, dann sind ohngefähr 4 bis 5 größere und eine Anzahl kleinere Quellen. Ihr Wasser schmeckt salzig. Der Sage nach soll Moses auf seinem Zuge zum Sinai mit seinem Zauberstabe die Felsen des Bodens geöffnet und diesen Brunnen hervorgerufen haben, um die durstigen Kinder Israel zu tränken.

Wir entfernten uns nun allmählig vom Ufer des Meeres, dessen Anblick uns endlich ein sanft ansteigender kleiner Höhenzug verdeckte. Wir waren in der Wüste Sur, unser harter mit Feuersteinen übersäeter Weg lief zwischen Kreidekalkhügeln hin. Nach etwa neun Stunden erreichten wir eine andre, bittere und schwefelhaltige Quelle auf einem Hügel, wiederum mit Palmbäumen umstanden. Es war der Brunnen Howara, in der Bibel Mara *) genannt, der ein klei-

*) 2. Buch Mosis 15, 23—25. Da kamen sie gen Mara; aber sie konnten das Wasser zu Mara nicht trinken, denn es war fast bitter. Daher hieß man

nes Felsenbecken füllt. Wir schlugen hier unser Zelt zur Nachtruhe auf. Am Morgen tränkten wir unsere Kameele und füllten unsre Schläuche, denn nach der Angabe unsrer Führer sollten wir erst in vier Tagen wieder zu einem Brunnen kommen. Dann verweilten wir noch in stiller Andacht, denn es war heute Sonntag (20. Oct.), und der Ort zu einer sonntäglichen Feier sehr geeignet.

Hier hatte der große Gesetzgeber des Alterthums, dessen Namen in dieser Gegend an Berge, Felsen, Brunnen für ewige Zeit geheftet ist, ein Wunder verrichtet, von hier hatte er sein Volk in die unwirthbaren Thäler des felsigen Urgebirges geführt, von dessen höchster Spitze unter Donner und Blitz das Gesetz gekommen war, dessen ewige Wahrheit sich aufs Neue im Christenthume bethätigt hat. Auch wir wollten jene ragende Felsenwarte besteigen, auf welcher nach der bildlichen Sprache der Bibel der Herr mit seinem Knechte Moses geredet, und wir durften nicht hoffen, sie unter einer Woche zu erreichen. Und welchen beschwerlichen Weg hatten wir vor uns! Keine Menschenwohnung, eine einzige Quelle, ein wildes starres Felsengebirg mit tiefen Schluchten und Thälern, die selten mit sparsamen Grün geschmückt sind. Fürwahr, wir bedurften des Muthes und der Stärkung durch Gebet. Die sonntägliche Stimmung verließ mich den ganzen Tag nicht; ich saß in mich gekehrt auf meinem Kameele und überlegte, welcher Gnade mich Gott vor vielen Tausenden gewürdigt, daß ich den heiligen Ort seiner ersten Offenbarung betreten, daß ich den Berg besteigen sollte, von welchem alle Religion und Kultur ausgegangen ist seit mehr als dreitausend Jahren. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Gipfel des Sinai schon damals ein

---

den Ort Mara. — Da murrte das Volk wider Mose und sprach: Was sollen wir trinken? — Er schrie zu dem Herrn; und der Herr wies ihm einen Baum, den that er ins Wasser, da ward es süß.

durch uralte Anbetung Gottes geheiligter Altar der Völker Arabiens war, und daß dieser Umstand den weisen Greis bestimmte, diesen Berg zum Ort seiner Gesetzgebung zu wählen.

Wir kamen an diesem Sonntage an mehreren Thälern vorüber und traten in das Vorgebirge ein, dessen Kreidekalk- und Sandsteinmassen uns in der Ferne wie hohe Mauerruinen erschienen. Unsre Mittagsruhe hielten wir in der westlichen Ausmündung eines schönen Thales, das in östlicher Richtung strich. Es war mit vielen wilden Palmen und Tamarisken besetzt, und führt den Namen Wadi Gharendel. *) Unser Führer sagte uns, dies sei das Thal Elim der heiligen Schrift, in welchem die Kinder Israel auf ihrem Zuge zum Sinai lagerten, und das nach der alten Ueberlieferung mit zwölf Wasserbrunnen und siebenzig Palmbäumen geschmückt war. **) Mehrere Stunden weiter östlich sollen nach der Versicherung des Führers noch immer reizende Stellen mit Brunnen sein, deren Zahl sich im Frühlinge vermehre. Ueber eine Berghöhe Dschebel Ossayta ***) mit vielen Felsenhöhlen, in denen sonst Einsiedler gewohnt haben sollen (wir glaubten an manchen die nachhelfende Menschenhand noch zu erkennen), gelangten wir in das Wadi Ossayta, das wir durchschnitten. Es war stark mit Tamariskengesträuch besetzt. Gegen Abend zog sich unser Weg in südöstlicher Richtung nach dem Gebirge zu, während der Weg nach Tor am untern Theile des Meerbusen von Suez gelegen, sich rechts an das Meerufer hinabzieht. Wir schlugen an diesem Abende unser Zelt am Eingange des Wadi Mokkateb auf.

Die Morgenstunden des Montags und der folgenden Tage gin-

*) Wadi heißt Thal. Es wird jedesmal zu dem Namen des Thales gesetzt.

**) 2. Buch Mosis 16, 1.

***) Dschebel oder vielmehr Djebel heißt Berg, unserm deutschen Giebel und Gipfel sprachverwandt, und wird jedesmal zu dem Namen des Berges gesetzt.

gen wir meist zu Fuß und vergnügten uns abwechselnd, je näher wir dem Urgebirge kamen, mit der Jagd auf Vögel und Gazellen. Es gibt aber nicht mehr so viele Wachteln hier, wie zu der Zeit, als sie den fleischhungrigen Kindern Israel zu Tausenden auf die Köpfe fielen. Auch Manna fällt nicht mehr vom Himmel, und wer sich seinen Reis und seine Datteln nicht mitbringt, kommt hier leicht in Gefahr Hungers zu sterben. — Zwischen den immer höher werdenden, oft mit schroffen Felsenwänden umstellten Bergen zogen wir durch die tagelang dauernden Thäler, das Wadi Mokkateb, das Wadi Feiran, und erreichten am Mittwoch Nachmittags 6 Uhr (23. October) den versprochenen Brunnen, dessen Namen ich in meinem Tagebuche mit Bleifeder so unleserlich geschrieben habe, daß ich ihn nicht wieder geben kann. Es war uns in diesen Tagen nichts der Aufzeichnung besonders Werthes begegnet.

Obgleich es noch hoch am Tage war, so beschlossen wir doch, am Brunnen zu übernachten. Menschen und Kameele labten sich am frischen Wasser.

Wir waren eben mit dem Aufschlagen unsres Zeltes beschäftigt, als ein Beduine auf einem Kameele zu uns stieß und uns Datteln zum Verkaufe anbot. Sein Erscheinen kam uns verdächtig vor, doch kauften wir ihm etwas ab und ließen ihn seine Straße weiter ziehen. Nichtsdestoweniger mußte einer nach dem andern des Nachts Wache halten. Am andern Morgen zogen wir mit frisch gefüllten Wasserschläuchen versehen weiter. Bald führte unser Weg in ein enges, etwa drei Stunden langes Thal, dessen einschließende Berge mit Gebüsch bewachsen waren, in dem sich, wegen der Nähe der Quelle, Thiere und Vögel aufhielten. Wir stiegen von unsern Kameelen, um Jagd auf sie zu machen. Nach etwa einer Viertelstunde blieb unser würtemberger Reisegefährte zurück, um einen geschossenen Vogel im Gebüsch zu suchen. Sein Kameeltreiber blieb einige Zeit darauf ste-

ßen, um ihn zu erwarten; wir aber gingen weiter in der Hoffn
daß er uns bald nachkommen würde. Eine halbe Stunde später h
ten wir zwei Schüsse, aber wir verfolgten unsern Weg in der Mei
nung, daß Kölner uns nachfolge. Schon waren wir eine Meile
weit geritten, aber er kam immer nicht, auch dann noch nicht, als
wir an einem einsamen, mit steilen Felsen umgebenen und mit Ge-
büsch bestandenen Plätzchen über eine Stunde gewartet hatten. Wir
dachten an den Beduinen, der uns gestern Abend die Datteln ver-
kauft hatte, und kamen auf die Vermuthung, daß dieser uns gleich
verdächtige Mensch vielleicht mit unsern Kameeltreibern einverstanden
sein könne und auch uns Gefahr drohe. Sogleich nahmen wir unsre
Gewehre von den Kameelen, luden sie mit Kugeln, so daß wir 14
Schüsse thun konnten und ließen die Kameeltreiber durch unsern Dol-
metscher bedeuten, daß keiner lebend von der Stelle komme, wenn
unser Gefährte nicht wiederkehre und sie mit dem Beduinen, der uns
die Datteln verkauft, in Verbindung ständen. Zu gleicher Zeit nah-
men wir ihnen ihre Gewehre ab, die uns ohnedies nicht viel hätten
schaden können, da sie kein Schloß, sondern nur eine Pfanne hatten
und mit der Lunte abgefeuert werden mußten. Darüber geriethen sie
in großen Schrecken. Sie warfen sich vor uns auf die Knie nieder
und flehten Gott um Hülfe an. — „Gott weiß es,“ rief der Eine,
„wir sind unschuldig.“ Hierauf schickten wir unsern Dolmetscher zu-
rück, um den Verlorenen zu suchen. Wir mochten wohl wiederum
eine Stunde in ängstlicher Spannung gewartet haben, als wir aber-
mals einen Schuß hörten. Nun glaubten wir sicherlich, daß wir auch
unsern Achmed verloren hätten, und unser Schrecken darüber war
nicht gering. Indessen hatte ein Kameeltreiber einen Felsen bestiegen,
von welchem aus er eine große Strecke des Thals übersehen konnte
Von dort berichtete er, daß der Dolmetscher allein zurückkehre. Und
so war es. Achmed verkündete uns, daß er, an der Stelle, wo wir

den Kameeltreiber des Verlorenen verlassen, seine Pistole abgefeuert habe, um dem Verirrten ein Zeichen zu geben und dann, als auf diesen Schuß keine Antwort erfolgt, umgewandt sei. Doch merkten wir an seinen Worten und vor allen aus seiner zu schnellen Rückkehr, daß er aus Furcht nicht bis zu dem beschriebenen Platze gekommen war. Unterdessen sahen wir Köllners Hund, der bei ihm zurückgeblieben war, im schnellsten Laufe auf uns los eilen, doch sehr traurig werden, als er, ringsum suchend, seinen Herrn nicht bei uns fand. Dieser Umstand fiel uns sehr auf und machte uns um so unruhiger, je unerklärlicher er uns war. Jetzt blieb uns nichts weiter übrig, als unsre Kameeltreiber in die Gegend zurückzuschicken. Sie waren jedoch kaum eine halbe Stunde fort, als sie mit der für uns höchst erfreulichen Nachricht zurückkamen, daß der Verlorene sammt seinem Kameeltreiber sich auf dem rechten Wege zu uns befände. Bei uns eingetroffen, erzählte er, sogleich nach seinem Zurückbleiben sei er, durch frischen Kameelkoth verführt, auf einen falschen Weg gerathen. Bald jedoch habe er seinen Irrthum eingesehen und einen Felsen erklimmt, um sich nach uns umzublicken. Durch einen Fehltritt sei er gestürzt und im Fallen habe sich seine Doppelflinte entladen, deren beide Schüsse uns vermuthen ließen, daß er von Räubern angefallen worden sei. Bei diesem Ereigniß hatte er seinen Hund verloren, der dem Geruche der Kameele nachgegangen war und etwa nach zwei Stunden zur Gesellschaft kam. Köllner war nun, als er von der Klippe aus nichts von uns gesehen, noch einige Zeit in der Irre gelaufen, bis er an eine einzelne Hütte gelangte, vor welcher ein arabisches Weib saß. Dieser hatte er sich verständlich gemacht und war von ihr auf den rechten Pfad zurückgewiesen worden, woselbst er auch seinen Kameeltreiber fand, der ihn in der ganzen Umgegend gesucht hatte. Sein Wiedererscheinen nahm uns eine große Last vom Herzen.

Wir verließen nun das Vorgebirge und traten über eine mehrere

Stunden breite Sandebene, durch welche es vom Urgebirge getrennt ist, in das Letztere, welches meist aus Syenit besteht. Die Berge bauen sich hier hinter und über einander in wahrhaft grausiger Wildheit. Ihre Felsenhörner und Zacken, ihre senkrechten Wände und gallerieartigen Absätze üben einen düstern und niederdrückenden Einfluß auf Auge und Gemüth des Reisenden. Die Thäler sind oft schaurig eng und steil. Die Nähe des Gebirgsstocks thut sich immer mehr kund. Der Beschwerlichkeit des Weges halber wird in einer Tagereise eine weit geringere Strecke zurückgelegt, als früher. Die Kameele nehmen einen immer trägern Gang an.

Und so war denn wieder ein Sonntag in unserm einförmigen Reiseleben angebrochen und wir wurden von einer fromm feierlichen Spannung erfüllt; denn heute noch, recht zur Sonntagserhebung, sollten wir den heiligen Berg des Herrn erblicken und das St. Katharinenkloster an seinem Fuße erreichen. Bisher waren uns die höchsten Gipfel des Gebirges, der Horeb und der eigentliche Sinai immer von andern Bergen verdeckt worden. Plötzlich, bei einer Wendung des steilen Weges, schrien unsere Kameeltreiber auf eine im Hintergrunde hervortretende imposante mehrgipflige Bergmasse deutend: „Schuf Djebel Moshe!“ (Schaut das ist der Berg Mosis!), und ein freudiger Schreck durchzuckte mich. Es ist mir unmöglich, die Gefühle zu beschreiben, die mich in diesem Augenblicke durchstürmten. Ich faltete die Hände zum wortlosen Gebete und meine Augen füllten sich mit Thränen der Rührung.

Das rege Verlangen unsers Gemüths ließ uns heute keine Mittagsrast halten, und so sahen wir denn gegen 3 Uhr Nachmittags von der letzten Berghöhe in das Wadi Bostan (Gartenthal), auch Wadi Raha genannt, hinab und erblickten das große Kloster in seinem ganzen Umfange und dicht darüber die sieben Gipfel des steil aufsteigenden Horeb. Unsre Augen hafteten mit sprachlosem Ent-

zücken lange auf dem reizenden Thale mit seinem hochummauerten Klosterfrieden und auf dem majestätischen Berge, bevor wir hinabritten.

Unsern Dolmetscher hatten wir mit den Empfehlungsschreiben nach dem Kloster vorausgeschickt, um uns die Erlaubniß auszubitten, einige Tage daselbst verweilen zu dürfen. Sie wurde uns gewährt, und Nachmittags nach 3 Uhr (27. October 1833) zogen wir in das Kloster ein. Am meisten fiel mir auf, daß das Gebäude weder Thore noch Thüren hatte. Aus einem hohen Fenster wurde ein Strick herunter gelassen, an dessen Ende ein großer Ring angebracht war. In diesen mußte sich einer nach dem andern setzen, und so wurden wir mittels eines Flaschenzuges bis zum Fenster gezogen, das vom Boden an wohl gegen 40 Fuß hoch war. Wir wurden äußerst gastfreundlich von den Klosterbewohnern aufgenommen.

Den ersten Tag brachten wir damit zu, uns von den Anstrengungen der Reise zu erholen und das Kloster in Augenschein zu nehmen. Es hat ganz das Ansehen einer Festung; denn hohe, starke Mauern aus großen Granitblöcken und Backsteinen umgeben es ringsum im unregelmäßigen Viereck. Auf jeder Ecke steht eine Kanone und oben durch die Mauer geht ein Gang, in welchem Schießscharten für das leichte Geschütz angebracht sind. Die Geschütze dienen zur Abwehr der Beduinen, die sonst, bevor Mehemed Ali hier herrschte, der den Christen kräftigen Schutz angedeihen läßt, sehr oft Raubüberfälle auf das reiche Kloster versuchten. Auch jetzt noch ist das Kloster stets für den Fall einer Belagerung auf 2 Jahre mit Proviant versehen. Das Innere ist ein Haufen unregelmäßiger, auf unebenen Boden aufgeführter Gebäude. Sehr wohlthätig spricht überall in den Gemächern und auf den Höfen die sorgfältigste Reinlichkeit an. Mir vorzüglich gewährte sie nach der heißen Wüstenfahrt, in der wir leider nicht allein mit Staub und Sand zu käm-

pfen hatten, unaussprechlichen Genuß. Das merkwürdigste Gebäude ist die Kirche, die der oströmische Kaiser Justinian erbauen ließ; das Kloster selbst soll von der heiligen Helena, der Mutter Kaiser Konstantin des Großen, gestiftet worden sein. Die Kirche ist nicht groß, aber von ausgezeichneter Schönheit, und hat drei Schiffe. Das blaugemalte, den Himmel mit seinen Sternen darstellende Gewölbe ruht auf zwei Reihen von Granitsäulen, der Fußboden sowie die Wände bestehen aus schwarzem und weißem Marmor; an letzteren prangen in herrlichen goldenen Rahmen viele Gemälde und Heiligenbilder. Zur Erleuchtung der Kirche dienen eine Menge goldener und silberner Lampen. Der Gottesdienst in derselben beginnt 12 Uhr Nachts und endet 6 Uhr Morgens, und ich habe ihm mit meinem Dolmetscher beigewohnt, der alle Ceremonien mitmachte, so daß die Mönche, weil er auch sehr gut griechisch sprach, glauben mochten, er sei ein Christ. In der Kirche ist eine Kapelle gerade über der Stelle erbaut, wo Moses einst den brennenden Busch erblickte, durch welchen Gott sich ihm offenbarte. Bevor wir sie betraten, zogen alle Mönche und Fremde die Schuhe aus, dem Bibelverse zu Folge, in welchem der Gott Israels aus dem Busche dem erstaunten Moses zuruft: Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du aufstehest, ist ein heilig Land (2. Buch Mosis 3, 5.). Ich war von dem Gefühle durchschauert, daß dies ein urheiliger Boden sei.

Das Kloster, zur Verklärung genannt, ist jetzt im Besitz griechischer Mönche, die vor mehreren Jahrhunderten in kirchlichen Streitigkeiten die Katholiken daraus vertrieben. Außer der Kirche hat das Kloster nur wenig Merkwürdiges; die übrigen Gebäude dienen den Mönchen zur Wohnung. Aus dem Kloster führt ein unterirdischer Gang nach dem Klostergarten, der ebenfalls mit einer Mauer umgeben ist. Auf der einen Seite derselben befindet sich ein Loch, das zum Ausgange dient, wo man sich an einem daran angebrachten

Stricke herunterläßt. Der Garten hat kein sehr fruchtbares Erdreich, doch bauen die Mönche darin ihr Gemüse, auch gedeihen Südfrüchte, die jedoch von keinem guten Geschmacke sind.

Am zweiten Tage ging ich mit meinen Reisegefährten in etwa 6 Stunden rings um den Berg Sinai meist durch das denselben umgürtende Bostanthal, und am dritten Tage früh 6 Uhr bestieg ich den Berg in Begleitung eines Mönchs. Anfangs wanderten wir über hingesäete Felsstücke hinweg, das Steigen fängt erst etwa 500 Schritte vom Kloster an. Viele Stufen in blätterigen Porphyr gehauen, führen zwischen den Felsen in einer engen Schlucht hinauf, doch sind sie wegen ihres schlechten Zustandes nur mit großer Vorsicht zu betreten. Es ist kein Wunder, wenn sie verfallen sind, denn die Kaiserin Helena oder der Kaiser Justinian der Große soll sie haben einhauen lassen, und seit jener Zeit ist schwerlich etwas für ihre Ausbesserung geschehen. Indem wir auf ihnen emporstiegen, entstand unversehens über unsern Köpfen ein großes Brausen, das uns erschreckte. Uns umschauend, wurden wir inne, daß es von einem Paar durch den Engpaß flatternden Tauben herrührte. Eine gute Viertelstunde Wegs höher steht links eine Grotte mit einer frischen klaren Quelle. Es ist die Quelle des heiligen Sangarius. Dieser fromme Mann war vor sehr langer Zeit Abt des Klosters. In einem sehr heißen Jahre ging den Mönchen alles Wasser in den Cysternen aus, da rief der Abt durch sein inbrünstiges Gebet diese herrliche Quelle aus dem Felsen hervor. So erzählte mir der mich begleitende Klosterbruder. Das Emporsteigen wird durch die mehr und mehr verengerte Schlucht und auf den ausgebrochenen Felsstufen und Blöcken immer mühsamer; eine Strecke höher tritt man durch einen verfallenden steinernen Bogen. Wir näherten uns nun, ziemlich warm geworden, der ersten Hochebene zwischen den zwei Hauptgipfeln des Horeb, aus dieser erhebt sich der eigentliche Sinai, ein noch höherer

Gipfel. Der Horeb bildet sonach die Grundlage des Sinai, die erste Bergstufe desselben, seine Gipfel sind die Brüste des Berges, dessen Haupt der Sinai ist. Bevor man das Plateau des Horeb erreicht, sieht man am engen Wege zwei gemauerte Brunnen, von denen der eine jedoch ohne Wasser ist. Nicht weit davon steht, wie mitten aus den Felsen gewachsen, ein Cypressenbaum, rings mit einer kleinen Mauer umgeben. Die Aussicht von diesem Platze auf das starre Felsengebirge umher überrascht durch ihre Seltsamkeit. Auf dem Berge selbst ist keine Spur von Vegetation zu erblicken. Auf der Gebirgsplatte selbst kamen wir gleich zu einer Kapelle, die den Namen des Propheten Elias trägt; daneben ist eine Felsenhöhle im Berge, welche Elias, der todesmuthige Streiter Gottes, vor der Verfolgung des Königs Ahab und der verruchten Jesabel gesichert, bewohnte und mit Gott sprach, der sich ihm hier in einem stillen sanften Sausen offenbarte. *) Wir bestiegen nun den eigentlichen Sinai, den bis diese Stunde, aus frommer Scheu und eingedenk des in der Wüste seinen Vätern gewordenen Verbots Gottes **), kein Jude betritt noch seiner Fuß berührt. An zwei christlichen Kapellen vorüber, in denen sich Altäre befanden, langten wir gegen 10 Uhr auf dem Gipfel des Berges an. Zwei Kapellen zieren denselben, links eine christliche, rechts eine muhamedanische. In der ersten findet man auf dem Altare die Namen derer aufgezeichnet, die den Sinai bestiegen haben, in der andern sieht man Fetzen von Kleidungsstücken an einer Schnur aufgehangen, die die Türken zum Andenken ihres Besuchs hier zurücklassen, denn der Berg ist auch ihnen ein sehr heiliger. Neben der Kapelle führen in einer Vertiefung einige Stufen zu einem Kamine hinab, woselbst die Türken und Araber ihren Kaffee zu kochen pflegen.

---

*) 1. Könige 19, 9—12.

**) 2. Moses 19, 12.

Ein Brunnen, der in solcher Höhe sich zwischen den zwei Kapellen befindet, liefert das Wasser dazu. Mächtig bewegt sowohl von den großartigsten Erinnerungen an die uralte Herrlichkeit dieses Gipfels, der da rauchte, als der Herr mit Posaunenschall unter Blitz und Donner zu Moses sprach und ihm das Gesetz verkündete, als auch von der unvergleichlich hehren und fremdartigen Aussicht auf die Wüste der zackigen Felsenberge, auf das Meer und in die Ferne nach Arabien und Aegypten, eine Aussicht, die im Umfange 200 deutsche Meilen betragen soll, verweilte ich gegen eine Stunde in Staunen und Anbetung versunken. Ich war hier, wie mich mein Führer versicherte, fast 7000 Fuß über der Meeresfläche. Die Rührung verließ mich lange noch nicht, als wir wieder in das Kloster zurückgekehrt waren.

Dem Sinai gegenüber liegt der Katharinenberg, der höchste unter den Nebenbergen des Sinai. Am Fuße desselben liegt ein halb verfallenes und unbewohntes Kloster, Erbayin genannt. Zwischen ihm und dem Katharinenkloster stießen wir am Ausgange des Wadi Raha oder Bostan auf eine kleine Klosterruine, el Bostan genannt. Dergleichen Klosterruinen gibt es noch viele im Gebirge, die ich jedoch nicht gesehen habe. Wegen des äußerst schlechten Zustandes der Wege ist der Katharinenberg nur mit großer Mühe zu besteigen. Zwischen dem Sinai und dem Katharinenberge zieht sich das reizende mit Oelbäumen und Südfrüchten angebaute und mit einzelnen Hütten geschmückte Bostanthal hin, an welches das steinige Erbayinthal mit dem gleichnamigen verlassenen Kloster stößt. Aus einem Felsen am Ausgange des Bostanthales springt noch heutiges Tages die Quelle, welche Moses einst mit seinem Stabe daraus geschlagen haben soll und deren Wasser bis in das Kloster geleitet ist.

Das Klima des Klosterthales ist nicht gesund, im Sommer drückend heiß, im Winter eben so kalt. Zwischen zwei sehr hohen Gebirgen

liegend, wird es zur Winterszeit täglich nur 3 Stunden, von 11 bis 2 Uhr von der Sonne beschienen. Daher kränkeln die Mönche fast das ganze Jahr hindurch, doch befand sich einer unter ihnen, der schon 40 Jahre in dieser Einöde lebte. Nächst den klimatischen Einflüssen mag das viele Fasten und die sonstige körperliche Lebensart der Mönche sehr zu ihrem kränklichen Aussehen beitragen*). Ihre Regel ist streng und der Genuß des Fleisches ihnen durchaus untersagt. Zu ihrer Nahrung dienen getrocknete Fische, Butter, Käse, Reis und getrocknete Früchte. Unser Frühstück bestand gewöhnlich aus Butter,

*) Im directen Widerspruche mit dieser Angabe stehen die Berichte anderer Besucher des Sinai. So sagt Döbels gelehrter Gönner, der Hofrath G. H. von Schubert, der zu Anfang März 1837 eine Woche im St. Katharinenkloster zubrachte, im zweiten Bande seiner „Reise in das Morgenland:" „Die Höhe der Lage über dem Meere, die Beschaffenheit der Gebirge und der nicht ganz unbedeutende Zufluß des Wassers, auch außer der Zeit des Regens und des thauenden Schnees, durch einzelne Quellen, gibt dem Klima der Sinaithälern eine so wohlthätige Beschaffenheit, daß man den Aufenthalt im Kloster mit Recht den in Kairo wohnenden Fremden als den zuträglichsten während der heißen Zeit des Jahres empfiehlt. Im Winter sind die Berggipfel zuweilen wochenlang mit Schnee bedeckt, selbst im Klosterthale fällt dann nicht selten Schnee, der aber freilich alsbald wieder hinwegthaut. Im Sommer, während der heiße Samum die Ebene am Meere mit seinem Glutstrome erfüllt, ist die Luft im Thale des Klosters noch immer sehr gemäßigt; in der letzten Hälfte des Nachmittags breitet der Horeb über dasselbe seinen erfrischenden Schatten, und ein kühlender Luftzug streicht dann hindurch. Einzelne Erdstöße werden zuweilen auf den Felsenhöhen bemerkt, während das Kloster selber keine Zerstörungen von Erdbeben erleidet. Die Pest kommt nie hieher; die Mönche genießen, bei hohem Alter, einer dauerhaften Gesundheit." — In Betracht der Umstände bin ich sehr geneigt, dem berühmten Naturforscher und Arzt v. Schubert hier mehr Glauben zu schenken, als dem Wagnergesellen Döbel.

d. H.

Käse, Datteln, abgesottenen Mandeln und einem Glas Kryswasser. Es wurde schon am Abende zuvor bereitet, weil wir früh, ehe noch der Gottesdienst vollendet war, auf die Jagd gingen, die größtentheils unsre einzige Beschäftigung war. Während der zehn Tage, die wir im Kloster zubrachten, schossen wir zwei Steinböcke, mehrere Rebhühner, Tauben und anderes Geflügel. Wir ließen uns dieselben zubereiten, und einige Mönche schlugen es nicht aus, unsre Tischgäste zu sein, und aßen, unbekümmert um die Fasten und die Ordensregel, von den verbotenen Gerichten, jedoch nicht eher, als bis sich alle Uebrigen entfernt hatten.

Am Tage vor unsrer Abreise beschenkten uns die Vorsteher des Klosters mit einer Ziegenhaut voll Datteln und einem Sacke mit Granatäpfeln, außerdem erhielten wir Brod, Käse und einige Flaschen Goldwasser, wofür wir ihnen Gegengeschenke machten, theils in Geld, theils in kleinen Utensilien. So beschenkte ich einen aus der Wallachei gebürtigen Mönch, mit dem ich mich am meisten unterhalten hatte, weil ich das Wallachische besser sprechen konnte, als das Griechische, beim Abschiede mit einem Taschenmesser, um welches er mich gebeten hatte. Zum Dank dafür hatte er mein Kameel heimlich mit einem Sacke voll Mandeln und Granatäpfeln beladen, die mir auf der Rückreise herrliche Dienste leisteten.

Am Morgen des 6. November brachten uns die Mönche das Stammbuch des Klosters, um unsre Namen einzuschreiben. Unter vielen andern fanden wir nur die Namen von zehn Europäern. Nachdem wir auch die unsrigen hinzugefügt hatten, verließen wir 2 Uhr Nachmittags mit dem innigsten Dank für empfangene Gastfreundschaft das Kloster und traten unsre Reise nach dem Dorfe Tor am rothen Meere an, das drei Tagereisen vom Sinai entfernt ist. Ich hatte vor dem Kloster noch eine Weile mit dem wallachischen Mönche geplaudert, während die andern schon eine Strecke vorausgeritten waren.

Als ich nun mein Kameel bestieg, fand ich dasselbe so schlecht gesattelt, daß ich nicht darauf reiten konnte. Ich rief meinen Treiber, den ich an seinem rothen Kleide als den Scheikh (Herrn) der Kameele erkannte, zu: daß ich nicht gut sitze, er aber meinte, ich säße für heute gut genug, und nahm auf meine Worte keine Rücksicht. Auf eine abermalige Beschwerde dieselbe trotzige Antwort. Jetzt schlug ich die Flinte auf ihn an, und diese stumme Drohung half auf der Stelle. Er zog das Kameel auf die Kniee, um es umzusatteln. So muß man mit den Arabern verfahren; nach ernstlichen Drohungen oder einer gehörigen Tracht Prügel, sind sie die besten Leute. Nach kurzem Aufenthalte bei der Gesellschaft wieder angekommen, erzählte er den andern Kameeltreibern, daß ich ihn habe erschießen wollen, und, da sie ihn nicht bedauerten, sondern vielmehr auslachten, wurde er so zornig, daß er sich Abends, ohne etwas zu genießen, niederlegte. Am andern Morgen kam er aber mit freundlichem Gruße zu mir, fragte, ob ich gut geschlafen habe, und befahl seinen Knechten, mein Kameel aufs Beste zu satteln. Wir zogen unsres Weges, jedoch meist zu Fuße, weil die Gegend zu felsig und unwegsam war und öfter die Kameele mit dem Gepäcke kaum durch die steilen wunderlich gewundenen Engpässe hindurch konnten. Wir waren am ersten Tage durch das Wadi Garba, am zweiten in das Wadi Slaf gekommen, der Weg war meist sehr abschüssig und zu beiden Seiten starrten die nackten schroffen Felsen in seltsamen Gebilden empor. Abends als wir an einer Quelle, an denen die Gegend keinen Mangel litt, unser Zelt aufgeschlagen hatten und eben unser Abenbrod verzehrten, trat jener wallachische Mönch, dem ich mein Messer geschenkt, mit einem freundlichen „guten Abend!“ zu uns und erkundigte sich nach meinem Wohlbefinden. Ich fragte ihn, wohin er zu gehen gedenke, und erfuhr von ihm, daß er denselben Weg, wie wir, einschlage. Hierauf erzählte er uns, daß er uns die vergangene Nacht schon ein-

geholt haben würde, wenn er nicht, etwa eine Stunde vom Kloster entfernt, von einer Beduinenhorde angefallen worden wäre, die ihn nicht eher habe losgeben wollen, als bis er ihnen das Geld, welches die Mönche ihnen für Butter, Käse und andere Lebensmittel schuldig waren, bezahlt habe. Erst auf seine Versicherung, daß das Geld im Kloster für sie bereit liege, und sie es dort in Empfang nehmen könnten, ließen sie ihn ruhig seines Weges weiter ziehen.

Am dritten Tage zogen wir durch das enge erhaben schöne Wadi Hebran, das letzte Thal des Gebirgs nach Westen, das in die Ebene el Kaa, in der Bibel die Wüste Sin genannt, mündet. Den hohen majestätischen Serbalberg hatten wir zur Rechten. Die letzte größere Hälfte des Tags brachten wir damit zu, die sandige Ebene zu durchziehen, und langten gegen 6 Uhr Abends in Tor an. Es ist ein kleiner nur aus einem Dutzend Häusern bestehender Flecken, und liegt dicht am westlichen Arme des rothen Meers, am südlichen Theile des Busen von Suez. Die Häuser sind schlecht gebaut, aber darum nicht minder sehenswerth und merkwürdig; denn ihre Wände bestehen meist aus den grellfarbigen Muscheln und Korallen, an denen das rothe Meer überreich ist. Man kann sich denken, welch buntes seltsames Ansehen diese Hütten haben! Sie gleichen den mit kleinen Muscheln überzogenen Tabacks- und Schmuckkästchen, die man in Europa oft sieht. Die Gegend Tors ist angenehm und für den Naturforscher äußerst interessant.

Wir hielten uns hier über einen Monat auf, und unsre einzige Beschäftigung des Morgens und Abends war die Jagd auf Wasservögel. Wir erlegten viele, deren Felle abgezogen und einbalsamirt wurden, darunter auch Pekassinen von verschiedener Größe, die wir uns zu Dutzenden zubereiteten, und die mir und dem Schweden zur täglichen Mahlzeit dienten. Der Würtemberger war stets krank, so daß er keinen Theil daran nehmen konnte, und unser Dolmetscher

hielt zu streng an den Vorschriften seiner Religion, die ihm verbietet, von einem Thiere zu essen, dessen Kopf nicht abgeschnitten ist, wenn es noch lebt.

Etwa eine Stunde nördlich von Tor liegt dicht am Meeresufer ein Berg, der vom Meere angeschwemmt ist, da er schichtweise aus Versteinerungen und Muscheln besteht, die man daselbst in den schönsten Exemplaren findet. An diesem Berge hin zieht sich ein sehr schöner, den Mönchen vom Berge Sinai gehöriger, mit Dattelbäumen und andern Südfrüchten angebauter Garten, in welchem eine warme zu einem Bade eingerichtete und mit einem steinernen Hause überbaute Quelle sprudelt. Um das von einem Mönche des St. Katharinenklosters bewohnte thurmartige Gebäude haben sich mehrere Landhäuser der Bewohner von Tor und Beduinenhütten angesiedelt. Dies ist das Mosesbad (Hamam Musa), und das freundliche Palmenthal, über welches der Mönch die Aufsicht führt, hat den Namen el Wadi, das Thal. Nicht weit von dem Garten finden sich noch andre warme Quellen, die mit Gebüschen umgeben sind und kleine Teiche bilden. In ihrer Nähe erbaute ich mir eine kleine Hütte, in welcher ich früh und Abends mehrere Stunden zubrachte, um Vögel und andre Thiere zu schießen, die hieher nach dem süßen Wasser ziehen. Es waren See- und Landvögel, unter letzteren besonders Rebhühner mit den schönsten Farbenzeichnungen und in großer Menge. Ihr Flug ist sehr hoch und derselbe wie bei der Taube; man hört sie schon aus der Ferne, und ihr Geschrei ist dem der Kranniche nicht unähnlich. Das Männchen hat, dem Paradiesvogel ähnlich, zwei lange Federn im Schwanze und einen schönen gelben Ringel um den Hals. Eines Morgens sah ich über einem der Teiche einen Raubvogel schweben, der zu meinem großen Aerger mir alles andre Geflügel verjagte. Ich ging ihm nach und hatte das Glück, ihn in dem Augenblicke, als er gerade auf seine Beute herunterschoß, zu treffen. Zu meiner Freude

sah ich, ihn aus den Wasser ziehend, daß er eine Ente in den Fängen hatte, der ich schon am vorigen Morgen nachgegangen war. So hatte mir ein Schuß eine doppelte Beute geliefert, und ich ließ mir den Entenbraten vortrefflich schmecken. An demselben Tage verfolgte ich eine wilde Gans, die weit kleiner als unsre Hausgänse, auf den Flügeln dunkelgrau, am Bauche weiß und schwarz gefleckt und auf dem Kopfe mit einem weißen Striche gezeichnet war. Der Vogel ließ sich mir gegenüber nieder, und wie ich durch das Gebüsch schleiche, um ihn zu erlegen, läuft ein Beduine in derselben Absicht an mir vorüber. Schnell richtete ich meine Flinte auf ihn, er floh, und die Beute, die er schon zu haben glaubte, ward mir zu Theil. Der Schwede war über mein Jagdglück sehr erfreut, da er selbst nicht schießen konnte und nur mit der Beute Andrer seine Sammlung bereicherte. Zwar reiste er auf königliche Kosten, aber er war so geizig, daß er nicht einmal Geld für Nahrungsmittel ausgeben wollte, und begnügte sich mit dem Fleische der Beute, die ich ihm zubrachte. Er war ein unglücklicher Schütze, dem jeder Schuß mißlang und der immer die Schuld davon auf das Pulver, den Schrot oder die Flinte schob. Einst schoß er nach einem Raben, der sich mehrere Male in der Luft umdrehete und dann wieder davon flog. Jetzt lief er ärgerlich dem Meere zu, um sein Gewehr hineinzuwerfen. Scherzend rief ich ihm nach, daß es an der Stelle zu tief sei, um es wieder herauszuholen, und versprach ihm, von meinem Pulver laden zu lassen, vielleicht, daß er dann mehr Glück hätte. Er that es, schoß eine Pekassine und war nun wieder zufrieden.

„Habe ich es nicht längst gesagt, daß mein Pulver nichts taugt!“ rief er freudig aus, und ich gab ihm lächelnd Recht, obwohl mein Pulver ganz dasselbe war, wie das seinige.

Am 30. November früh 6 Uhr ging ich abermals am Meeresufer jagen und hatte das Unglück, daß sich meine Flinte während des

Ladens entlud und ich dabei die vordern Glieder meines rechten Zeigefingers verlor; bei allem Unglücke ein Glück, daß ich nicht die ganze Hand einbüßte. Doch hindert mich der Mangel dieser Fingerglieder gar sehr bei der Ausübung meines Handwerks. Ich beachtete meinen Verlust in den ersten Augenblicken wenig, denn ich kümmerte mich mehr um den verlorenen Ladestock, der aus Mangel an passendem Holze hier nicht zu ersetzen war, als um meine blutende Hand. Indessen erkannte ich die Ursachen des Schußes. Durch das tägliche Jagen war die Flinte etwas abgenutzt, der Hahn stand nicht fest in der Ruhe und das Unglück war dadurch herbeigeführt worden, daß durch das etwas zu große Zündloch Pulverkörner in die Pfanne gerathen wären, die sich entzündeten, als das Schloß aus der Ruhe sprang. Der Schwede geberdete sich bei meiner Heimkehr über meinen Verlust wie unsinnig, nicht etwa aus Theilnahme für mich, sondern aus Eigennutz, weil ich ihm die meiste Beute geliefert hatte; er wollte auf der Stelle zurückreisen und hätte gewiß den kranken Köllner zurückgelassen, wenn er Kameele hätte bekommen können.

Meine Wunde heilte indessen, ohne mir große Schmerzen zu verursachen, und schon am dritten Tage ging ich wiederum nach meiner Hütte bei den Teichen und schoß wie früher, nur daß ich mit dem Mittelfinger abdrückte. Jetzt gab sich der Schwede wieder zufrieden über die Beute, die ich ihm nach Hause brachte und unter seiner Aufsicht einbalsamirte. Ja er wollte mich nicht wieder zurück reisen lassen, ich sollte in Tor bei ihm bleiben, ihm Fische und Krebse sammeln helfen und mich endlich mit einigen Matrosen nach den Inseln des rothen Meeres begeben, um dort Vögel und andre Thiere für ihn zu erlegen. Ich hätte gern seine Vorschläge angenommen, aber er scheuete die Kosten der Ueberfahrt, und so wurde nichts daraus.

Unterdessen war unser würtemberger Reisegefährte von Tag zu Tage kränker geworden und ich fing an, an seinem Aufkommen zu

zweifeln. Dazu kam, daß, als ich eines Mittags nach Hause kehrte, der Schwede mich mit der Nachricht erschreckte, unser Dolmetscher sei an der Pest erkrankt, wie er sich selbst überzeugt habe. Dabei verbot er mir, den Janitscharen zu besuchen, und machte mir den abscheulichen Vorschlag, ohne die beiden Kranken, die seinetwegen verhungern konnten, da er doch nur Schaden von ihnen gehabt, abzureisen. Es wäre das Schlechteste gewesen, was ich hätte thun können, wenn ich meine Reisegefährten, meinen Landsmann, auf fremder Erde hätte verschmachten lassen. Ich besuchte sowohl den Tischler, als auch den Dolmetscher und überzeugte mich gleich beim Eintritte in die Stube, daß sich der gelehrte schwedische Naturforscher, der auch zugleich Arzt war, in der Krankheit geirrt hatte. Er hätte als solcher wissen sollen, daß die Pestbeulen nur unter den Armen und Schultern aufschwellen. Die Krankheit des Dolmetschers war nichts weiter als eine starke Entzündung des Ellenbogens, in Folge deren er den Arm in einer Binde trug und mehrere Tage nicht ausging. Bald war er wieder hergestellt, und auch Köllner genas so weit, daß wir uns zur Weiterreise anschicken konnten.

Am 10. December verließen wir Tor und gingen auf dem Landwege, den Meerbusen zu unsrer Linken, nach Suez zurück. Wir hätten zu Wasser eher dahin gelangen können, allein der Meerbusen von Suez ist wegen der vielen Klippen und Untiefen schwer zu befahren, und wir wählten auch außerdem den Landweg, um unsre Sammlungen zu vergrößern. Unser Weg führte durch eine tagelange sandige, felsige Wüste, el Kaa genannt, und hier sah ich zum ersten Male, wie die Kameeltreiber ihr Brod backen. Sie sammeln nämlich den dürren Kameelkoth, zünden ihn an, und lassen ihn zu Kohle brennen. Unter der Zeit bereitet ein Andrer in einem hölzernen Gefäße einen Teig aus Mehl und Wasser, drückt ihn zu einem Kuchen breit und scharrt ihn so lange in die glühenden Kohlen ein, bis er

ausgebacken ist. Zu diesem Zwecke wird der Kameelkoth von den Treibern sorgfältig gesammelt, weil in der Wüste kein Holz zu finden ist, das zu diesem Behufe taugt. Oft traten unsre Kameeltreiber des Morgens noch ganz nüchtern ihre Reise an und hungerten bis zum Abend und waren dabei doch heiter und guter Dinge. Ebenso wie ihre Herren sind auch die Kameele an Entbehrungen gewöhnt; sie mußten sieben Tage ohne Wasser gehen, da auf unserm Wege kein Brunnen zu finden war. Auch mit unserm Wasser ging es sehr knapp zu, und nun kamen mir die Granatäpfel, die ich von dem wallachischen Mönche im Sinaikloster für mein Taschenmesser erhalten hatte, trefflich zu statten.

Nach drei Tagen kamen wir in ein Thal, Wadi Nasseb, das ganz mit Mannabäumen und anderm Gebüsch angepflanzt war. Dieser Baum schwitzt zu gewissen Zeiten einen Saft aus Stamm und Aesten, der in Tropfen auf die Erde fällt und dann als Manna gesammelt und verschickt wird; er ist ein Theil des Nahrungszweiges der Einwohner von Tor und ich habe öfters welchen genossen*). An demselben Abende stürzte unser Dolmetscher von seinem Kameele und so heftig, daß wir ihn anfangs für todt hielten. Es war jedoch nicht so gefährlich, wie wir fürchteten; er erholte sich bald wieder; doch mußten wir unsre Zelte in einer Gegend aufschlagen, in der wir vor Räubern nicht sicher waren.

Am folgenden Abende ging der Schwede, sobald das Zelt aufgeschlagen und die Mahlzeit eingenommen war, nach dem Ufer des Meeres, wo er einen Pelikan sah. Mehrere Male hatte er sowohl

*) Die feinen Körner dieses Manna entstehen, wie die Naturforscher angeben, vom Stiche eines kleinen Insects in das Blatt des Baumes, und haben keinen Nahrungsstoff in sich.

d. H.

zweifeln. Dazu kam, daß, als ich eines Mittags nach Hause kehrte, der Schwede mich mit der Nachricht erschreckte, unser Dolmetscher sei an der Pest erkrankt, wie er sich selbst überzeugt habe. Dabei verbot er mir, den Janitscharen zu besuchen, und machte mir den abscheulichen Vorschlag, ohne die beiden Kranken, die seinetwegen verhungern konnten, da er doch nur Schaden von ihnen gehabt, abzureisen. Es wäre das Schlechteste gewesen, was ich hätte thun können, wenn ich meine Reisegefährten, meinen Landsmann, auf fremder Erde hätte verschmachten lassen. Ich besuchte sowohl den Tischler, als auch den Dolmetscher und überzeugte mich gleich beim Eintritte in die Stube, daß sich der gelehrte schwedische Naturforscher, der auch zugleich Arzt war, in der Krankheit geirrt hatte. Er hätte als solcher wissen sollen, daß die Pestbeulen nur unter den Armen und Schultern aufschwellen. Die Krankheit des Dolmetschers war nichts weiter als eine starke Entzündung des Ellenbogens, in Folge deren er den Arm in einer Binde trug und mehrere Tage nicht ausging. Bald war er wieder hergestellt, und auch Köllner genas so weit, daß wir uns zur Weiterreise anschicken konnten.

Am 10. December verließen wir Tor und gingen auf dem Landwege, den Meerbusen zu unsrer Linken, nach Suez zurück. Wir hätten zu Wasser eher dahin gelangen können, allein der Meerbusen von Suez ist wegen der vielen Klippen und Untiefen schwer zu befahren, und wir wählten auch außerdem den Landweg, um unsre Sammlungen zu vergrößern. Unser Weg führte durch eine tagelange sandige, felsige Wüste, el Kaa genannt, und hier sah ich zum ersten Male, wie die Kameeltreiber ihr Brod backen. Sie sammeln nämlich den dürren Kameelkoth, zünden ihn an, und lassen ihn zu Kohle brennen. Unter der Zeit bereitet ein Andrer in einem hölzernen Gefäße einen Teig aus Mehl und Wasser, drückt ihn zu einem Kuchen breit und scharrt ihn so lange in die glühenden Kohlen ein, bis er

ausgebacken ist. Zu diesem Zwecke wird der Kameelkoth von den Treibern sorgfältig gesammelt, weil in der Wüste kein Holz zu finden ist, das zu diesem Behufe taugt. Oft traten unsre Kameeltreiber des Morgens noch ganz nüchtern ihre Reise an und hungerten bis zum Abend und waren dabei doch heiter und guter Dinge. Ebenso wie ihre Herren sind auch die Kameele an Entbehrungen gewöhnt; sie mußten sieben Tage ohne Wasser gehen, da auf unserm Wege kein Brunnen zu finden war. Auch mit unserm Wasser ging es sehr knapp zu, und nun kamen mir die Granatäpfel, die ich von dem wallachischen Mönche im Sinaikloster für mein Taschenmesser erhalten hatte, trefflich zu statten.

Nach drei Tagen kamen wir in ein Thal, Wadi Nasseb, das ganz mit Mannabäumen und anderm Gebüsch angepflanzt war. Dieser Baum schwitzt zu gewissen Zeiten einen Saft aus Stamm und Aesten, der in Tropfen auf die Erde fällt und dann als Manna gesammelt und verschickt wird; er ist ein Theil des Nahrungszweiges der Einwohner von Tor und ich habe öfters welchen genossen*). An demselben Abende stürzte unser Dolmetscher von seinem Kameele und so heftig, daß wir ihn anfangs für todt hielten. Es war jedoch nicht so gefährlich, wie wir fürchteten; er erholte sich bald wieder; doch mußten wir unsre Zelte in einer Gegend aufschlagen, in der wir vor Räubern nicht sicher waren.

Am folgenden Abende ging der Schwede, sobald das Zelt aufgeschlagen und die Mahlzeit eingenommen war, nach dem Ufer des Meeres, wo er einen Pelikan sah. Mehrere Male hatte er sowohl

*) Die feinen Körner dieses Manna entstehen, wie die Naturforscher angeben, vom Stiche eines kleinen Insects in das Blatt des Baumes, und haben keinen Nahrungsstoff in sich.

d. H.

mit Schrot als auch mit Kugeln nach ihm geschossen, ohne daß er fortgeflogen wäre. Endlich traf eine den großen Wasserbeutel, und der Vogel fiel rückwärts um. Sogleich lief der Schwede auf ihn zu, versetzte ihm mit der Kolbe seines Gewehres noch einige Schläge und kehrte freudig zu uns zurück. Wir hatten ihm von Weitem zugesehen und glaubten, er probire seine Flinte, als er immer so hin und her lief. Der Vogel maß mit ausgebreiteten Flügeln von einer Spitze derselben zur andern $10^1/_2$ Fuß, und seine Körperlänge von dem langen Schnabel bis zu den Füßen war, wenn er ausgestreckt da lag, 7 Fuß. Das Merkwürdigste an diesem schwanenartigen Vogel ist der große Wasserbeutel am Unterschnabel, in welchem es, wenn sein Weibchen landeinwärts in Felsenklüften brütet, oder wenn die Jungen ausgekrochen sind, eine solche Menge Wasser zum Neste trägt, daß auch das dürstende Kameel der Wüste, das daran vorbeigeht, öfter davon gelabt wird.

Beschäftigt, dem Vogel das Fell abzuziehen, um es einzubalsamiren, äußerte ich gegen den Schweden, es komme mir sehr sonderbar vor, daß am Vogel keine Verletzung zu bemerken sei. „Entweder ist er vor Schrecken gestorben, oder er war nahe daran, zu enden, ehe Sie noch schossen." Sogleich eilte er herbei, um mir zu helfen, machte, ohne daß ich es merken sollte, mehrere kleine Schnitte in das Fell und sagte zu mir:

„Sehen Sie, hier sind Schroten durchgegangen." — „Schroten?" erwiederte ich; „dieser Vogel ist wahrscheinlich vor mehreren Tagen von Räubern angefallen worden und hat im Kampfe mit ihnen diese Stiche davon getragen. Da er nun vermuthlich gehört hat, daß eine Karawane von Tor im Anzuge sei und sich darunter ein berühmter Arzt befinde, so hat er gewartet, bis Sie ankamen, um sich von Ihnen curiren zu lassen, ist aber zu seinem Unglücke an den Unrechten gekommen."

Schweigend entfernte sich der Naturforscher.

Von unsrer letzten Lagerstätte aus wendete sich der Weg rechts, wir fielen wieder in den Weg ein, den wir herwärts gemacht hatten, und nach drei Tagen kamen wir eines Abends Suez gegenüber am Ufer des Meerbusens wieder an. Mit einem Male erhob sich ein so großer Sandsturm, daß keiner von der Reisegesellschaft ein Auge öffnen konnte. Im Augenblicke drehten sich die Kameele, stürzten zur Erde nieder und waren nicht eher wieder von der Stelle zu bringen, als bis der Sturm vorüber war. Zum Glück war er kurz, aber dabei sehr heftig. Um die Augen gegen den feinen ätzenden Sand zu schützen, trägt man Sandbrillen, die in Leder gefaßt, mit gewöhnlichem Glase versehen und so gemacht sind, daß sie das ganze Auge bedecken und keinen Sand durchdringen lassen.

Auf dem rothen Meere sahen wir mehr als 40 Kriegsschiffe, die zum Kriege ausgerüstet wurden, den der Pascha von Aegypten mit den Mauren führte. Am diesseitigen Ufer waren viele Menschen und mehr als 200 Kameele beschäftigt, Wasser von den Quellen des Mosesbrunnen zu holen und es nach der Meerenge zu bringen. Von da wurde es in kleinen Schiffen nach der Flotte oder zum Verkaufe nach der Stadt gebracht. Zwar befindet sich in der Nähe derselben ein Brunnen, aber von so schlechtem, abscheulich riechenden und schmeckenden Wasser, daß mir noch immer übel zu Muthe wird, wenn ich daran denke, wie ich auf der Hinreise nach dem Sinai mich damit begnügen mußte. Auf einem solchen Wasserschiffchen fuhren wir nach Suez über, welches innen und außen mit Militär besetzt war. Der Güte eines arabischen Soldaten, den ich darum ansprach, verdankte ich den ersten frischen Labetrunk.

Wir verweilten einige Tage in der Stadt, und ich benutzte die Zeit, am Ufer des Meerbusen, theils auch im Meere selbst, Conchilien zu suchen, um meine und des Schweden Sammlung zu bereichern.

Zur Zeit der Ebbe kann man sich ziemlich weit ins Meer hineinwagen, nur muß man, wie ich oben schon bemerkt habe, wegen der oft schnell und unerwartet eintretenden Fluth, stets auf einen eiligen Rückzug bedacht sein.

Am 21. December Morgens traten wir unsre Rückreise nach Groß-Kairo durch die Wüste wieder an und brauchten dazu drei Tage. Fast täglich begegneten uns Militärzüge, bei denen sich oft mehr als 1000 Kameele befanden. Die unbarmherzigen Soldaten ließen die zum Tod ermatteten und kranken Thiere auf der öden Straße liegen, ohne sie zu erstechen oder zu erschießen und so ihrer Qual ein Ende zu machen. Sie mußten elendiglich verhungern und verschmachten. Der Anblick der hinsterbenden Thiere rührte mich zu Thränen. Ich konnte die grausame Undankbarkeit der Menschen gegen ein Thier nicht begreifen, daß ihnen von so unendlichem Nutzen und ein Schatz ist, den sie werther halten sollten, als Gold und Edelstein. Das Kameel, das heilige Thier, das Wunderthier des heißen Morgenlandes, das „Schiff der Wüste,“ wie es von den Arabern genannt wird, ist schon durch seinen Körperbau und seine besondern Eigenschaften dazu eingerichtet, Menschen und Lasten durch die Wüste, die seine Heimath ist, zu fernen Ländern zu bringen. Es wandert tagelang, ohne einen Tropfen Wasser zu genießen; um jedoch die Zunge und den Schlund feucht zu erhalten, netzt es sich dieselbe durch eine Feuchtigkeit, die sich in einem drüsigen Beutel an seinem langen Halse befindet, oder durch einen Schluck Wassers, das sich in dem zweiten Magen des Thieres mehrere Tage lang erhält. Zur einzigen Nahrung dienen ihm einige harte Dornen- und Distelgewächse, zu deren Zermalmung seine Kinnladen und Zähne besonders eingerichtet sind. Die Sohlen seiner Füße sind breit und weich und so beschaffen, daß sie nicht zu tief in den Sandboden treten, sondern leicht darüber hingleiten, und der ganze Bau seines Körpers ist äußerst muskulös

und knochig. Und somit ist es recht eigentlich zu den Mühseligkeiten eines Lastträgers der Wüste geschaffen. Sein aus einer fetten Masse bestehender Buckel dient zum Lasthalten, und darüber ist ein Sattel gelegt, der vorn und hinten etwas vorsteht, ohne jedoch auf den Buckel zu drücken. Mittels zweier Gurte wird er um den Leib festgehalten, damit die Lasten, welche auf dem Sattel und zu beiden Seiten desselben befestigt sind, beim Auf- und Niedersteigen des Kameels weder vor- noch rückwärts fallen können. Ist das Thier einmal beladen, so trägt es seine oft 6 bis 7 Centner schwere Last willig und läßt sich dieselbe nur ungern wieder abnehmen. Während des Nachts schläft es unter derselben. Nur das Beladen des Thiers geschieht nicht ohne Mühe und Schwierigkeit, und wenn die Last, die ihm aufgebürdet wird, seine Kräfte übersteigt, so ist es selbst nicht durch Schläge zu bewegen, von der Erde aufzustehen, sondern stößt ein erbarmungswürdiges Geheul aus. Das Aufstehen, so wie das Niederlassen des Thieres geschieht in vier regelmäßigen Bewegungen. Wird es während des Tagemarsches genöthigt, sich auf die Kniee niederzulassen, damit sein Reiter absteige, so läßt es meist auch jene Jammer- und Klagetöne hören. Uebrigens ist es die Sanftmuth und Geduld selbst, trabt ruhig fort, wenn ihm sein Führer nur etwas vorsingt oder vorspielt, und überläßt sich oft der Leitung eines Kindes. Auch in den Städten wird das Kameel als Lastträger benutzt, z. B. bei Bauten, zu welchen es Holz und Steine herbeischafft. Kleine Steine werden auf ein zu beiden Seiten des Thiers ausgebreitetes Netz von starken Seilen gelegt, und dieses dann über dem Rücken zusammen gezogen. Schon das junge Kameel, auch wenn es noch an der Mutter saugt, wird zum Lasttragen angehalten, so daß das arme Thier nicht einmal eine freie Kindheit genießt, wie unsre Hausthiere. Die Milch des Kameelweibchen, die nie zum Lasttragen ge-

braucht werden, ist nahrhaft, das Kameelfleisch von gutem nur etwas süßlichem Geschmacke; gewöhnlich wird es eingepökelt genossen.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir wieder zu unsrer Wüstenreise zurück. Den folgenden Tag kamen wir durch eine Gegend, in welcher wir noch deutlich die Spuren einer Ueberschwemmung sahen, die vor Jahrhunderten, vielleicht vor Jahrtausenden hier stattgefunden haben mußte. Der ebene, wellige Boden war mit versteinerten Baumstämmen übersäet, und es kam mir vor, als sei ein ganzer Wald umgehauen worden. Neben den Stämmen lagen Aeste und Zweige, die noch an einander paßten, aber alles Stein. Als wir Abends unser Zelt aufschlugen, gerieth der würtembergische Tischler mit dem Schweden in einen so heftigen Wortwechsel, daß beide ihre Flinten ergriffen und Miene machten, auf einander loszudrücken. Schnell ergriff auch ich die meinige und trat drohend zwischen die Streitenden, die kaum zwölf Schritte von einander entfernt standen. „Der Erste, der loszudrücken wagt," rief ich ihnen zu, „kommt nicht lebend vom Platze, sondern fällt von meiner Hand und wird als wildes Thier der Wüste einbalsamirt und mit der Sammlung nach Schweden geschickt, welches Loos wahrscheinlich den Naturforscher selbst treffen wird." Diese Drohung hielt die wüthenden Menschen wenigstens von Mord und Todschlag ab, ihren Groll beschwichtigte sie aber nicht. Zum letzten Male aßen und schliefen wir unter dem Zelte in der Wüste; das Nilthal war nur wenige Stunden noch entfernt.

Kaum grauete der Morgen, als uns die Führer weckten, weil wir alle neugierig waren, zu wissen, ob sich die schon in Tor uns zugekommene Nachricht bestätige, daß alle Beduinen aus der Wüste einberufen worden seien, um dem Heere das Gepäck nachzutreiben.

Wir zogen rasch vorwärts und bald sah mein Auge die Spitzen der Pyramiden, die sich jenseits des Nils immer majestätischer erhoben, je näher wir ihnen kamen. Gegen Mittag erblickten wir die Citadelle, nach und nach einzelne Minarets und Häuser der Stadt, in die wir am 23sten December 1833 Nachmittags 4 Uhr, nach zehnwöchentlicher Abwesenheit gesund und munter unsern Einzug hielten.

In Aegypten.

Aegyptische Rekruten. — Mein Landsmann Hempel und dessen Frau. — Ratten- und Mäusejagd. — Der deutsche Naturforscher Rüppel. — Rüppels Neger und des Schweden Geiz. — Mehemed Ali und Schubra. — Wanderung nach den Pyramiden. — Der Nilmesser auf der Insel Rudah. — Spuren der letzten Nilüberschwemmung. — Gizeh. — Große Lebensgefahr. — Die Pyramiden. — Die Pyramide des Cheops. — Der Sphinx. — Das Mumienfeld. — Sakkara. — Die Kammern der Thiermumien. — Probekampf eines Infanteristen mit zwei Cavalleristen. — Abreise von Kairo und Ankunft in Alexandrien. — Der dänische Generalconsul Dumreicher. — Ein Brief aus der Heimath. — Doctor Koch. — Jagdpartien. — Neue und stärkere Sehnsucht nach dem gelobten Lande.

Wir ritten durch die Stadt bis zu dem Platze Esbekieh, an dem das Hospital liegt und der mit Soldaten angefüllt war. Es begegneten uns Abtheilungen von Mannschaft, die aus zwölfjährigen Kindern und sechszigjährigen Greisen bestand. Sie waren wie die Gefangenen gefesselt, die ich im Gefängniß zu Adrianopel gesehen, und wurden zur Stadt hinausgeschleppt, um unter die Waffen gestellt zu werden. War der Anblick der alten bärtigen Greise, die sich mit schwachen Kräften nur mühsam fortschleppen, schon traurig und herz-

zerreißend, so war es der der Väter und Mütter, die ihren Kindern und Enkeln mit lautem Jammer nachliefen, noch mehr. Einige rauften sich mit wüthenden Geberden die Haare aus, zerfleischten sich das Gesicht, zerrissen ihre Kleider, Andre warfen sich auf die Erde und wühlten mit ihren blutigen Nägeln verzweiflungsvoll im Sande. Doch alles war vergebens, sie fanden kein Erbarmen, ihre Angehöririgen wieder zu bekommen, und wurden endlich von den Soldaten mit Schlägen nach der Stadt zurückgetrieben. Nicht lange konnte ich den Anblick des Jammers und Elends um mich her ertragen. Rasch eilte ich meinen Reisegefährten nach, und stieg in der Frankenstraße in einer Locante de Guerre ab. An der Thüre begegnete ich meinem Landsmanne, dem Musikdirector Hempel, der eben mit seinem Weibe seine Esel besteigen wollte, um nach Groß-Kairo, wo er wohnte, zurückzukehren. Meine Reisegefährten hatten ihn schon vom Verluste meines Zeigefingers benachrichtigt, und er zeigte mir wahre und aufrichtige Theilnahme. Seine schöne Abyssinierin betrauerte meinen Verlust noch lebhafter, und wurde nicht eher wieder ruhig, als bis ich ihr durch ihren Gatten einen Besuch für den morgenden Tag zugesagt hatte. Ich hielt mein Wort und sah mich in Hempels Wohnung als ein willkommener Gast. Seine Einrichtung war äußerst einfach und hinsichtlich des Ameublements der Zimmer ganz nach morgenländischer Art. Seine schwarze Frau stellte mir ihre artig erzogenen Kinder vor, die ich mit Mandeln und Datteln, mit denen ich noch von meiner Rückreise vom Sinai reichlich versehen war, beschenkte; für den Vater hatte ich einige Flaschen Wein, der in Alt-Kairo nicht zu haben ist, mitgebracht. Beim Genusse derselben und in Erinnerungen an die Heimath vergingen uns die Stunden, und die Sehnsucht nach derselben wurde lauter als jemals in mir rege, als mein freundlicher Wirth, mir auf verschiedenen Instrumenten, die er mit großer Kunstfertigkeit behandelte, einige Piecen vorspielte. Ich theilte

ihm meine Gefühle mit, aber sie fanden in seinem Herzen wenig Anklang. Ja er schien sogar zu bereuen, daß er sich vor einigen Jahren hatte von Heimweh bestimmen lassen, mit großem Kostenaufwand seine Vaterstadt noch einmal zu besuchen, und er bezeugte keine Lust, es zum zweiten male zu thun. Er lebte in günstigen Verhältnissen, und eine zarte Liebe fesselte ihn an sein Weib und seine Kinder. Der Anblick dieser glücklichen Familie erinnerte mich lebhaft an die des tyroler Schlossers in Alexandrien. Erst am späten Abend verließ ich die Wohnung meines lieben Freundes und kehrte auf einem Esel nach Kairo zurück.

Am andern Morgen bat mich der Schwede mit ihm auf die Ratten- und Mäusejagd zu gehen, und ich verstand mich dazu. Unser Reisegefährte Köllner nahm aber keinen Theil daran; er konnte sich mit dem Naturforscher nicht wieder versöhnen und reiste wenige Tage nach unsrer Ankunft nach Alexandrien ab. Die Beute, die wir nach Hause brachten, war kaum der Mühe werth und bestand nur in einigen Mäusearten, deren Felle der Schwede seiner Sammlung einverleibte. Bei unsrer Rückkehr trafen wir in der Locande, in welcher wir abgetreten waren, den berühmten deutschen Naturforscher Eduard Rüppel, der eben aus Abyssinien angekommen war. Er war ganz orientalisch gekleidet und trug einen langen Bart, der ihm bis auf die Brust herabfiel und ihm ein ehrfurchtgebietendes Ansehn gab. Leider reiste er schon am folgenden Tage nach Alexandrien ab, um nach Europa zurückzukehren. Der Neger, welchen er sich früher in Aegypten gekauft und zur Jagd und zum Einbalsamiren abgerichtet hatte, blieb in Kairo zurück. Zum Dank für treu geleistete Dienste hatte ihm sein edler Herr außer dem Gewehre, aus welchem er geschossen, und andern Gaben, die Freiheit geschenkt. Der schwedische Naturforscher speculirte auf den Besitz dieses Negers und ging mit dem Plane um, sich als Militärarzt bei den Truppen des Pascha anwer-

ben zu lassen, um auf den Feldzügen seine Kenntnisse und seine Sammlungen ohne weitere Kosten zu bereichern. Dabei sollte natürlich der Neger das Beste thun. In dieser Absicht hatte er ihn zu sich rufen lassen, ihn zu einer Jagdpartie eingeladen und ihn gebeten, die erlegte Beute einzubalsamiren. Dabei hatte er sich von der Brauchbarkeit und Geschicklichkeit des Schwarzen auf das Genügendste überzeugt und lud nach vollendeter Arbeit ihn zu Tische ein. Ich war zugegen, als die Mahlzeit aufgetragen wurde; sie bestand aus etwas Kohl und einem halben Ei. Der Neger nahm daran Theil und wartete lange Zeit auf andre Gerichte, um seinen durch die Jagd aufgeregten Hunger zu stillen, und da nach langem Warten nichts mehr auf der Tafel erschien, stieg er unwillig auf, dankte für die Dienste des Naturforschers, in die er nicht treten würde, und sagte mit Stolz:

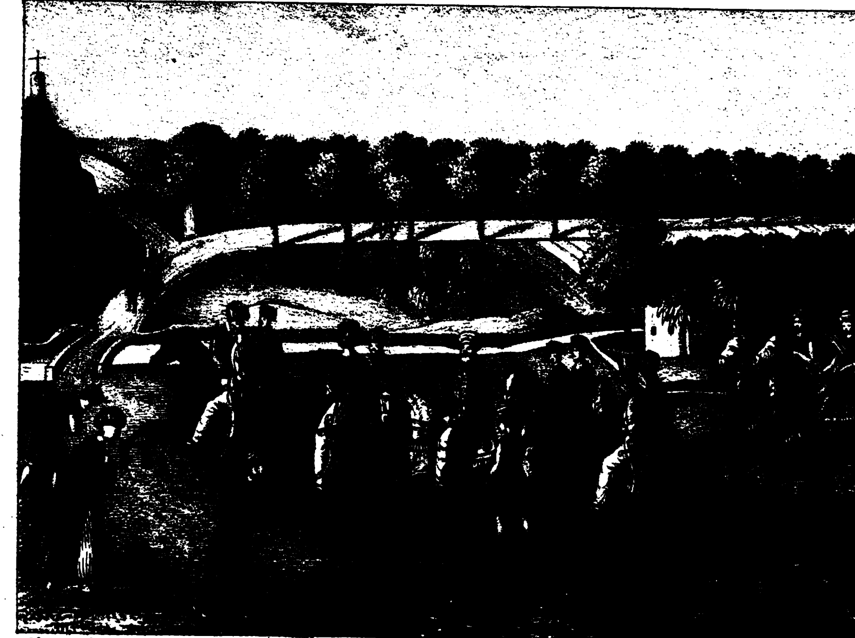
„Von Rüppels Tafel sind mehr Gerichte weg-, als auf die Ihrige aufgetragen worden.“ Mit diesen Worten empfahl er sich. Und so scheiterte der Plan des superklugen Naturforschers abermals an seinem Geize.

Während meines ersten Aufenthaltes in Kairo war es mir nicht möglich gewesen, den Vicekönig von Angesicht zu sehen, weil er im Winter nur wenig in die Stadt kommt und mit dem Beginn des Frühjahrs seinen Sommerpalast zu Schubra bezieht. Es war mir so viel von dieser großartigen Schöpfung Mehemed Alis erzählt, sie war mir als ein Wunder angepriesen worden, das seines Gleichen im Orient nicht haben sollte, daß ich in der Frühe eines Morgens eine Wandrung dahin beschloß.

Schubra ist ein kleines, eine Stunde von der Hauptstadt am Nil gelegenes Dorf. Auf dem Wege dahin hatte ich das Glück, von dem Vicekönige eingeholt zu werden, der mit einem großen Gefolge an mir vorbei ritt. Dem Zuge voran eilten zwei Läufer, und Alle

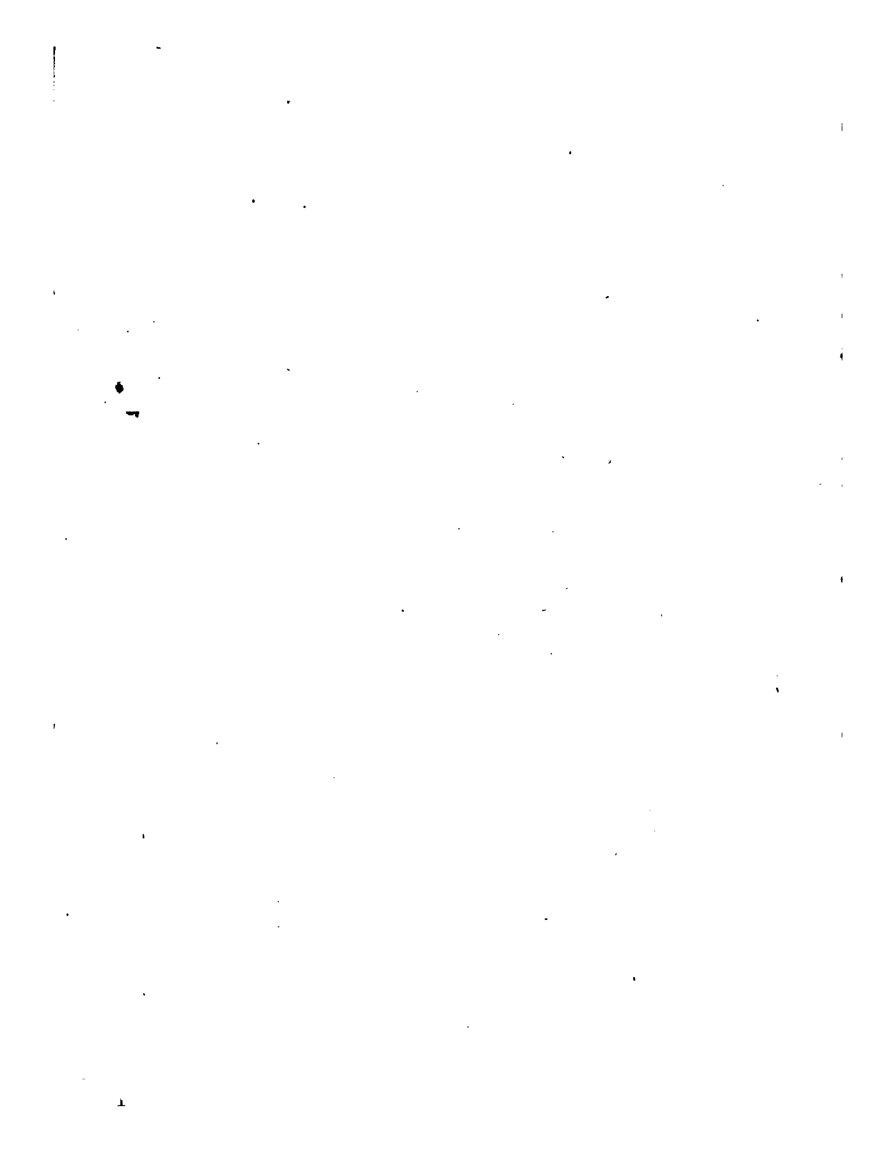
die sich auf der Straße befanden, traten seitwärts in gebeugter Haltung und mit über die Brust gekreuzten Händen, den Gebieter demüthig grüßend. Je zwei mit allerhand Geräthschaften, vorzüglich mit vielen Tabackspfeifen, beladene Kameele eröffneten und beschlossen den Zug, in dessen Mitte der mächtige greise Beherrscher Aegyptens, umgeben von den Großwürdenträgern seines Reichs, auf einem prächtigen arabischen Pferde ritt. Ein majestätischer schneeweißer Bart schmückte sein Gesicht, das durch die Lebhaftigkeit seiner Augen sehr an Ausdruck gewann, und seine Haltung auf dem Pferde war trotz der Last der Jahre kräftig und würdevoll. Seine Kleidung war, bei aller seiner Vorliebe für europäische Kultur, bis auf das Kleinste orientalisch und von blendender Pracht. Die Straße, auf der er einherzog, führte durch eine schöne im Schmucke von Dattelpalmen und Trauerweiden prangende Gegend an einem künstlich aufgeworfenen Hügel vorbei, worauf einst Napoleon einen noch stehenden Telegraphenthurm errichten ließ, und bog, unweit des Hügels, in eine herrliche Allee von Sykomoren und Akazien ein, die bis nach Schubra führt. Schnell brachte ich, hinter einem Dattelbaume verborgen, die Umrisse des Zugs auf ein Blatt Papier und eilte sodann dem Vicekönig nach Schubra nach.

Der Garten übertraf bei weitem die mir davon gemachten Beschreibungen und selbst meine Erwartungen. Er ist ein wenig nach türkischem Geschmack angelegt, die Wege mit bunten Steinen gepflastert, so daß man glaubt, es seien prächtige Teppiche darüber gebreitet, und zu beiden Seiten mit Maulbeerbäumen eingefaßt, unter denen kleine, geschmackvoll verzierte Kiosks und Pavillons versteckt sind. Mein Auge war geblendet von dem Glanze des frischen Grüns der Wiesen, von der Farbenpracht der Blumenanlagen, und mein Sinn betäubt von den lieblichen Düften, die von ihnen ausgingen; ich glaubte in einem Zaubergarten zu wandeln; denn so viel



Nach d. Natur gez. v. Ernst Döbel im J. 1833. Lithogr. bei C. Hellfarth in Gotha.

Ausritt des Mehmed Ali, Vicekönig's von Aegypten.



Pracht und Herrlichkeit hatte mein Auge noch nicht gesehen. In der Mitte desselben erhebt sich ein großer prächtiger Palast von weißem Marmor, umschlossen von einem Marmorbecken von gleicher Farbe und so groß, daß mehrere Kähne, ohne an einander zu stoßen, auf dem Wasserspiegel herumrudern können. Ringsherum führen zierliche Gallerien, an deren vier Ecken prächtige Säle und reichlich verzierte Divans sind. In Marmor gehauene Löwen und Krokodille spieen unaufhörlich Wasser aus ihren Rachen in das Marmorbecken, damit das Wasser darin immer von gleicher Höhe bleibt. Ein Theil des Gartens ist für ausländische Gewächse und Obstarten bestimmt, um sie an das Klima von Aegypten zu gewöhnen. Unmittelbar an diesen Garten stößt ein englischer Park, in welchem viele fremde Thiere frei herumlaufen, den man jedoch nicht ohne besondere Erlaubniß betreten kann.

Erst mit der sinkenden Sonne schied ich von dieser Wunderwelt und trat den Rückweg nach Kairo an, das ich noch vor Einbruch der Nacht erreichte, und rüstete mich für den morgenden Tag zu einer schon längst mit einigen Bekannten verabredeten Reise nach den Riesengrabmälern der Wüste, nach den Pyramiden. Wir hatten uns einige Araber als Führer nebst ihren Eseln, die unser Gepäcke tragen sollten, gemiethet, und machten uns am nächsten Morgen auf den Weg, der von Kairo aus bis zu den nächsten Pyramiden nur 6 Stunden betrug. Er führte zunächst über Fostat oder Alt-Kairo, und wir setzten daselbst in leichten Kähnen über den Nil nach der Insel Rudah oder Rode, um deren größte Merkwürdigkeit den Mekias oder Nilmesser in Augenschein zu nehmen. Es ist dieses eine achteckige Säule aus einem Stücke gelblich weißen Marmors, welche in einem Becken steht, dessen Boden wagerecht mit dem Bette des Nils liegt. Sie ist in Grade abgetheilt und dient seit undenklicher Zeit dazu, das Steigen und Fallen des Nils zu beobachten, um danach

die größere oder geringere Fruchtbarkeit des Jahres zu bestimmen. Auf Rudah sind auch sehr schöne und weitausgedehnte Gartenanlagen Ibrahim Paschas, des überkräftigen Adoptivsohns Mehemed Alis. Hier soll, wie die Einwohner erzählen, Moses als Säugling im Schilfkästchen auf dem Nil geschwommen und von der Tochter des Pharao gerettet worden sein. Nach dem Dorfe Gizeh zu sah man noch bedeutende Spuren der Ueberschwemmung, die auf der fruchtbaren Ebene große Sümpfe zurückgelassen hatte. Wir gelangten durch dieselbe, indem unsre Führer sich mit den Armen umschlangen und uns auf ihren Achseln hinübertrugen. Wo das Wasser sich verlaufen hatte, standen Gersten-, Linsen-, Bohnenfelder und dergleichen in der üppigsten Vegetation, und auf den Wiesen wogte das in den verschiedensten Arten von Grün spielende Gras meist von solcher Höhe, daß es bis an die Bäuche der darauf weidenden Heerden reichte. Nach einer kurzen Rast in Gizeh bestiegen wir unsre Esel wieder, da das Gehen zu Fuße wegen des vielen lockern Sandes zu beschwerlich war. An dem plötzlichen Aufhören aller Vegetation sahen wir, daß wir uns in der libyschen Wüste befanden.

Wir waren nur noch etwa eine Viertelstunde von den Pyramiden, und dennoch würde ich sie nicht gesehen haben, wenn nicht die schützende Hand Gottes abermals über mir gewacht hätte. Während der langsamen Wanderung unsrer Thiere war ich mit meiner Flinte einigen wilden Tauben nachgeeilt, um eine derselben zu erlegen. Als ich nun bei meiner Rückkehr den Esel wieder besteigen will, um meine vorausgerittenen Gefährten einzuholen, läßt mein Führer den einen Steigbügel, der nach morgenländischer Sitte nicht am Sattel befestigt ist, sondern über demselben in einer Schlinge liegt, los, und derselbe zieht durch die Gewalt meines Trittes den Esel zu Boden. Das Thier reißt mich mit um, und so unglücklich, daß es auf das Schloß des Gewehres fällt, während mein Kopf gerade vor der Mündung

desselben liegt. Ein Wunder, daß die Flinte sich nicht entlud und mir den Kopf zerschmetterte. Beide Zündhütchen waren durch den Fall ganz zerdrückt. Mit großer Vorsicht raffte ich mich wieder in die Höhe, aber ich zitterte noch immer an allen Gliedern von dem gehabten Schrecken, und meine Füße versagten mir auf Augenblicke den Dienst. Langsam schritt ich weiter in Begleitung zweier Fellahs (leibeigne Bauern), die sich mir unterwegs als Führer angeboten hatten und einige Schritte vor mir hergingen. So gelangte ich zu den Pyramiden, und sah, wie meine Gefährten bereits die Hälfte der größten, der Pyramide des Cheops, auf deren Gipfel einst Napoleon mit seinen Marschällen ein glänzendes Mahl gehalten haben soll, erklimmt hatten. Die Pyramidengruppe von Gizeh liegt auf einem Felsen, dessen Fläche sich nördlich etwa hundert Fuß über die Wüste erhebt und westlich nach derselben hinneigt. Aus weiter Ferne gesehen waren mir diese drei ältesten und vorzüglichsten aller Pyramiden wie Berge von Wolken umhüllt, erschienen, in der Nähe verschwanden ihre ungeheuern Dimensionen, und ihre Höhe schien kaum mehr beträchtlich, eine Täuschung, welche in dem außerordentlichen Umfange ihrer Grundlagen, die fünf-, sechs- und achthundert Quadrat-Fuß betragen soll, liegt, indem dieser die scheinbare Höhe verkleinert. In Staunen und Bewunderung versunken, stand ich vor dem größten der Wunderwerke des Alterthums, von dem Anblicke desselben überwältigt und in einem Widerstreite der Gefühle, die in meinem Herzen aufstiegen. Jahrtausende sind an ihnen vorübergegangen, ohne sie zu zerstören und andere werden sie noch unversehrt finden, alle aber werden fragen, warum es so ungeheuerer Schätze, so vieler tausend Menschenleben bedurfte, um mit diesen riesenmäßigen Massen eine Hand voll Staub zu bedecken! Daher waren es auch nur kalte Gefühle der Bewunderung, die mich bei ihren Anblick ergriffen, denn ich dachte an die Schmach und die Sklaverei der Völker, die auf ihren blutigen

Rücken meilenweit her die Steine zum Bau dieser Denkmäler der Eitelkeit und des despotischen Stolzes ihrer Könige zusammentrugen; ich gedachte der unglücklichen Kinder Israel, die, in drückend harter Sklaverei lebend, die Ziegelsteine, aus denen andre Pyramiden bestehen, brennen, und noch dazu das Stroh zum Feuer zusammenlesen mußten. Als ich mein Auge genugsam an den Formen dieser Riesengrabmäler gesättigt hatte, ließ ich mich von meinen Begleitern den vorausgeeilten Gefährten nachführen. Der an der Außenseite auf drei bis vier Fuß breiten und eben so hohen Stufen empor führende Weg war gefährlich, theils wegen ausgebrochener und nur noch mit den andern sehr locker zusammenhängender, theils wegen so glatter Steine, daß man leicht darauf ausgleiten konnte. Daher umschlangen mich die Führer mit beiden Armen und brachten mich auf diese Weise immer höher, bis wir etwa nach einer guten halben Stunde auf der Plattform ankamen. Die Aussicht war über alle Erwartung und Vorstellung großartig. Mein entzücktes Auge übersah das zehn Meilen lange Nilthal, die tausend Dörfer und Ortschaften, gleich Inseln aus dem Flusse ragend, der sich in fast unabsehbarer Breite ausdehnt, es haftete an dem blendenden Gelb der Wüste, aus welcher nah und fern noch andere Pyramiden und Trümmerhaufen untergegangener Städte herüberblickten, es ruhte auf den Kronen der nahen Palmenwälder, auf üppig grünen Wiesen, die aus der Ferne wie Smaragden glänzten, und ergötzte sich an Kairos Pracht, das mit seinen Kuppeln und Minarets am Horizonte auftauchte, bis es sich endlich müde und gesättigt wieder dem Steinkolosse, auf welchem wir standen, zuwandte. Unser Standpunkt, die Plattform, hielt etwa 30 Quadrat-Fuß und ist aus ungeheuern Granitblöcken, deren manche 30 bis 60 Centner wiegen mochten, ohne alles Bindemittel zusammengefügt. Durch welche mechanische Kräfte mögen diese Quader zu dieser Höhe heraufgeschafft worden sein! Der Boden war mit Hieroglyphen, arabischen,

persischen und andern Inschriften und den Namen derer bedeckt, welche diese Höhe erklimmt hatten; und mit einem gewissen Stolze auf der Stelle zu stehen, wo die Eroberer aller Jahrhunderte gestanden hatten, gruben auch wir unsre Namen in den Stein und schickten uns dann zum Herabsteigen an. Dieses ist noch gefährlicher als das Hinaufsteigen, und nur mit der äußersten Vorsicht langten wir am Fuße der Pyramide wieder an. Ueber angeweheten Sand, in den wir oft bis an die Knie versanken, und herabgefallenes Steingerölle hinweg, umgingen wir dieselbe in etwa einer Viertelstunde und stiegen sodann auf der nördlichen Seite wieder einige Stufen zu der Oeffnung hinan, welche in das Innere führt. Nur auf Händen und Füßen kann man hinein gelangen, da der schlotähnliche Eingang nur 4 Fuß weit ist und die Wände so glatt sind, daß sie keinen sichern Halt gewähren. Erst ab- und dann aufwärts folgten wir den Fellahs, unsern Führern, die mit einer Fackel vorankrochen, und kamen nach etwa 40 mühseligen Schritten in eine geräumige mit Marmor überkleidete Halle, die man den „Saal der Königin“ nannte. Von da aus wurden wir durch ein Loch von unsern Führern in die Höhe in einen andern eben so niedrigen Gang gezogen, aus welchem wir endlich in das Hauptgemach des ganzen Baues, in den „Saal des Königs“ gelangten. Diese viereckige Halle ist etwa 40 Fuß lang, gegen 16 Fuß breit und 20 Fuß hoch und mit orientalischem von Fackeldampf geschwärzten Marmor ausgelegt. Nach der Mitte zu steht auf einem steinernen Fußgestelle ein sieben Fuß langer und etwa vier Fuß breiter Sarkophag, der einem Wassertroge sehr ähnlich sieht. Er ist aus einem Stücke Jaspis oder Granit, ohne Deckel und ringsum mit Hieroglyphen beschrieben, und die Masse so fest, daß ich nur mit großer Mühe ein Stück davon abschlagen konnte. Wahrscheinlich diente er nur zur Hülle eines kleinern Sarges, der die Mumie enthielt. Weitere Gänge sind im Innern nicht vorhanden, und nach

einem kurzen Aufenthalte in der Königsgruft, in welcher Hunderte von großen Fledermäusen um unsre Köpfe schwirrten, traten wir unsern Rückzug aus der stickenden Atmosphäre wieder an *). Die zweite Pyramide, die des Cephren genannt, ist in neuerer Zeit ebenfalls geöffnet worden, aber wir trugen kein weiteres Verlangen, ihr Inneres in Augenschein zu nehmen. Die dritte dieser drei Pyramiden, die des Mykerinus, ist die kleinste, aber auch die schönste. Sie war mit Steinen von rothem Granit, Porphyr und Sienit von der Insel Elephantine überkleidet, die von den Arabern losgerissen wurden, theils um sie den Reisenden zu verkaufen, theils um damit ihre Häuser auszuschmücken. Am Fuße derselben findet man viele Stücke davon. Bis diese Stunde ist noch kein Versuch gelungen, sie zu öffnen.

Einige hundert Schritte von der zweiten Pyramide entfernt, ragt aus dem Sande der kolossale Kopf des Sphinx hervor, eine Figur, die halb Mensch, halb Löwe ist. Ihr unterer Theil ist ganz mit Sand überdeckt, der 70 Fuß hoch über demselben liegen soll, und die Größe dieses Ungeheuers läßt sich schon leicht aus dem Umfange des Kopfes begreifen, der 10 Fuß im Durchmesser und vom Scheitel bis zu der Fläche, aus der er hervorragt, 30 Fuß mißt. Eine einzige Klaue dieses Steingebildes, die theilweise noch offen liegt, soll 30 und die ganze Figur bis an den Bauch 172 Fuß lang sein. Der Kopf ist sehr verstümmelt, und man erkennt daran kaum mehr die menschliche Gesichtsbildung. Welche Bestimmung der Sphinx hatte, ist bis jetzt noch nicht erwiesen. Unweit der drei großen Pyramiden erheben sich noch sechs kleinere, die aus leicht zusammengefügten Kalk-

---

*) Neuerdings ist in der Pyramide des Cheops noch ein drittes höher gelegenes Gemach entdeckt und zugänglich gemacht worden.

d. H.

und Backsteinen bestehen und von roher unscheinbarer Bauart sind. Hohe in der Nähe befindliche Sandhügel sind ebenfalls nichts weiter als solche eingestürzte Grab-Denkmäler.

Schon in der Nähe der Pyramiden soll die Todtenstadt oder das Mumienfeld beginnen, das sich in unterirdischen Gängen meilenweit unter dem Boden der Wüste hinzieht. Ich betrat mit meinem Führer auch dieses und ging bis nach Sakkara, einem kleinen am Nilufer gelegenen Dorfe, dessen Einwohner sich hauptsächlich damit beschäftigen, Mumien zu suchen. Die Mumienfelder liegen eine Stunde von diesem Oertchen, und bei jedem Schritte auf denselben stößt der Fuß auf Trümmer von Grabmälern, auf kleine irdene und gläserne Geschirre, Köpfe, Götzenbilder und Stücke zerrissener Leinwand, die man von den Mumien abgerissen hat. Eine Viertelstunde von den theils größern, theils kleinern Pyramiden, die sich in der Nähe Sakkaras befinden, sind die Thiergräber, und wir hatten uns schon vorher in einem kleinen Dorfe mit Stricken und Fackeln versehen, um in dieselben hinein zu steigen. Durch einen senkrechten Schacht, der theilweise vom Sande verschüttet, aber immer noch 12 Fuß tief und 4 Fuß weit ist, läßt man sich an einem Stricke hinab, und gelangt dann seitwärts in eine lange Reihe unterirdischer Kammern. Wie auf der Ebene oben, so stößt man auch hier bei jedem Schritte an Trümmer von Mumien, Mumiensärgen und Fetzen von alten Grabtüchern. Diese Kammern sind Backöfen ähnlich, und man findet darin die Leichname der den alten Aegyptern heiligen Thiere, die in irdenen oben verkitteten Krügen und Urnen aufbewahrt und in einer ungeheuern Menge vorhanden sind. Durch einen niedrigen, etwa 40 Fuß langen Seitengang kömmt man zu einem Sarge, in welchem die Gebeine des Erbauers dieser Todtenstadt geruht haben sollen. Von der Kammer, worin dieser Sarg steht, führen rechts und links labyrinthische Gänge weiter in das Innere, dessen Ausdehnung unter der

Sohle der Wüste man noch nicht kennt; man darf sie nur mit hinreichender Beleuchtung und in Begleitung eines kundigen Führers betreten. Zur grössern Vorsicht befestigt man am Eingange eine Schnur, um sich, was nur zu leicht möglich ist, in diesem Labyrinthe nicht zu verirren. Einige dieser Gänge und Kammern sind durch ein schieferartiges Gestein gehauen und die Wanderung in ihnen ist äusserst beschwerlich, da man oft auf Händen und Füssen über Scherbenhaufen hinkriechen muss. Zudem ist die Atmosphäre durch den von den Mumien ausgehenden harzigen Geruch so stark gewürzt und heiss, dass man leicht Kopfschmerzen davon trägt, und ich war froh, als ich wieder das helle Tageslicht erblickte und mich für die Mühe der Anstrengung an der kühlen Milch stärken konnte, die uns die Araber des nächsten Dorfes zum Verkaufe anboten. Wie in diesen, so ist auch in den andern Grabhöhlen, die die Leichname der Hunde, Katzen, Krokodille und andrer Thiere umschliessen, dieselbe Einrichtung, aber ich trug kein Verlangen, sie näher in Augenschein zu nehmen und kehrte, zufrieden mit dem was ich gesehen, nach Kairo zurück.

Hier war nun meines Bleibens nicht lange mehr; ich entschloss mich, nach Alexandrien zurückzukehren. Vor meiner Abreise war ich noch Zeuge eines merkwürdigen Auftrittes, der sich auf der Citadelle in Gegenwart des Vicekönigs zutrug. Ein Italiener, der sich jedoch für einen Deutschen ausgab, suchte in einem der Infanterieregimenter des Pascha eine Anstellung, um seine Soldaten im Bajonettfechten zu unterrichten, und bat Mehemed Ali, ihm zwei seiner besten Husarenofficiere zu einem Zweikampfe zu stellen. Der Vorschlag wurde vom Vicekönige angenommen, er bestimmte Tag und Stunde des Zweikampfes, und eine ungeheuere Menschenmenge strömte nach der Festung. Ein Husarenofficier aus dem Elsass und ein Uhlanenofficier, ein Deutscher, waren dazu auserséhen und ritten einstweilen auf dem Hofe umher, um ihre Pferde einzuüben. Der Infanterist stand vor

dem Palaste mit einem langen hölzernen Stocke, auf welchem ein mit Kreide angestrichener Knopf befestigt war; die Reiter hatten hölzerne mit Kreide angestrichene und an den Spitzen ebenfalls mit Knöpfen versehene Säbel. So wie der Vicekönig erschien, begann der Kampf. Der Infanterist stellte sich auf, und die Reiter ritten im gestreckten Laufe gegen ihn, aber ehe sie sich es noch versahen, erhielten sie, ohne daß sie dem Infanteristen etwas anhaben konnten, mehrere Stöße von demselben, wie man an den Kreideflecken auf ihrer Brust deutlich sah. Der Infanterist war Sieger, aber die Besiegten schienen nicht damit zufrieden zu sein; denn sie wechselten ihre Pferde, und der Kampf begann von Neuem. Sie wollten ihre Schande rächen und drangen mit wahrer Wuth auf ihren Gegner ein, der jedoch abermals Sieger blieb und erst dann von dem einen der Reiter, der zugleich links und rechts fechten konnte, einen Säbelhieb erhielt, als er selbst mehrere Stiche auf dem Rocke sitzen hatte. Der Vicekönig, der dieses öffentliche Schauspiel veranstaltet hatte, um seinen türkischen Officieren zu zeigen, was ein Europäer Alles leisten könne, schien davon sehr befriedigt; er gab einem jeden der Kämpfenden einen Beutel mit Geld und bat sie, sich in einem Kaffeehause bei einer Flasche Wein zu versöhnen. Wahrscheinlich würde der Italiener im Heere des Vicekönigs angestellt worden sein, wenn er nicht kurz darauf in Damiette zu der großen Armee, die die Pest gerade aushob, abgegangen wäre.

Nachdem ich herzlichen Abschied von meinem Freunde und Landsmann Hempel genommen hatte, schiffte ich mich am 4. Januar im Hafen von Bulak nach Alexandrien ein, das ich ohne besondere Erlebnisse am 10ten erreichte. Sonach hatte ich meine Reise nach dem Sinai in 3 Monaten und 7 Tagen vollendet. Meine Ankunft in Alexandrien war trauriger Art, mich schmerzte der Verlust meines Fingers, der mich hinderte, mein Geschäft zu betreiben und mich

zum Müssiggehen zwang. Einen meiner ersten Besuche machte ich bei dem dänischen Generalconsul, Herrn Dumreicher, in dessen Magazinen ich die Kisten mit meinem Handwerkszeuge aufbewahrt hatte. Er hatte mich längst erwartet und empfing mich sehr freundlich, doch seine Blicke trübten sich, als er sah, daß ich den Arm in der Binde trug, und er bezeugte meinem Verluste das herzlichste Beileid. Zu meiner großen Freude übergab er mir einen Brief aus der Heimath, in welche ich vor meiner Reise nach dem Sinai geschrieben hatte. Anfangs wollte ich ihn in des Consuls Haus nicht erbrechen, doch konnte ich endlich meine Neugierde nicht länger bezähmen und löste das Siegel. Und wie ich daraus sah, daß Alle daheim noch gesund waren und in Liebe meiner gedachten, da mußte ich mich dem Consul empfehlen, denn meine Augen waren von Thränen der Freude getrübt.

Ich nahm mein Quartier wieder in demselben Hause, in welchem ich früher mein Geschäft getrieben. Daselbst wohnte auch ein geschickter deutscher Arzt, Doctor Koch aus München, erster Arzt der ägyptischen Kriegsflotte. Ihm vertraute ich die Heilung meiner Wunde an, doch auch seine Kunst war nicht im Stande, sie so zu heilen, daß ich mein Geschäft betreiben konnte. Während des Monats, den ich in Alexandrien verweilte, richtete ich mich sehr ökonomisch ein, stand nicht zu früh auf, legte mich aber desto eher wieder nieder und brachte die noch übrige Zeit damit hin, daß ich mit andern Gefährten, die ebenfalls lieber ihrem Vergnügen, als der Arbeit nachgingen, Jagdpartien anstellte. Und diese brachten mir manches Stück Geld ein. Denn wenn einer oder der andre von ihnen nichts getroffen hatte und sich schämte, ohne Beute in die Stadt zurück zu kehren, so kamen sie zu mir, um mir einen Theil der meinigen abzukaufen, theils um damit bei ihren Bekannten zu prahlen, theils um ihre Familien zufrieden zu stellen und sich Vorwürfe zu ersparen,

als hätten sie Pulver und Blei unnütz verschossen. In der meinigen gab es nie Streit, denn mein Wirth sah es gern, wenn ich entweder gar nichts oder recht viel von der Jagd nach Hause brachte. Im erstern Falle mußte ich mein Essen bezahlen, im letztern kam die übrige Beute seiner Küche zu gut.

Trotz der angenehmen Unterhaltung, die mir diese Beschäftigung jeden Tag gewährte, bekam ich dieselbe doch bald überdrüßig und die alte Sehnsucht nach dem heiligen Lande erwachte doppelt stark in mir. Meine Wunde war fast geheilt, und so waren meine Anstalten zur Reise bald getroffen.

In Palästina.

Abreise aus Aegypten. — Ein ägyptisches mit Schießpulver beladenes Schiff. — Unvorsichtigkeit der Officiere und Matrosen. — Meine Angst. — Ankunft in Tsur. — Eintritt in das heilige Land. — Koptische Christen. — Acre. — Ein deutscher Schlosser. — Reise auf den Berg Karmel. — Kaifa. — Der Karmel. — Anfertigung einer Walze. — Wanderung nach Nazareth. — Thal und Wald. — Ein Meierhof und ein reizend gelegenes Dorf. — Nazareth. — Franciskanerkloster. — Grotte des englisches Grusses. — Die Werkstätte des heiligen Joseph. — Der „Tisch des Herrn." — Der Berg des Abgrundes — Der Mariabrunnen. — Wölfe und Schakale. — Kana. — Thal von Hittin. — Tiberias. — Das galliläische Meer. — Die Kirche des St. Petrus. — Die deutschredenden Juden. — Erwartung des Messias. — Das Haus eines arabisch christlichen Priesters. — Das Bad Salomos. — Ibrahim Pascha. — Der Jordan. — Der Thabor. — Nazareth. — Reise nach Jerusalem mit einer Pilgerkarawane. — Nablus. — Eine kalte schlaflose Nacht. — Anblick von Jerusalem.

Am 8. Februar 1834 ging ich an Bord eines Schiffes, unter dem Kommando des ägyptischen Kapitän Bedui Abussenab (d. h. mit dem langen Barte), welches beordert war, eine Ladung Schiespulver nach der Festung Acre zu bringen, die kurz vorher von dem Adoptivsohne Alis, Ibrahim, erobert und zerstört worden war. Es war meine

dritte Seereise, aber vor keiner bangte es mit so sehr, wie vor dieser, einmal weil wir — es war zwar nur eine Küstenfahrt — ohne Kompaß fuhren, und sodann wegen der großen Unordnung, die auf dem Schiffe herrschte. Denn der Kapitän so wie die Matrosen, ja sogar die Officiere, welche die Wache hatten, liefen Tag und Nacht mit brennenden Tabackspfeifen im Schiffsraume und zwischen den Pulverfässern umher, in ihrer Unbesonnenheit nicht an die gräßliche Gefahr denkend, in der sie bei jedem Tritte schwebten. Mir war indessen das Rauchen untersagt worden, auch durfte eben wegen des Pulvers kein Feuer in der Schiffsküche angemacht werden. Ich hatte mich daher auf zehn bis zwölf Tage mit trocknem Proviant versehen, an dem ich zuweilen meinen Aerger verbiß. Und so ging die Fahrt langweilig und in beständiger Angst, doch ohne Unglück vorüber. Erst am zwölften Tage, als ich am fernen Horizonte die Küsten des gelobten Landes erblickte, erheiterte sich mein Gemüth, und froher Muth zog in meine verzagte Seele ein. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, wann ich meinen Fuß an das Land setzen könnte, und dieser war nicht mehr fern. Wir liefen, da der Kapitän daselbst einige Geschäfte abzumachen hatte, in den Hafen von Tsur ein. Sogleich umringte uns eine Menge Kähne mit Lootsen, die uns ausfragten, woher wir kämen, wohin wir wollten, ob wir Fracht und Passagiere an Bord hätten und Lebensmittel bedürften u. s. w. und uns nöthigten, ans Land zu steigen. Wir hatten noch eine Tagereise bis Acre. Ich dachte an das Unglück, das während dieser Zeit, ja noch in der letzten Minute geschehen könne, wenn die Allmacht Gottes keine bessere Aufsicht über das Schiff führe, als der Kapitän, und beschloß nebst einigen Türken auszusteigen und sicher vor allen Gefahren den Weg nach Acre zu Fuße fortzusetzen. Und so betrat denn am 20. Februar mein Fuß den Boden des heiligen Landes. Kniend küßte ich denselben und faltete die Hände, aber kein Gebet ging über meine Lippen, nur

eine Thräne der tiefsten Rührung schlich meine Wangen hinab. Dann erhob ich mich und rief mit lauter Stimme einen freudigen Gruß in das Land meiner Sehnsucht.

Tsur ist ein ärmliches Dörfchen, das an der Stelle des alten Tyrus, der größten und reichsten Stadt Phöniziens, steht. Ihre Pracht und Herrlichkeit sind bis auf einige Steinhaufen verschwunden, über welchen das Gras der Vergessenheit wächst. Ich rastete, um mich von der Reise zu erholen, einen Tag in einem elenden mit Einsturz drohenden Häuschen, das mir von einem Christen angewiesen worden war. Gegend Abend besuchten mich mehrere Christen von der Sekte der Kopten oder Jacobiten, deren einfache Sitten mir sehr zusagten. Sie begrüßten mich, indem sie das Haupt neigten und die Hand auf die Brust legten, mit dem freundlichen Gruße: „Sawachär hawake!“ (Guten Abend, Herr!) und erboten sich mir, jeden meiner Wünsche zu erfüllen. Am 22sten wanderte ich nach Jean d'Acre zu, das wenige Tage zuvor von Ibrahim Pascha eingenommen worden war, nachdem er alle Kanonen seiner Flotte, mit welcher er der Stadt nicht beikommen konnte, auf eine kleine Anhöhe ans Land geschafft und von da aus die Festung mit dem besten Erfolge beschossen hatte. Spät des Abends kam ich vor das Thor, aber da war an keinen Einlaß zu denken, und ich mußte mit meinem Begleiter die Nacht auf dem Felde zubringen. Erst am Morgen, als die Thore geöffnet waren, betrat ich die nicht unbedeutende Stadt, deren Häuser durch die letzte Blokade so gelitten hatten, daß sie dem Einstürzen nahe waren, und deren Straßen von Soldaten wimmelten. Ich fand hier zufällig einen deutschen Schlosser von Frankfurt am Main, den ich schon in Konstantinopel kennen gelernt hatte, und wohnte bei ihm.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte, der mir nichts Erwähnenswerthes weiter darbot, trat ich mit dem Schlosser eine Wanderung nach dem drei Stunden von Acre entfernten Berg Karmel an. Un-

weit der Stadt sahen wir die Trümmer eines Schiffes am Ufer, das vor wenigen Tagen hier gescheitert war; zum Glück war die darauf befindliche Mannschaft sämmtlich gerettet worden. Der Anblick der Schiffstrümmer brachte in mir eine trübe Stimmung hervor, denn ich dachte an die überstandenen Gefahren meiner Seereisen und an die, welche ich noch zu überstehen haben würde. Mit dieser Stimmung kam ich in Kaifa, einem unbedeutenden und schlecht gebauten Flecken, an, und wir setzten, ohne uns weiter aufzuhalten, unsern Weg nach dem Karmel fort, der noch eine halbe Stunde von dem eben genannte Dorfe liegt. Abends 6 Uhr trafen wir am Fuße desselben an. Der Karmel ist ein etwa sieben Stunden langer Höhenzug, dessen Gipfel eine ziemlich breite mit Wald bedeckte Hochebene bildet, in welchem sich wilde Thiere aufhalten. Vorzugsweise nennt man jedoch Karmel denjenigen Berg, welcher Kaifa am nächsten liegt. Am Fuße ist er mit Oelbäumen, Weinreben und Lorbeeren bepflanzt, zwischen denen sich hin und wieder einzelne freundliche Häuser finden. Seine Höhe ist nicht beträchtlich, und sein Gipfel läuft in kahle, nur hie und da mit niederm Gestrüppe bestandene Felsen aus. Auf einem Vorsprunge des Berges nach dem Meere hin hat Ibrahim Pascha ein schönes Militärhospital bauen lassen, damit die kranken Soldaten, von der frischen Seeluft umweht, desto eher gesunden möchten. Von dieser Stelle aus genießt man eine reizende Aussicht über das Meer. Auf dem Gipfel des Berges stehen die Ruinen eines während des griechischen Freiheitskampfes zerstörten Klosters, und nicht weit von demselben wird ein neues gebaut, dessen Bau vor etwa 7 Jahren der vertriebene König von Frankreich beginnen ließ, der aber noch nicht vollendet war, da der jetzige König mit dem endlichen Ausbau nur langsam zu Werke geht. Der Karmel wird als der gewöhnliche Wohnort der Propheten Elias und Elisäus genannt, die hier mit feurigen Schwertern die falschen Propheten züchtigten und noch bis

auf diese Stunde heißt eine Grotte, die sich im Berge befindet, die Eliashöhle. Die Ansicht von der Höhe herab ist reichhaltig, man sieht in die Straßen von Kaifa mit seinem Hafen, weiterhin die Festung Acre, südlich fällt der Blick auf die Trümmerhaufen einer untergegangenen Stadt und nach Norden auf die schneebedeckten Häupter des Libanon, die den Horizont begrenzen. Unweit des Klosters befand sich eine Schmiedewerkstätte. Wir gaben uns den Arbeitern als Handwerksbursche zu erkennen und wurden von ihnen dringend gebeten, ihnen eine Walze, die zu einer Steinschneide-Maschine gehörte, zu fertigen. Wir nahmen das Anerbieten an, um ein Andenken von unsrer Hände Arbeit hier zurückzulassen und brachten sieben Tage lang mit der Fertigung zu.

Am 4. März kehrten wir nach Kaifa zurück. Ich ging daselbst zum Consul, der auch zugleich Consul von Acre war, um meine Papiere zur Weiterreise visiren zu lassen, und fand in ihm einen äußerst freundlichen jungen Mann, der aus Sardinien stammte, und bei dem ich einige Stunden im traulichsten Gespräche zubrachte. Hier verließ mich mein Reisegefährte, der Schlosser, und ging nach Acre zurück, wo er in Ibrahims Arsenale Arbeit gefunden hatte, ich aber zog mit einem Führer landeinwärts dem acht Stunden von hier entfernten Nazareth zu. Eine Stunde von Kaifa kamen wir in ein reizendes wasserreiches Thal, das an einigen Stellen wohl eine Stunde breit war und allmählig nach dem Karmel zu auslief. Hie und da bot es dem Auge überraschende Partien, doch war es nicht angebaut, an manchen Stellen mit Disteln und Binsen bewachsen, an andern mit einem herrlichen Grase, das jedoch wieder verdorren mußte, da sich nur selten ein Hirte mit seiner Heerde hierher verirrte. Nachdem wir das Thal, an dessen sumpfigen Stellen unsre Esel nur mit Mühe fortkommen konnten, der Breite nach durchzogen hatten, traten wir jenseit desselben in einen schönen etwa eine Stunde langen Wald, worin et-

liche Schafheerden weideten. Am Ausgange desselben trafen wir einen ärmlichen, nur aus Erde erbauten Meierhof, dessen Bewohner wir um einen Trunk frischen Wassers ansprachen, den wir auch sogleich erhielten. Meine Aufmerksamkeit zogen die Bienenhäuschen auf sich, die neben dem Hause standen. Sie waren kegelförmig, aus Erde erbaut, etwa 5 Fuß breit und 12 Fuß hoch und ringsum voller kleiner Löcher, durch welche die Bienen ein- und auszogen. Es mag in diesen Gegenden viel Honig geben, denn der fruchtbare Boden ist mit Blumen und Blüthen übersäet, und es wurde mir immer mehr klar, warum die heiligen Schriftsteller Palestina das Land genannt haben: „wo Milch und Honig fließt.“ Drei Viertelstunden von diesem Meierhofe erblickten wir auf einer Anhöhe ein Dorf, dessen herrliche Lage unser Auge fesselte. Der Anblick desselben wurde immer schöner, je näher wir kamen, und bald sahen wir, daß es von indischen Feigenbäumen wie von einer Mauer umgeben war. Nie hatte ich auf meinen Reisen etwas Schöneres gesehen. Welch einen herrlichen Anblick mußte es erst gewähren, diese Mauer im Schmucke ihrer unzähligen prächtigen gelben Blüthen zu sehen, die wir auch in unsern Gewächshäusern, nur etwas verkümmert, antreffen. Die Früchte dieses indischen Feigenbaumes, die an dem Rande der breiten dicken Blätter oft zu 8 bis 10 Stück wachsen, gleichen einer kleinen Gurke, die mit kleinen Stacheln bedeckte Schale läßt sich, wenn die Früchte reif sind, leicht abziehen, allein ihr Geschmack ist so widerlich süß, daß man nur wenige auf einmal genießen kann.

In dem Dorfe angekommen, bestellte ich in einem Hause für 10 Para (etwa 7 Pfennige) Milch und war erstaunt über die Menge derselben, die uns in einem großen kupfernen Geschirr vorgesetzt wurde, und an welcher sich leicht sechs Menschen hätten sättigen können. Da weder an einen Stuhl noch an einen Tisch zu denken war, so lagerte ich mich auf den Boden in das weiche Gras. Die Be-

wohner gesellten sich zu uns und wollten sich vor Lachen ausschütten, als mein Führer, der Gewohnheit gemäß mit der Faust, in welcher er etwas Brod zusammendrückte, in das Milchgeschirr fuhr und ich sogleich mit einer Pantomime des Ekels andre Milch bestellte, die ich aus dem Geschirr schlürfte und mein Brod dazu aß. Nach kurzer Ruhe setzten wir unsern Weg etwa 5 Uhr Abends weiter fort, und langten gegen 9 Uhr in Nazareth an, wo mich mein Führer sogleich nach dem Franziskanerkloster brachte, da ich außerdem nicht leicht eine Herberge gefunden haben würde. Die gastlichen Mönche nahmen mich sehr freundlich auf, und bewirtheten mich auf das Beste.

Nazareth, wo das Geheimniß der Menschwerdung Christi seinen Anfang genommen hat, ist ein kleines Städtchen, das 8 Stunden vom Berge Karmel und 25 Stunden von Jerusalem entfernt liegt. Es besteht aus kleinen, meist dürftigen Häusern, die sich amphitheatralisch am Abhange des Berges erheben, und zählt etwa 3000 Einwohner, die aus katholischen, griechischen und maronitischen Christen und Türken bestehen, von denen die Ersteren die Mehrzahl ausmachen. Die äußerst gefälligen Mönche zeigen jedem Fremden die Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend, und diese bestehen zuerst in dem Kloster, das sie bewohnen. Es ist ein großes festes Gebäude mit einer prächtig ausgeschmückten, nur durch ihre Länge und Breite in einem Mißverhältniß stehenden Kirche. Daselbst befindet sich die Grotte, wo Maria den Gruß des Engels empfing, der ihr die Geburt des Heilands verkündete. Auf einer prächtigen Treppe von weißem Marmor steigt man in ein kleines, reichgeschmücktes Gemach hinab, in dessen Mitte sich ein Marmoraltar erhebt, auf welchem eine ewige Lampe brennt. Die Heiligkeit des Orts erfüllt den Eintretenden mit frommer Scheu und ladet ihn unwillkürlich zur Andacht ein. Unweit des Klosters befindet sich die Werkstätte des heiligen Joseph, die früher in eine Kirche umgewandelt, in neuerer Zeit aber theilweise

von den Türken zerstört wurde. Es ist nur noch eine einfache Kapelle übrig, in welcher täglich von den Mönchen Messe gelesen wird. Eine zweite steht auf der Stelle der Synagoge, in welcher Jesus den Juden die heilige Schrift erklärte, und eine dritte erhebt sich über dem Felsen, den man den „Tisch des Herrn“ nennt, und auf welchem der Heiland oft mit seinen Jüngern gegessen haben soll. Südlich vor der Stadt liegt der Berg des Abgrundes, eine steile Felsenwand, von welcher die Juden Christum herabstürzen wollten. Der Ort ist ebenfalls geheiligt, durch die Eindrücke der Hände und Füße des Heilands im Felsen, und an einem daselbst errichteten Altar wird an einem bestimmten Tage des Jahres Messe gelesen. Vor der Stadt führt ein mit Obst- und andern Bäumen eingefaßter Weg zu dem Mariabrunnen, wo die Nazarenerinnen den Bedarf ihres Wassers holen, den sie in großen irdenen Krügen auf dem Kopfe nach der Stadt zurücktragen.

Die Umgegend von Nazareth ist mit wilden Thieren, vorzüglich mit Wölfen und Schakals bevölkert, die nicht selten Nachts in die Stadt kommen, um an den todten auf die Straße geworfenen Thieren ihren Hunger zu stillen und dabei zugleich mit den Hunden ein Geheul erheben, dessen betäubender Lärm einem kein Auge schließen läßt.

Am 6. März bat ich mir zu meiner Weiterreise vom Guardian des Klosters einen der italienischen Sprache kundigen Führer aus, den ich sammt zwei Eseln um den Preis von täglich 9 Piaster erhielt.

Wir schlugen den Weg nach Kana ein, das wir nach drei Stunden erreichten. Etwa 300 Schritte davon entfernt, kommt man zu einem Brunnen mit hellem vortrefflichem Wasser, der mir als derjenige bezeichnet wurde, aus welchem Christus das Wasser schöpfen ließ, das er bei der Hochzeit zu Kana in Wein verwandelte. Von jeder Seite führen vier Stufen zu dem Brunnen, der etwa acht Fuß

lang und drittehalb Fuß breit ist und in ein ausgemauertes Viereck abfließt. Daneben befindet sich ein steinerner Trog, den ein Engländer für alle Reisende, die darin baden wollen, hat herrichten lassen. Das Dörfchen liegt am Abhange eines Hügels und besteht aus ärmlichen Hütten und Ruinen. Nicht weit von dem ebengenannten Brunnen sieht man die Stelle, wo das Haus des Bartholomäus stand, in welchem die Hochzeit gehalten wurde. Auch zeigt man etwa 150 Schritte weiter die Krüge, in welcher die Verwandlung geschah; sie sind in die Erde gegraben gewesen und bestehen nur noch aus Scherben.

Von Kana aus führte unser Weg weiter durch ein schönes breites Thal, dessen Seitenwände aus Kreidekalk mit vielen Grotten bestehen. Sieben bis acht Stunden lang und an einigen Stellen eine halbe Meile breit, fesselt es das Auge durch seine äußere Schönheit und durch eine Fülle von reizenden Ansichten, die sein Inneres fast bei jedem Schritte darbietet. Das Füllhorn göttlichen Segens schien darüber ausgegossen, und wie viele hundert Menschen könnten in diesem Thale leben und Tausende von Schaafen und Rindern das üppige darin aufsprossende Gras abweiden, wenn nur die Bewohner der Umgegend den fruchtbaren Boden anbauen wollten, was ohne Mühe geschehen könnte. So aber versäumen sie dies, und wildes Gestrüpp wuchert auf dem üppigen Boden. Das grüne Gefild dieses Thals wird als dasjenige bezeichnet, auf welchem die Jünger am Sabbath zur Stillung ihres Hungers Aehren rauften. *) In der Mitte des Thals liegt am Abhange eines Hügels ein arabisches Dörfchen, Campo de' Specke, auf arabisch Duman; Gottesacker, das seinen Namen von den vielen Gebeinen erhalten haben mag, die seit den ältesten Zeiten, wahrscheinlich aus den Kreuzzügen, hier gefunden werden. **)

*) Matthäi 12, 1. — Marci 2, 23. — Lucä 6, 1.

**) Hier besiegte Saladin in der furchtbaren Schlacht bei Hittin das Heer der Christen, und rieb es auf am 4. Juli 1187. D. H.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts gewann Napoleon unweit des Thals mit wenig Mannschaft einen Sieg gegen ein großes türkisches Heer, und in neuester Zeit ist diese Gegend der Schauplatz der mörderischen Kämpfe Ibrahim Paschas geworden, der jetzt Herr des Landes ist *). Weiter südlich im Thale bezeichnete mir mein Führer bei drei alten Olivenbäumen den Platz, wo Kain seinen Bruder Abel erschlug, und somit wüßten die Gelehrten, wo das Paradies zu finden wäre, vorausgesetzt, daß jene benannte Stelle wirklich die sei, auf welcher das erste Menschenblut geflossen. Von hier aus gelangt man an einen Berg, der als derjenige bezeichnet wird, an welchem Christus die berühmte Predigt hielt und mit fünf Gerstenbroden und zwei Fischen 5000 Mann speisete. Ersteigt man die mäßige Anhöhe, so fällt der Blick auf das Städtchen Tiberias und das galliläische Meer.

Bald hatten wir den Ort erreicht, dessen ziemlich hohe mit Thürmen besetzte Mauern ihm das Ansehen einer Festung geben, die jedoch, in der Nähe besehen, so dürftig erschien, daß sie nach meiner Meinung bei dem ersten Kanonenschusse zusammenstürzen würde. Das galliläische Meer, auch der See Genezareth und der See Tiberias genannt, bespült die Stadtmauern. Seine Länge beträgt etwa sechs und seine Breite zwei Stunden und sein Wasser ist süß. Seine wilden Wellen beschwichtigte einst ein Wort des Heilands, und mit trockenem Fuße wandelte er darüber hin, als er dem sinkendem Petrus die rettende Hand reichte. An seinem Ufer entfloß seinem Munde das herrliche Gleichniß vom Sämann, und seine Wunderkraft machte daselbst die Blinden sehen, die Lahmen gehen und die Tauben hören. Von hier waren mehrere Apostel gebürtig, und der See war Zeuge, wie Christus den Petrus, Jakobus, Andreas und Johannes zum

*) Jetzt nicht mehr. Durch Vermittelung Englands gehören Syrien und Palästina jetzt wieder der hohen Pforte an.

Apostelamte berief; hier lebten und wirkten sie in ihrem Berufe. Von den vielen Städten und Dörfern, die meist an seinen Ufern standen, ist keine Spur mehr zu finden, die ihn umgebenden Berge spiegeln sich kahl und ihres Wälderschmucks beraubt in seinen Fluthen, aber dennoch gewährt er ein liebliches Bild durch die Lorbeerrosen, die an seinen Ufern wachsen, ihre Zweige über das Gewässer breiten, und ihn so in einen grünen mit Blumen durchwebten Rahmen einfassen.

Wir waren von dem Regen durchnäßt, der den ganzen Tag angehalten hatte, und sehnten uns nach Obdach und Ruhe, da er in immer größern Strömen herabgoß. Mein Führer war nach der Kirche geeilt, die auf der Stelle erbaut ist, wo Christus den Apostel Petrus, die Netze waschend, fand, um von dem Priester die Schlüssel zu holen. Willig waren sie ihm eingehändigt worden, und wir schlossen die Kirche auf, um Schutz darin zu suchen. Ich betrat sie mit frommen Gefühlen und wollte eben ein Gebet verrichten, als ich durch die unharmonischen Töne des Esels, der uns in das Gebäude gefolgt war, gestört wurde. Ich befahl dem Führer das Thier zu entfernen, da hier keine Locante oder Kaffeehaus sei, aber er antwortete anfänglich gar nicht, und sagte dann, von mir zur Entfernung des Thieres gedrängt, auf italienisch: „Wir schlafen zusammen hier.“ Leider glichen die schmutzigen Räume der Kirche wirklich einem Viehstalle. Dennoch wollte ich sie nicht entweiht wissen und fragte den Führer nach einer Herberge, die leider in ganz Tiberias nicht gefunden wird. Jetzt bat ich ihn, mir einen Schluck Wein oder Branntwein zu verschaffen, um meine von Kälte und Nässe schlotternden Glieder von innen zu erwärmen, und er brachte mich zu einer Judenfamilie, die nah am See wohnte und die Pilger mit Speisen und Getränken bewirthete. Wir wurden freundlich aufgenommen, aber leider war ihr Sabbath kurz vor unsrer Ankunft angegangen, und sie waren

weder durch Bitten noch durch Geld zu bewegen, uns Etwas zu verabreichen. Ich fragte sie, was sie für ein Geschäft trieben, und sie antworteten mir: daß sie den Messias erwarteten, da Christus nicht der rechte gewesen sei. Auf meine weitere Frage: von wannen er kommen sollte, antworteten sie mir: über das Meer, und scherzweise sagte ich, da möchten sie ja die Thüre beständig offen halten, damit er nicht etwa wieder umkehre, wenn er Nachts ankomme. Was mich am meisten wunderte war, daß die Juden Deutsch sprachen, ohne je in Deutschland gewesen zu sein. Ich erfuhr von meinem Führer, daß zwei Drittel der Bevölkerung des Städtchens aus Juden beständen, deren Altvordern aus allen Theilen der Erde hierher geströmt seien, um den Messias zu erwarten, und daß sich die Sprache des Landes, aus dem sie gekommen, unter ihren Kindern und Enkeln fortgepflanzt habe. Noch alle Jahre kommen ganze Schaaren aus allen Welttheilen hierher, um daselbst ihr Leben zu beschließen, und ihr Glaube an eine Wiederkehr des Messias, der vom galliläischen Meere herkommen solle, ist so unerschütterlich, daß Einige um die Zeit, in welcher er ihnen verheißen ist, Nachts auf einen Berg steigen, daselbst Wache halten und mit unverwandten Augen nach dem Meere hin blicken, um die Ersten zu sein, die seine frohe Ankunft verkündigen können. — Da wir in dem Judenhause nicht eingelassen wurden, so blieb uns nichts andres übrig, als zu dem arabisch-christlichen Priester zu gehen, dem Bewahrer der Schlüssel zu der obenerwähnten Kirche, und ihn zu bitten, uns ein Nachtlager zu geben, damit wir unsre nassen Kleider trocknen könnten. Wir wurden freundlich aufgenommen und genöthigt, uns auf türkische Manier auf einen Teppich am Fußboden niederzulassen, was mir freilich nicht angenehm war. Jedoch wir setzten uns, und sogleich überreichte mir die Frau meines Wirthes eine lange türkische Pfeife und eine Tasse schwarzen Kaffee, nahm dann an meiner Seite Platz und blies dicke Dampfwolken aus

ihrer Pfeife gleich dem besten Raucher. Ohne es mir jedoch merken zu lassen, konnte ich mich des Lachens nicht enthalten. Nach einer Stunde wurde das Abendessen auf einen runden niedrigen Tisch aufgetragen. Es bestand aus untereinander gekochtem Reis und Linsen und aus geronnener Milch. Auf Rohrdecken ließen wir uns um die dampfende Schüssel nieder und langten fleißig mit freien Händen zu, doch war mein Appetit nicht sehr rege, da ich etwa sechs kleine, eben nicht sehr saubere Kinder auf eben diese Weise an der Mahlzeit theilnehmen sah. Die Milch wurde mit Stücken zusammengedrückten Brods aus der Schüssel getaucht. Mir war es indessen weniger um das Essen als um das Trocknen meiner Kleider und um die Nachtruhe in einem Bette zu thun, das zwar auch nicht viel werth, doch aber besser war, als der kalte Fußboden der Kirche, in welcher ich nicht einmal eine Bank gesehen hatte.

Am nächsten Morgen verließ ich Tiberias, das aus ärmlichen Hütten, zerstreuten Trümmern und etwa 4000 Einwohnern besteht *), und ging nach den warmen in der Nähe befindlichen Quellen, das „Bad Salomos“ genannt. Sie sind mit einem stattlichen Hause überbaut und im Innern bequem eingerichtet. Unweit davon begegnete mir Ibrahim Pascha, der eben ein Bad genommen hatte. Er war damals ein Mann von etwa vierzig Jahren mit einem ernsten Gesichte, dunkeln blitzenden Augen, rothem Barte und trug sich halb orientalisch, halb europäisch. Als ich in seine Nähe kam, bot ich ihm auf französisch einen „Guten Morgen!“ er aber erwiederte meinen Gruß nicht, sondern ging kalt und finster an mir vorüber. Wahrscheinlich hielt er mich für einen Russen, die er nicht leiden mag,

*) Am 1. Januar 1837 wurde Tiberias von einem furchtbaren Erdbeben gänzlich zerstört und ist jetzt fast nur ein Trümmerhaufen.

d. H.

weil sie im griechischen Freiheitskampfe dem Sultan zu Hülfe kamen und so seine siegreichen Schritte in Griechenland hemmten. Ich selbst nahm ein Bad, das mich jedoch so ermattete, daß ich lange Zeit brauchte, um mich wieder zu stärken. Dann schritt ich dem Ufer des Sees entlang der Stelle zu, wo die gelben schmutzigen Fluthen des Jordan sich in denselben ergießen. Er ist der Hauptfluß des gelobten Landes, der unweit Caesarea in dem kleinen ummauerten Teiche Phiala (Birket Ram) am Fuße des Antilibanongebirges entspringt, sich sodann durch die Seen Samochonitis (Meromsee) und Genezareth ergießt, ohne sich mit dem Wasser derselben zu vermischen und endlich nach einem Laufe von ungefähr 50 Meilen in das todte Meer fällt. Er theilt, von Norden nach Süden fließend, das Land in zwei Theile, ist weder breit (an den breitesten Stellen kaum 80 Fuß), noch tief, aber heilig durch tausend Erinnerungen an große Begebenheiten, deren stummer Zeuge er war. Jeder Pilger begrüßt ihn mit Gebet, jeder sucht in seinem Wasser zu baden, dem eine besondere Heilkraft zugeschrieben wird, jeder trinkt davon, und keiner verläßt ihn, ohne einen Stein, oder eine Muschel von seinem Ufer oder ein Fläschchen seines Wassers zum Andenken mit in die Heimath zu nehmen. Seine Ufer, mit Weiden bepflanzt und hin und wieder mit Zuckerrohr angebaut, waren von vielen Tausend Störchen belebt, die in dem Schlamme ihre Nahrung suchten. Auch ich trank einen Schluck seines süßen Wassers und füllte ein Fläschchen zum Andenken meines Besuchs. Da fragte ich einen Araber, wie der Berg an dem einen Ufer heiße und erhielt zur Antwort: „Jor," den andern am jenseitigen Ufer nannte er mir auf meine weitere Frage „Dan," und so war mir mit einem Male die Bedeutung des Namens des Flusses klar geworden.

Vom Jordan aus gingen wir nicht nach Tiberias zurück, sondern setzten unsre Reise weiter nach dem Berge Thabor fort. Unter allen Bergen Palästinas verdient er den Vorzug durch seine romantische

Lage und unvergleichlich herrliche Gestalt und kann mit den schönsten Bergen der Welt in die Wette streiten. Ganz frei, von keinem andern Berge umgeben, erhebt er sich aus der reizenden fruchtbaren Ebene Esdrälon und gleicht einem Zuckerhute mit abgeschlagener Spitze. Seine Seiten sind schroff und steil und von seinem Fuße an bis zu seinem Gipfel, deren Entfernung von einander gegen 3000 Fuß betragen mag, ist er mit Oliven, Maulbeerfeigenbäumen und anderm duftenden Gesträuch bewachsen, das aus Felsenritzen emporbringt. Mehrere Quellen entspringen an denselben und fließen in die Ebene ab, und an den Abhängen, wo Gras gedeihen kann, grünt es in üppiger Fülle, mit tausend herrlichen Blumen gestickt. Nach einer guten Stunde mühsamen Aufsteigens langten wir auf dem Gipfel an, der eine Stunde im Umfange hat, mit Bäumen, Gesträuchen, ungeheuer hohem Grase bewachsen und mit den Trümmern der Gebäude bedeckt ist, die die heilige Helena und der Fürst Tankred, einer der tapfersten Helden des ersten Kreuzzuges, hier hatten erbauen lassen. Die Aussicht, die man hier genießt, ist über alle Beschreibung reizend, und ich dachte lebhaft an die Worte des heiligen Petrus: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen.“ Südlich fällt der Blick auf die sieben Meilen lange, herrlich angebaute Ebene Esdrälon, auf den kleinen Hermon, an dessen Fuße das kleine, durch die Auferweckung des Sohnes der Wittwe berühmte Dorf Nain liegt. Weiter sieht man auf das unwirthbare nackte Gebirge Gilboe, auf den Ort, wo König Saul die Hexe um sein Schicksal befragte, grüßt in weiter Ferne die Städte Capernaum, Betsaida und Bethulien und verliert sich endlich in den matten Umrissen der samarischen Gebirge, die den Horizont begränzen. Als wir uns an dem bezaubernden Gemälde satt gesehen, verließen wir den heiligen Berg und gingen nach Nazareth zurück, das nur drei Stunden vom Thabor entfernt ist. Eben so gastfreundlich wie früher wurden wir auch diesmal im Kloster

aufgenommen und verweilten zwei Tage darin, um die Gelegenheit abzuwarten, uns einer Pilgerkarawane, die alljährlich aus diesen Gegenden zum Osterfeste nach Jerusalem zieht, anschließen und in ihrer Gesellschaft sicherer reisen zu können. Zwar sind die Wege in jenen Gegenden nicht so unsicher, wie manche und vorzüglich die Engländer glauben, die ohne große Bedeckung niemals das Land durchwandern können; ich habe oft darin ruhig und ohne alle Bedeckung, als die der unsichtbaren Hand Gottes, unter freiem Himmel geschlafen. Tags vor meiner Abreise ließ ich beim europäischen Consul in Nazareth meine Papiere visiren und war verwundert, dieselben ohne Siegel wieder zurück zu erhalten. Auf mein Befragen darüber, antwortete er verlegen, daß sein Sekretär ausgegangen sei und das Petschaft wahrscheinlich mitgenommen habe, mir aber kam es vor, als wisse er weder etwas von einem Sekretär, noch von einem Siegel. Sodann nahm ich herzlichen Abschied von dem Guardian des Klosters, Herrn J. C. Botta, welcher mir zum Andenken und zum Beweis meines Aufenthaltes in der heiligen Stadt ein Zeugniß ausstellte, und trat am folgenden Tage meine Pilgerfahrt nach Jerusalem an.

Am 10. März verließ ich in Begleitung von mehr als 200 Personen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die aus Griechen, Armeniern, Kopten und andern schismatischen Christen bestanden, das ärmliche Nazareth. Es war ein stattlicher Zug, der großen Theils auf Maulthieren und Pferden einherritt, die das Gepäcke und die Bedürfnisse zum Lebensunterhalt trugen; auch ich hatte mir zur bequemeren Fortschaffung meiner Habseligkeiten ein Maulthier gemiethet.

Am ersten Tage gingen wir durch die fruchtbare und an immer wechselnden reizenden Landschaftsbildern reiche Ebene Esdrälon und kamen gegen Abend des zweiten Tages in Nabis oder Nablus,

dem ehemaligen Samaria, einem kleinen angenehmen und mit reichen Pflanzungen geschmückten Städtchen, an. Ein groser Theil der Karawane war geneigt, sich einige Tage hier auszuruhen und darunter auch der, von dem ich das Maulthier gemiethet hatte. Da jedoch am andern Morgen Mehrere weiterreisten und ich von ihnen erfuhr, daß Jerusalem noch an demselben Tage zu erreichen sei, so entschloß ich mich, ihnen zu Fuße nachzufolgen, weil man mir sagte, daß die Straße nur sehr unbequem zu reiten sei. Deshalb übergab ich mein Gepäcke dem Eigenthümer meines Maulthiers, mit der Bitte, selbiges in Jerusalem nach dem katholischen Kloster zu bringen, und eilte den Vorausgegangenen nach. In wenig Stunden hatte ich sie eingeholt, allein wir erreichten unser Ziel nicht und sahen uns genöthigt, die Nacht auf freiem Felde auf einem türkischen Gottesacker zuzubringen. So unangenehm mir dieses war, so suchte ich mir doch ein Ruheplätzchen und bedauerte nichts schmerzlicher, als daß ich meine Decke, die mir während der feuchten kalten Nacht von grosen Nutzen hätte sein können, in Nabis zurückgelassen hatte. Ich ging in die kleine geöffnete Moschee, die auf dem Gottesacker stand, und streckte mich, die Füße in einen haarenen Sack gesteckt, den mir einer der Reisegefährten überlassen hatte, und mit dem Kopfe an die Mauer der Moschee gelehnt, auf die feuchte Erde nieder. An Schlaf war wegen der empfindlichen Kälte nicht zu denken, und die Nacht wurde mir unendlich lang. Wir waren nur drei Stunden von Jerusalem entfernt, und die Sehnsucht nach der heiligen Stadt erhielt mich in steter Aufregung. So wie der Morgen dämmerte, brachen wir auf, und gegen acht Uhr erblickte mein glückliches Auge von einer Anhöhe die ersehnte hochheilige Stadt. Es war ein groser, rührender und erhabener Augenblick. Die Karawane hielt einige Minuten an, ein ehrwürdiger Greis rief mit thränenden Augen: „Shuf hem Khoddes!“ (Schau, hier ist Jerusalem!) und alle sanken betend und mit gefal-

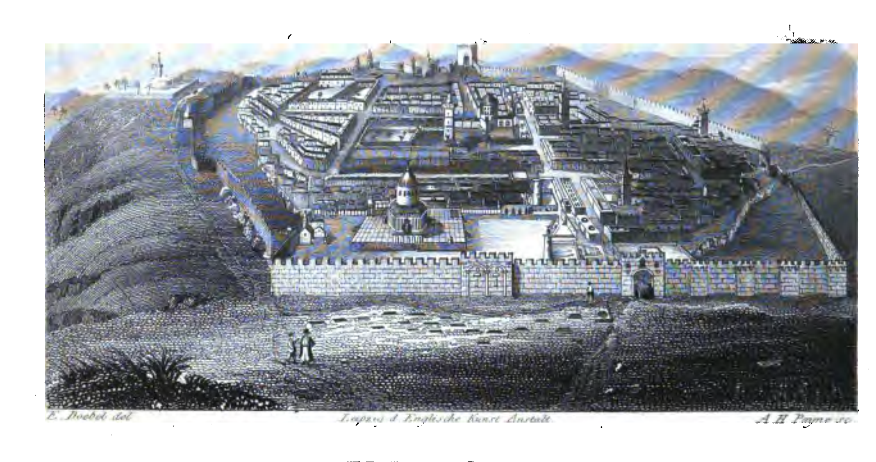
teten Händen auf die Knie nieder. Ich konnte meinen Gefühlen keine Worte leihen, aber mein Herz jubelte vor Wonne und hatte mit einem male alle bisher erduldeten Mühseligkeiten vergessen, meine Wangen näßten Thränen, Zeugen eines göttlichen Gefühls, wie ich es in dieser Stärke noch nicht empfunden hatte. Mir war als müßte ich mich auflösen in diesem Gefühle.

Als wir den Anblick der Stadt sattsam genossen hatten, zogen wir, heilige Lieder singend, jubelnd und betend, ihrem Thore zu.

In Jerusalem.

Einzug in Jerusalem. — Das lateinische Kloster und die Casa nuova. — Ein deutscher Maurer. — Lage und Umfang der heiligen Stadt. — Ihr Inneres. — Die Stadtmauer. — Umfang der alten Stadt. — Einwohner. — Die Thore. — Die Moschee el Sakara. — Via dolorosa. — Die heilige Grabkirche. — Die beiden Kapellen auf Golgatha. — Der Stein der Salbung. — Die Kapelle des heiligen Grabes. — Die Erscheinungskapelle. — Zudrang zur Säule der Geiselung. — „Das Gefängniß des Herrn." — Kapelle der Kleiderloosung. — Kapelle der heiligen Helena. — Die Säule der Beschimpfung. — Die christlichen Religionsparteien in der heiligen Grabkirche. — Die Fastenzeit. — Die Charwoche. — Tod eines Pilgers aus begeisterter Andacht. — Prügelei der frommen Väter. — Vereitelte Rache des meklenburgischen Maurers. — Der Palmsonntag. — Der grüne Donnerstag. — Der Charfreitag. — Der Charsamstag. — Das heilige Feuer. — Die Nacht vom Osterheiligenabend zum Ostersonntage. — Der Ostermorgen. — Das griechische Kloster. — Das lateinische Kloster. — Das armenische Kloster.

In unbeschreiblicher Gefühlsaufregung traten wir durch das Thor, die sich nur bei dem Morgenländer und bei dem Abendländer auf verschiedene Weise äußerte. Während ich ganz still und in mich ver-



E. Doebel del. — Leipzig d. Englische Kunst Anstalt — A. H. Payne sc.

JERUSALEM
vom Oelberg aus

Straßen fürbaß schritt, jubelte ein Theil der Gesellschaft in den seltsamsten Tönen und Worten, ein anderer Theil schrie wie besessen, Andre vergossen Ströme von Thränen, Viele zogen vor dem Thore die Schuhe aus und betraten die Stadt baarfuß in tiefster Demuth; und so that Jeder nach seiner besondern Stimmung.

Ich fragte mich nach dem am westlichen Ende der Stadt liegenden Franciscanerkloster, gewöhnlich das lateinische Kloster (St. Salvator) genannt, hin und wurde von den Mönchen auf das Freundschaftlichste empfangen, obgleich sie in mir den Protestanten erkennen mußten, weil ich den Priestern den üblichen Handkuß nicht reichte. Der Gedanke, mich an dem Orte zu verstellen und mich für etwas andres zu geben, wo mein Erlöser den Bund der Wahrheit durch seinen Tod besiegelt hatte, war mir unerträglich. Ich gab mich also als das, was ich war. Dies that jedoch meinem Empfange und meiner Bewirthung keinen Eintrag, und ich überzeugte mich auf der Stelle von der Unwahrheit der Behauptung mancher Reisender, die da meinen, man müsse sich für einen Katholiken ausgeben, um die heiligen Orte besuchen zu können. Im Gegentheil schienen mir die Mönche von einer seltenen Duldung gegen ihre christlichen Brüder, sie möchten zu einer Kirche oder Sekte gehören, zu welcher sie wollten, beseelt zu sein. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen führte mich der Hausmeister in ein besonderes Gebäude, das Pilgerhaus, **Casa nuova** (das neue Haus) genannt, das sich unweit des Klosters befand, und wies mir daselbst ein Zimmer an, in welchem ich einen Maurer, Namens Müller aus Werin im Mecklenburgischen, dem es sehr wohl gefiel, einen griechischen Matrosen und ein italienisches Weib antraf, das sich schon seit mehreren Monaten daselbst befand und sehr wohl gelitten zu sein schien. Eigentlich darf man die Gastfreundschaft des Klosters nur einen Monat in Anspruch nehmen, während welchem man Kost und Betten umsonst erhält. Erstere besteht,

außer der Fastenzeit Mittags und Abends in Brod mit Gemüse und Fleisch und einer Flasche gutem Wein, während derselben in äußerst schmackhaften Fischgerichten und den andern üblichen Fastenspeisen. Zwischen den vier nackten Wänden meines Zimmers hielt ich es nicht lange aus, und gern hätte ich noch am Tage meiner Ankunft die heilige Stadt in Augenschein genommen, wenn ich nicht zu ermüdet von der Reise gewesen wäre. Und so bezähmte ich meine Sehnsucht bis zum andern Morgen, mit dessen erstem Strahl ich meine Wanderung begann.

Jerusalem, von den Arabern „Beit-el Kobdes" (die heilige Stadt) genannt, ist auf den einzelnen Hügeln eines sanft aufsteigenden Berghanges erbaut. Das Gebirge, zu welchem er gehört, erstreckt sich bis zum mittelländischen Meere, da man bis nach dem zwei Tagereisen entfernten Jaffa an der Meeresküste immer bergauf steigen muß. Der größere Theil der Häuser liegt auf einem mäßigen Hügel, der nach Ost, Süd und West mit zusammenhängenden tiefen Thälern und dann weiter hinaus mit höheren Bergen umgeben ist, während nach Norden zu eine schiefe Fläche mit einer freien Aussicht in das Land hinstreicht. Die Stadt hat einen Umfang von etwa zwei Stunden und macht, aus der Ferne gesehen, durch die majestätischen Kuppeln der Moscheen und Thürme, welche über die andern Häuser hervorragen, einen imposanten Eindruck. Allein in der Nähe verschwindet jeder Anschein von Größe. Einst war sie groß und mächtig, jetzt gleicht sie einem Grabe in der Wüste. Man glaubt das Reich des Todes zu betreten; das Auge ruht auf einer einförmigen, unfruchtbaren Gegend, in der alle Elemente des Lebens erstorben scheinen. Und eine unerklärliche Traurigkeit beschleicht die Seele des Wanderers, beim Anblick der Fülle menschlichen Jammers und Elends, die sich hier angehäuft hat, und man meint die Verwirklichung des Fluches zu sehen, der auf der unglücklichen Stadt Davids ruht und

sie verdammt, in ewigen Todeszuckungen zu leben. Die Straßen sind nur enge, schmutzige*) und unregelmäßige Durchgänge, die Häuser viereckig, niedrig, meist aus Lehmbacksteinen und ohne Kunst und Schmuck erbaut, ohne Ordnung an einander gereiht, ohne Fenster nach Außen, von einem flachen, terrassenförmigen Dache überdeckt, über welches sich nur hie und da eine kleine Rotunde erhebt. Aber fast jeder Schritt in ihr gibt Veranlassung zu heiligen Betrachtungen, und jedes Haus, jede Straße, jeder Platz in der Stadt, jeder Stein, jeder Hügel, jede Quelle vor derselben ist geweiht durch den Fuß des Erlösers oder sonstige großartige Erinnerungen aus dem alten und neuen Testamente, die das Herz zu frommen Gefühlen stimmen. Um die Stadt zieht sich eine 30 bis 40, und an den Stellen, wo sie über Felsen hinweggeht, über 100 Fuß hohe Ringmauer, die hie und da mit kleinen Thürmen versehen, aber nicht so stark ist, daß sie eine ernstliche Belagerung aushalten könnte. Sie bildet ein längliches, etwas verschobenes Viereck, dessen Seiten Nordwest, Ost-Nordost, Süd-Südost und Südwest zugekehrt sind, und von denen die zwei längsten nach Nordwest und Süd laufen; sie ist aus den Trümmern der Denkmäler, meist aus denen des alten salomonischen Tempels erbaut, wie sachkundige Gelehrte dieses aus den außerordentlich großen Steinen darthun wollen. Viele türkische Inschriften, die sich an der

*) v. Schubert sagt im Widerspruch mit dieser Angabe: „Das Alltagsgewühl der übrigens reinlich aussehenden Gassen rc." 2. Bd. Neue Aufl. S. 504. Lamartin dagegen im Tagebuche seiner Reise in den Orient: „Diese Straßen sind überall mit Trümmern und aufgehäuftem Unrath bedeckt, hauptsächlich mit Lacken von Tuch oder blauem Baumwollenzeuge, welche der Wind wie welke Blätter aufwirbelt. — — — Der ärmlichste Flecken in den Alpen oder Pyrenäen, die vernachlässigsten Straßen unsrer Vorstädte, die von den letzten Klassen der Handwerker bewohnt werden, haben mehr Reinlichkeit, Luxus und Zierlichkeit, als diese verlassenen Straßen der Königin der Städte." D. H.

Mauer befinden, nennen den Sultan Soliman den Sohn Selim I. als den Erbauer derselben, und man erzählt, daß er den Baumeister habe hinrichten lassen, weil dieser nicht, wie der Sultan befohlen, den Berg Zion mit in den neuen Stadtbezirk eingeschlossen hatte. Das alte Jerusalem soll nach Süden am Fuße der Berge Zion und Moriah vom Thale Gehinnom bis zum Thale Kidron und bis zu der Stelle, wo beide Bäche zusammenfließen, sich ausgedehnt haben, ebenso nach Nordwest am nördlichen Fuße des Berges Gihon, über die Ebene des Jeremias hin. An der Ost- und Südwestseite konnte die Stadt dagegen niemals einen größern Umfang haben, dort wegen des in das Thal Kidron steil abfallenden Berges, hier wegen des Thales Gehinnom, über welchem die Davidsburg liegt und ebenfalls stark abfällt. Zion lag also in der Stadt, der Hügel Golgatha aber nicht, sondern dicht an der Westmauer, die sich von der östlichen Spitze der Citadelle in fast gerader Linie bis zum Damaskusthore hinabzog. Die ganze Westecke ist also neuer Anbau, und dadurch die Kreuzigungs- und Begräbnißstätte Christi in die Stadt zu liegen gekommen, die doch nach der ausdrücklichen Angabe der Evangelisten außerhalb derselben lagen. Die Einwohner Jerusalems bestehen aus Türken, aus Christen fast aller Kirchen und Secten und aus Juden, die das schlechteste und schmutzigste Stadtviertel inne haben und von Türken und Christen gleich verachtet sind. Die Gesammtanzahl beträgt gegenwärtig etwa 20,000, worunter 12,000 Christen, die sich meist durch die Verfertigung von Heiligenbildern und Rosenkränzen, die sie am heiligen Grabe weihen lassen und sodann an die Pilger verkaufen, leidlich ernähren.

Von den zwölf Thoren der Stadt, welche das alte Testament erwähnt, sind jetzt nur noch vier vorhanden, welche nach allen Himmelsgegenden liegen und jeden Abend mit Untergang der Sonne geschlossen werden. Sie heißen:

1) Das Stephans- oder Marienthor, auch das Heerde-Thor genannt, welches sich auf der nordöstlichen Seite nach Morgen zu dem Oelberge gegenüber öffnet und seinen Namen vom heiligen Stephan hat, welcher einer unverbürgten Sage nach, vor demselben gesteinigt wurde, und weil man durch dasselbe zum Grabmale der Jungfrau Maria im Kidronthale kommt.

2) das Thor Ephraims, oder Damaskusthor, auch Thor der Morgenröthe genannt, liegt gegen Nordwest und öffnet den Weg nach Nazareth und Damaskus. Unweit desselben gelangt man zum Grabe der heiligen Helena, zu den Gräbern der Könige und der Grotte des Jeremias.

3) das Thor von Jaffa oder Joppe, auch Thor von Bethlehem und Rama ist das Hauptthor der Stadt, und führt gen Südwesten nach Bethlehem, St. Johann in der Wüste, Hebron, Jaffa und Rama.

4) das Thor Davids oder Zionsthor, führt südlich zum Gipfel das Berges Zion, in dessen Nähe das Grabmal Davids und die Stelle des Speisesaals gezeigt wird, in welchem Jesus mit den Jüngern das letzte Osterlamm feierte.

Außer diesen gibt es noch drei verschlossene Thore; an der Nordwestseite das vom Damaskusthore weiter nordöstlich gelegene Herodesthor und das an der Südseite am Morija gelegene Mistthor, eigentlich nur eine Pforte, jenes wie diese seit den letzten Unruhen in Syrien geschlossen, und das goldne Thor an der Ostseite des Morija, das sonst zum Tempel führte, seit Jahrhunderten aber zugemauert ist, weil nach einer alten türkischen Prophezeihung die Christen einst durch dieses Thor kommen und die Stadt einnehmen werden. Durch eben dieses Thor, dessen Vordertheil prächtig gearbeitet ist, soll der Heiland am Palmsonntage seinen Einzug in die Stadt gehalten haben.

Unweit des goldenen Thores, auf dem Berge Morija, einer

Fortsetzung des Berges Zion, in späteren Zeiten aber geebnet, so daß er sich jetzt nicht über die andern Stadtheile erhebt, liegt das großartigste und herrlichste Bauwerk Jerusalems, die Moschee El Sakara, die der Kalife Omar, als er im siebenten Jahrhunderte Herr von ganz Syrien war, erbauen ließ. Sie steht auf der Stelle des ehemaligen salomonischen Tempels, das schönste Werk türkischer Baukunst, das an äußerer Schönheit und Pracht die Aja-Sophia zu Konstantinopel weit übertrifft. Sie steht auf einem freien erhabenen Platze, hat acht Seiten und vier Thore, die nach den vier Weltgegenden gehen. Jede der mit Säulen verzierten Seiten ist mit acht großen viereckigen Fenstern versehen, deren runde, weiß, blau, grün und gelb gemalte Scheiben das Auge durch die Pracht der Farben blenden. Die auf einer sogenannten Laterne ruhende Kuppel ist mit Blei gedeckt, und unter derselben wölbt sich eine mit einer Brustwehr versehene Terrasse, auf der man rund um die Kuppel gehen kann, und die beste Aussicht auf die Stadt und die sie umgebenden Thäler genießen soll. Das Innere derselben soll über alle Beschreibung prächtig sein, und die Muhamedaner halten sie so heilig, daß sie dieselbe nur baarfuß betreten. Den Christen ist der Eintritt in dieselbe bei Todesstrafe untersagt, und selbst christliche fürstliche Personen erhalten die Erlaubniß, sie betreten zu dürfen, nur mit vielen Umständen und Schwierigkeiten.

Unter den Straßen Jerusalems ist die Schmerzensstraße, via dolorosa, obgleich sie eng und unregelmäßig ist, dennoch die berühmteste. Sie beginnt am St. Stephansthore, führt an dem diesem Thore zunächst gelegenen Teiche Bethesda, einem verschütteten und mit Mauertrümmern umschlossenen schluchtartigen, trocknen Wasserbehälter, worin einige Bäume und Sträuche wachsen, vorüber nach dem Richthause des Pilatus und steigt dann den Calvarienberg hinan. Das eben genannte Haus des Pilatus

steht dicht am Vorhofe des salomonischen Tempels, von dem man nur noch ganz unbedeutende höchst zweifelhafte Trümmer findet, und sieht dem ursprünglichen Gebäude gewiß nicht mehr ähnlich, da es im Laufe der Zeiten öfter abwechselnd zerstört und wieder aufgebaut worden und jetzt nicht viel mehr als ein Ruinenhaufen ist. Im zweiten Stockwerke des Hauses findet man noch einige Zimmer, die allem Anscheine nach zu Schafställen benutzt worden sind. Von der Terrasse des Hauses übersieht man den Platz, auf welchem der Tempel Salomonis gestanden hat, er ist 500 Schritte lang und 400 breit und gibt somit einen Begriff von der Größe des berühmten Hauses Jehovas. Weiterhin vor dem Pilatushause zeigt man die Stelle, wo Christus gegeißelt, und die, wo er vom Volke verspottet, mit der Dornenkrone gekrönt und ins Angesicht geschlagen wurde. Von dem Richthause an zählt man 94 Schritte bis man in eine Seitenstraße und darin 100 Schritte weiter vor den Palast des Herodes gelangt, dessen ursprüngliche Gestalt durch ein neues stattliches Haus ersetzt ist. Geht man von hier wieder in die Schmerzensstraße zurück und 18 Schritte vom Richthause des Pilatus gerade aus, so kommt man zu einer Thorhalle, die die Stätte bezeichnet, von welcher aus Pilatus dem Volke die Worte: „Ecce homo!“ (Sehet welch ein Mensch!) zurief. Geht man wieder 170 Schritte vorwärts, so kommt man zu der Stelle, wo Christus zum ersten Male, von der Last des Kreuzes niedergedrückt, ruhete, und wendet man sich von da 46 Schritte südlich, so erreicht man links eine Pforte, welche zu einer kleinen Straße führt, worin die Schaar, welche die heilige Mutter Gottes begleitete, dem Heilande mit dem Kreuze begegnete. Das Evangelium erwähnt zwar dessen nicht, aber auf das Zeugniß des heiligen Bonifacius und Anselmus wird es allgemein geglaubt. Der erstere erzählt, daß die heilige Jungfrau wie halb todt danieder gesunken sei und kein Wort habe sprechen können: Nec verbum dicere potuit. Der heilige

Anselmus versichert, daß Christus seine Mutter mit den Worten: „Salve mater!“ (sei gegrüßt Mutter!) angeredet habe. Der katholische Glaube verwirft diese mündlichen Ueberlieferungen nicht, und sie beweisen, wie tief sich die wunderbare erhabene Leidensgeschichte dem menschlichen Gedächtnisse eingeprägt hat. Achtzehn dahin geflohene Jahrhunderte, Verfolgungen ohne Ende, ununterbrochene Umwälzungen und immer zunehmendes Einreißen der Gebäude haben das Andenken einer Mutter nicht vertilgen können, welche ihren Sohn beweinte.

Gegenüber dieser Stelle soll der Aufenthalt des armen Lazarus gewesen sein, und etwa 100 Schritte weiter links zeigt man das Haus des reichen Mannes. Von jener Pforte, aus welcher Maria dem Heilande entgegentrat, zieht sich die Straße rechts und mehr und mehr bergan und ist man 33 Schritte darin fortgegangen, so gelangt man zu der Stelle, wo Simon von Cyrene, der eben vom Felde kam, dem Heilande das Kreuz trug. Wieder 98 Schritte weiter ruhte Christus, der abwechselnd mit Simon das Kreuz trug, zum zweiten male. Daselbst zeigt man den Platz, wo das Haus der heiligen Veronica stand, die dem Heilande ihr Schweißtuch reichte, damit er sein Gesicht abtrockne. Wie die Sage erzählt, soll das blutige Bild desselben sich darin abgedrückt haben. Eine große steinerne Säule bezeichnet die Stätte dieser Begebenheit. Der Name jener Frau aber soll zuerst „Berenice“ gewesen und in Folge dieses Wunders in Vera – icon (wahres Bildniß) und durch Versetzung zweier Buchstaben in Veronica verwandelt worden sein. Von da gerade aus kömmt man nach 88 Schritten zu der Säule, bei welcher sich der jüdische Pöbel versammelte, um über die Kreuzigung des Erlösers zu berathen. Diese Säule sieht man schon von weitem in einem mit Mauern umgebenen Garten, der sich nur 6 Schritte nördlich von der eigentlichen Schmerzensstraße entfernt an einer Kreuzstraße

hinzieht. Wendet man sich nun wieder links 40 Schritte von der Säule, so kommt man an den Ort, wo die Weiber standen, die Jesum weinend und klagend nachfolgten, und gegen die gewendet er die Worte sprach: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern über euch selbst und euere Kinder." Noch 43 Schritte weiter in dieser Straße, und man erreicht zur Linken das Thor des Gerichts, durch welches die zur Hinrichtung bestimmten Verbrecher nach Golgatha geführt wurden. Nach 100 Schritten kommt man an die Stelle, wo Christus zum letzten Male ausruhete; sie ist durch eine steinerne Säule bezeichnet. Von da bis auf den Hügel des Calvarienberges beträgt die Entfernung nur noch 102 Schritte, und so sind wir nun an der Kirche des heiligen Grabes angekommen. Mithin beträgt die ganze Länge der Via dolorosa 838 Schritte vom Thore des Pilatus bis zur Schädelstätte, jedoch ohne die Umwege zu rechnen, die man wegen der hin und wieder vermauerten Pforten machen muß, um die einzelnen Stationen zu erreichen, die ich genannt habe.

Wenden wir uns nun zu der Beschreibung der Kirche des heiligen Grabes, zu welcher seit Jahrhunderten die entferntesten Nationen der Erde pilgerten, um an dieser gottgeweiheten Stätte zu beten, an welcher der Heiland durch das Geheimniß seines Todes, seines Begräbnisses und seiner Auferstehung das Werk menschlicher Erlösung vollbrachte. Sie steht an dem Berge Golgatha, der, wie schon angeführt, in früheren Zeiten außerhalb der Stadt lag, sich aber jetzt in derselben, fast in der Mitte, befindet, und ist von Häusern, nördlich vom griechischen Kloster, und außerdem von Ruinen umgeben, wodurch sie etwas verdeckt und entstellt wird. Sie ist ein Werk der neuern Baukunst, einfach ohne gerade schön zu sein, bildet die Gestalt eines Kreuzes und ist mit einer hohen zirkelförmigen Kuppel überwölbt, die auf 16 marmornen Säulen ruht, wodurch

6 *

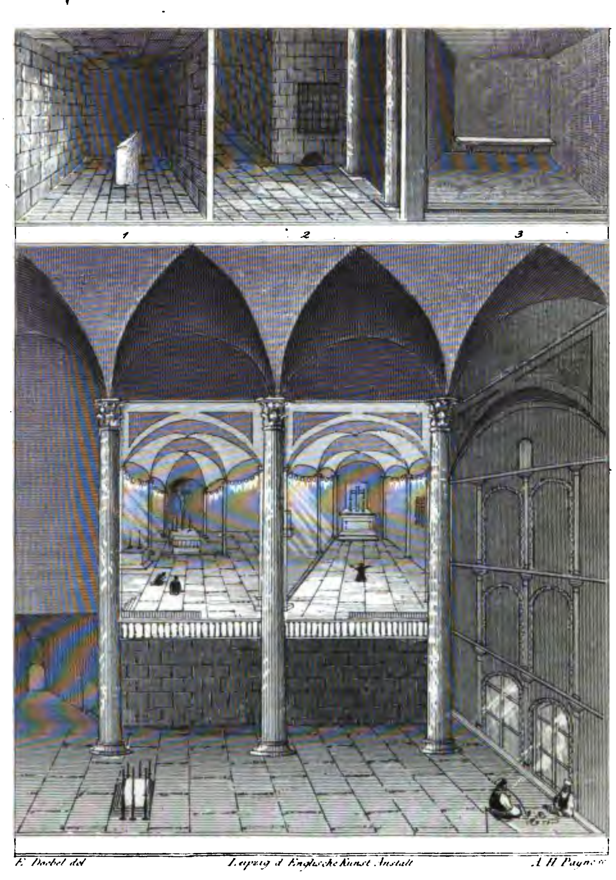
17 Bogenhallen gebildet werden. Unter dieser aus Cedernholz bestehenden und mit Blei gedeckten Kuppel läuft eine Gallerie rings durch die Kirche, die, von Säulen getragen, sich in eine Rotunde verliert. Durch diese fällt ein spärliches Licht in die fensterlosen Räume des von unzähligen Lampen erleuchteten Gotteshauses. Diese Mutterkirche aller christlichen Kirchen steht unter dem Schutze der Türken, deren Autorität sämmtliche christliche Sekten anerkennen müssen, und die sich oft mit der Peitsche geltend macht, wenn die ewig unter den christlichen Parteien herrschenden Zänkereien und Zwistigkeiten nicht auf gütlichem Wege beizulegen sind. Auch sind die türkischen Behörden im Besitze der Schlüssel zur Kirche. Während der Fasten- und Osterzeit ist sie fast immer geöffnet, und täglich sitzen acht bis zehn Türken im Innern nahe an der Thüre mit untergeschlagenen Beinen auf einem ungeheueren Divan, rauchen, plaudern und trinken Kaffee, den sie sich auf einem nahe dabei brennenden Kohlenfeuer selbst bereiten. Sonst nahmen sie jedem Pilger ein Eintrittsgeld ab, was gegenwärtig abgeschafft ist; sie sind nur noch da, um Ordnung zu halten. Einige Zeit nach dem Osterfeste ist die Kirche eine Zeit lang verschlossen, und man erhält sie dann nur gegen eine gewisse Summe Geldes geöffnet. Das Innere ist kaum 100 Schritte lang und 70 breit, aber von ungeheuerer Pracht. Es zerfällt in drei Abtheilungen: den Calvarienberg, das heilige Grab selbst und in 12 Kapellen, deren jede eine Handlung aus der Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu darstellt. Um diese Kirche auf dem unebenen Boden des Calvarienberges bauen zu können, hat man das Erdreich an einigen Orten abnehmen und es an andern wieder auffüllen müssen; weil man aber die Plätze, wo sich eigentlich das Leiden Christi zutrug, unbeschädigt erhalten wollte, so war man genöthigt, einen Theil des Felsens mit in die Kirche zu fassen, auf welchem das Kreuz errichtet war, wodurch sie ein etwas unregelmäßiges Ansehen erhalten hat. In der Kirche

befindet sich ein Kloster, in welchem 10 Franziskanermönche wohnen, die alle Vierteljahre abgelöst werden, wenn sie es nicht vorziehen, ein halbes oder ganzes Jahr darin zu bleiben. Ihnen ist die Verwaltung der gottesdienstlichen Gebräuche, das Putzen der Lampen, das Säubern der Kapelle u. s. w. übertragen. Auch einzelne Pilger verweilen Tag und Nacht in dem Heiligthume und erhalten ihre Nahrung und andre Sachen durch eine am großen Portale angebrachte Oeffnung, die des Nachts durch ein eisernes Gitter verschlossen wird. Der Gottesdienst wird abwechselnd nach dem Ritus der verschiedenen christlichen Sekten gehalten, jedoch haben nur die Katholiken, die Griechen und Armenier das Recht, die heilige Messe zu lesen. Alle christlichen Sekten des Orients, deren Namen in Europa kaum bekannt sind, sind hier durch eine Kapelle oder einen Altar vertreten, nur die Protestanten nicht*), und allen Nationen ist der Zutritt gestattet, außer den Juden, die sich bei Todesstrafe nicht einmal in der Nähe des Gebäudes blicken lassen dürfen.

Treten wir nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen durch das Portal an der Südseite in die weiten heiligen Räume ein, die ein geheimnißvolles Helldunkel erfüllt! Orgeltöne und leiser Gesang schallt uns von allen Seiten entgegen, heilige Andachtsgefühle durchschauern unsre Seele, und unsre Hände falten sich unwillkürlich zum Gebete. Unweit des Portals, dem Chore gegenüber, hemmt rechts eine künstlich aufgeführte Mauer unsere weitern Schritte. Eine Treppe von 18 Stufen ladet uns ein, hinauf zu steigen, und wir gelangen auf eine 40 Fuß lange und 21 Fuß breite Plattform. Wir wandeln auf Golgatha. Außer der Mauer ist diese Stätte von einem besondern Dache überwölbt und in zwei kleine, von weißen Marmor-

*) Seit Anfang des Jahrs 1842 haben die Engländer auch ein evangelisches Bisthum in Jerusalem gegründet.

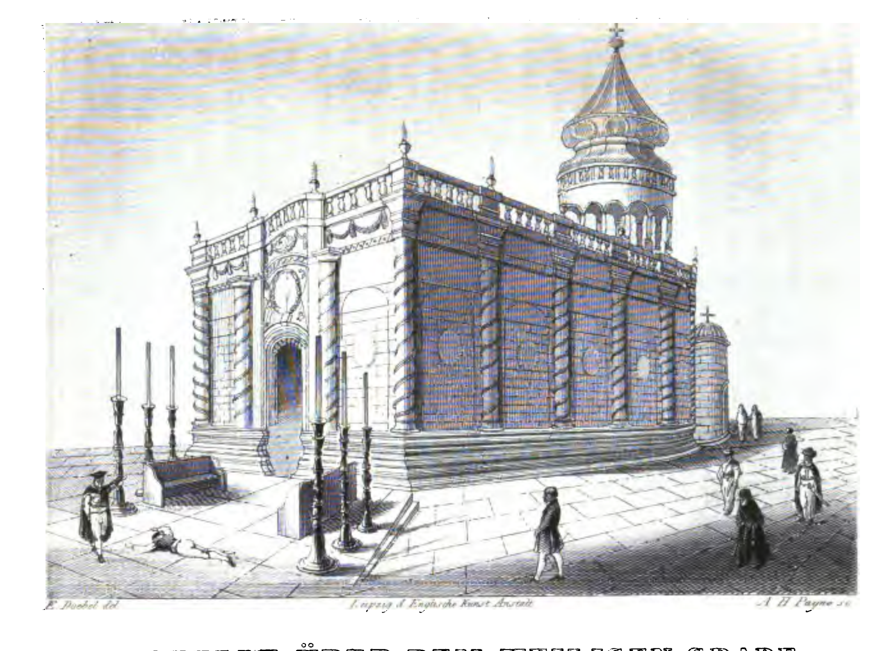
säulen getragene und durch einen Bogengang von einander getrennte Kapellen getheilt, deren eine sich auf der Stelle befindet, wo Christus an das Kreuz geschlagen, die andre, wo er mit dem Kreuze zwischen den zwei Missethätern erhöhet wurde; eine dritte Kapelle ist über dem Orte errichtet, wo die schmerzhafte Mutter Gottes stand. In der einen der beiden erstern Kapellen, die besonders den Namen der Kapelle des Calvarienberges trägt, ist die Höhlung zu finden, in welcher das Kreuz stand. Sie ist 1½ Fuß tief, mit Silberplatten ausgelegt und von einem Altare überbaut, den eine Marmorplatte bedeckt. Dieser Altar ruht auf vier glatten Säulen, während sechs andre in Form von zierlichen Blumenvasen, drei Seiten umgeben. Die vordere Seite ist offen, so daß man die Höhlung, die das Kreuz getragen, mit gebeugten Knien begrüßen kann. Vor dem Altare und hinter demselben brennen dreizehn silberne Lampen und außerdem auf der Marmorplatte noch drei große und drei kleine Wachskerzen, die in dem kleinen Raume ein taghelles Licht verbreiten. Hinter dem Altare steht ein colossales Crucifix. Unweit von dem Orte, wo das Kreuz Christi stand, sieht man eine Spalte in dem Felsen, vom Erdbeben beim Tode Christi gerissen. Mag an dieser Sage nun wahr sein, was da will, so viel habe ich wenigstens durch eigene Anschauung, daß der Spalt kein Werk von Menschenhand ist. Wie die Höhle des Kreuzes, so ist jede Stelle der Kirche, wo eine heilige Handlung geschah, durch einen Altar bezeichnet, so die Stelle, wo Maria unter dem Kreuze stand, und wo Christus an das Kreuz geschlagen wurde. Ueber letzterem Altare brennen Tags und Nachts neun kleine und zwei große Lampen. Unweit von diesen Altären findet man einen andern, an welchem Russen und Griechen ihr Gebet verrichten, obwohl auch sie das Recht des Zutritts in den beiden Kapellen des Calvarienberges haben; wie die Katholiken, so küssen auch sie die Hohlung, worin das Kreuz stand, inbrünstig. Etwa



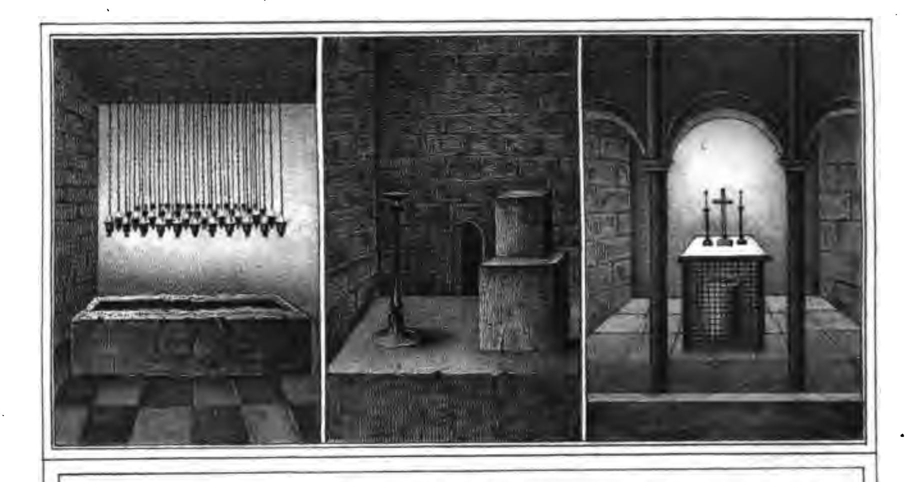
KAPELLE ÜBER GOLGATHA IN DER HEILIGEN GRABESKIRCHE.

funfzehn Schritte gerade aus vom Eingange der Kirche liegt der Stein der Salbung, auf welchem der Leichnam Jesu, ehe man ihn ins Grab legte, von Nikodemus und Joseph von Arimathia mit Myrrhen und Aloe und andern Specereien gesalbt wurde, um den heiligen Leib vor Verwesung zu bewahren. Der Stein ragt nur einige Zoll aus dem Boden hervor, ist etwa acht Schuhe lang und zwei breit, und mit einer rothen Marmorplatte überdeckt, weil die Pilger ihn durch Abschlagen von Stücken zu sehr zu beschädigen droheten. Beständig brennen 10 Lampen über demselben und auf jeder Seite stehen große Leuchter mit 15 bis 20 Schuh hohen brennenden Wachskerzen. Zwei und dreißig Schritte westlich von dem Steine der Salbung ist das heilige Grab Christi (Bulkrot) auf einer schönen Ebene gelegen, wo vor Zeiten nach dem Zeugnisse des heiligen Johannes ein Garten angelegt war. Es liegt in der Mitte der Kirche, gerade unter der Kuppel, durch welche das Licht in das Innere fällt, und ein Gebäude von gelbem und weißem Marmor, in Form einer Kirche erbaut, die sich in zwei Kapellen scheidet und etwa 30 Fuß im Durchschnitte hält, wölbt sich über dasselbe und bildet gleichsam eine Kirche in der Kirche. Neben dem auf der Ostseite befindlichen Eingange, ladet auf jeder Seite eine steinerne Bank, vor welcher links und rechts drei, vier Fuß hohe und vier Zoll starke Wachskerzen brennen, zur Ruhe ein. Jede der drei christlichen Parteien, Griechen, Armenier und Lateiner muß eine dieser Kerzen unterhalten. Durch einen niedrigen und engen Eingang tritt man in die erste der beiden Kapellen, deren Mauern inwendig mit Marmor bekleidet sind und auf Säulen ruhen; sie ist eine Vorhalle von etwa 17 Fuß Länge und 10 Fuß Breite. In der Mitte derselben liegt ein vasenförmiger Stein, der in der Mitte etwas ausgehöhlt ist und wahrscheinlich als Weihkessel dient. Aus dieser Vorkammer führt der Weg in die zweite Kapelle, in das wahre Heiligthum des Grabes

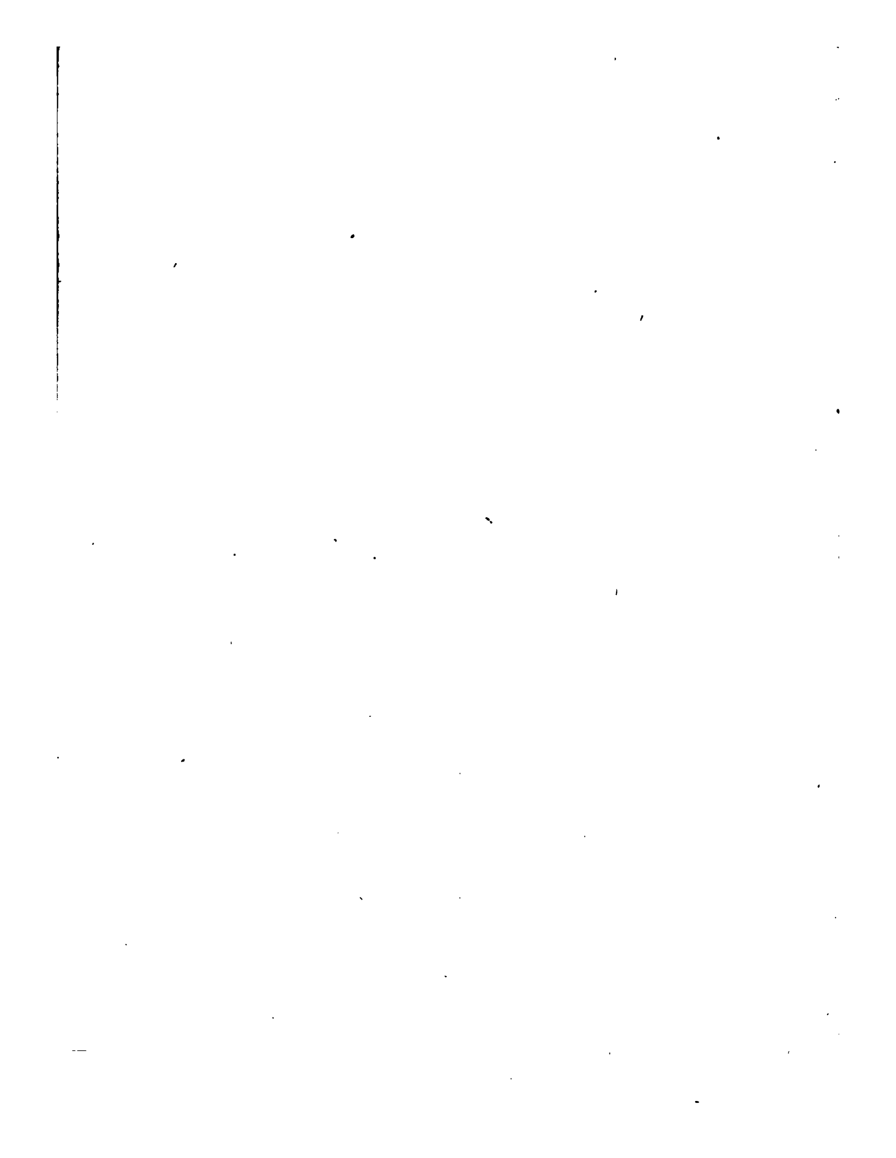
Christi. Der Eingang zu demselben ist kaum 4 Fuß hoch, und man kann nicht anders, als mit halbgebeugtem Leibe durch die enge niedrige Thüre in das Allerheiligste eintreten. Der Raum dieser Grotte ist ungefähr 8 Fuß hoch, 6 Fuß lang und eben so breit, mit Marmor ausgelegt und mit Gemälden geschmückt. Der in Stein gehauene Sarg ist 2 Fuß 4 Zoll hoch, 6 Fuß 3 Zoll lang und beinahe 3 Fuß breit und nimmt die Hälfte des Raumes der Grotte ein. Er steht rechts am Eingange, das Haupt gegen Abend und die Füße gegen Morgen gerichtet. Bonifacius von Ragusa ließ um das Jahr 1555, da er eben Guardian des heiligen Grabes war, mit Erlaubniß sowohl des türkischen, als auch des römischen Kaisers und des Papstes Paul IV. diesen Sarg mit den feinsten weißen Marmor bedecken, damit derselbe weder durch den unbescheidenen Andachtseifer der Pilger zertrümmert und stückweise in andere Länder getragen, noch von dem herabtriefenden Oele der über dem Heiligthume brennenden Lampen befleckt werde. Denn sowohl Lateiner und Griechen, als auch die Armenier und Kopten hängen in der heiligen Kapelle brennende Lampen vom feinsten Silber und Golde, deren Anzahl sich gewöhnlich auf 48 beläuft, an Festtagen aber bis gegen 300 anwächst. Der Rauch, der von diesen Lampen, die Tag und Nacht brennen, ausgeht, zieht durch drei in dem Gewölbe angebrachte Oeffnungen hinaus. Die Außenseite des Grabes ist mit verschiedenen Marmorsäulen geschmückt und mit Marmorplatten überkleidet. Eine achteckige, mit Blei gedeckte Kuppel wölbt sich über dem Gebäude, das, wie schon oben bemerkt, gerade unter der Rotunde steht und zuweilen von dem Regen, der durch die mit geflochtenem Drahte überzogene Oeffnung hereinbringt, benetzt wird. Die Vorhalle am Eingange des Grabes wird die Engelskapelle genannt; man sieht hier einen 18 Zoll ins Quadrat haltenden und aus dem nämlichen Felsen, wie das heilige Grab bestehenden Stein, auf welchem der Engel am Tage der



KAPELLE ÜBER DEM HEILIGEN GRABE.



Das heilige Grab. | Engelskapelle. | Säule worauf, Christus gegeiselt wurde.



Auferstehung saß, als er den Frauen, die kamen, um Jesum zu salben, verkündigte, daß er nicht hier sei.

Vierzehn Schritte vom heiligen Grabe gegen Mitternacht steht ein Altar von grauem Marmor, der ungefähr drei Fuß im Durchmesser hat, gerade über der Stelle, wo Christus in Gestalt eines Gärtners der weinenden Maria Magdalena erschien. Gegenüber von diesem Altare ist die Erscheinungskapelle, woselbst der Heiland nach seiner Auferstehung der heiligen Jungfrau zum ersten Male erschien. Diese Kapelle ist der eigentliche Aufenthaltsort der Franziskaner, in ihr lesen sie ihre Messen und aus ihr führt der einzige Aus- und Eingang in ihre Gemächer. Daselbst zeigt man auch eine Hälfte der Säule, an welcher Christus gegeißelt wurde, die andre Hälfte befindet sich zu Rom. Als ich dem Priester, welcher mir als Führer zu den Merkwürdigkeiten der Kirche diente, einwendete, daß man mir schon die Stätte der Geißelung an einem andern Orte gezeigt habe, gab er mir allerdings Recht, sagte aber zugleich, daß man die Säule aus Fürsorge von ihrem frühern Standorte weggenommen und in diese Kapelle gebracht habe. Hier steht sie nun mit einem eisernen Gitter umschlossen, welches nur alle Jahre am grünen Donnerstage Abends 8 Uhr geöffnet wird, um den Pilgern den Zugang zu dieser heiligen Reliquie zu gestatten. In diesem Augenblick ist das Drängen der Pilger, deren Anzahl sich zu Ostern nicht selten bis auf acht Tausend beläuft, die Tage lang auf das Oeffnen des Gitters warten, unbeschreiblich, und wer einmal die Säule begrüßt hat, findet nicht leicht den Rückweg wieder, wenn er nicht über das Gitter hinweg in die dichten Reihen der Menschen hinabspringt, die auf den zu dieser Kapelle führenden Stufen ungeduldig harren. Die wenigen Stunden dieses Tages ausgenommen ist die Säule das ganze Jahr verschlossen, und wer sie außer dieser Zeit begrüßen will, kann dieses nur mittels eines spanischen Rohrs, auf dem sich ein silberner Knopf

befindet, mit welchem man durch eine Oeffnung des Gitters die Säule berührt. Der Pilger bekreuzt sich, küßt den Knopf und glaubt sich nun von allen Sünden gereinigt.

Geht man von dieser Stelle wieder zurück, bis man zu der kommt, wo Christus der Magdalene als Gärtner erschien, und geht sodann etwas links gewendet 15 Schritte gerade aus, so gelangt man in ein Gewölbe, welches etwa 6 Fuß im Quadrat hält und das Gefängniß des Herrn genannt wird, weil man ihn an diesem Orte so lange verwahrt haben soll, bis das Loch zur Errichtung des Kreuzes gegraben war. Nicht weit von hier und zwar zur Linken befindet sich wiederum eine andere 10 Fuß lange und 6 Fuß breite Kapelle, welche über der Stelle errichtet wurde, wo die Kriegsknechte dem Heilande die Kleider auszogen und das Loos darum warfen. Verläßt man diese Kapelle und geht links durch die Pforte der Kirchenmauer, so kommt man auf 30 abwärts führenden Stufen in ein unterirdisches in Felsen gehauenes Gewölbe, zu der Kapelle der heiligen Helena. Sie ist ziemlich geränmig, mit einer Kuppel überwölbt, die auf vier ungleichen Säulen ruht, und auf der Stelle erbaut, wo die Heilige betete, als sie das Kreuz suchen ließ, welches schon über 300 Jahre verschüttet war. In derselben Kapelle rechts, aber 12 Stufen tiefer, ist der Ort, wo das Kreuz, die Nägel, der Speer und die Dornenkrone gefunden worden sein sollen. Nahe bei dieser Treppe, dem Calvarienberge zu, tritt man in eine 7 Fuß lange und 5 Fuß breite Kapelle, unter deren Altar die Säule steht, auf welcher Christus saß, als er von den Juden verhöhnt, ins Angesicht geschlagen und mit der Dornenkrone gekrönt wurde. Sie besteht aus grauem, schwarzgeflecktem Marmor und heißt die Säule der Beschimpfung. Zwölf Schritte nördlich von dieser Kapelle kommt man auf einer engen Stiege von 18 Stufen auf den Calvarienberg zu dem Orte zurück, wo sich die Höhlung des Kreuzes befindet. Ganz

nahe dabei ist der Ort, wo die Kreuze der beiden Missethäter standen, das des Reumüthigen gegen Norden, das des Verstockten gegen Süden, so daß der erste dem Heilande zur Rechten hing, dessen heiliges Antlitz gegen Sonnenuntergang sah, während sein Rücken nach der Stadt zukehrte.

Somit hätten wir die Wanderung durch die Kirche des heiligen Grabes vollendet, und es bleibt uns nur noch eine nähere Beschreibung der Kirchen und Kapellen übrig, welche die christlichen Religionsparteien, die Anspruch auf das heilige Grab machen, in der Kirche desselben besitzen.

Wie überall, so wollen die Lateiner (römisch-katholische Christen) auch in Jerusalem die erste Rolle spielen, und betrachten sich als die eigentlichen Herren des Calvarienberges und insbesondere als Inhaber der heiligen Orte, wo man das Kreuz entdeckte, wo der Leichnam Jesu gesalbt wurde und wo der Auferstandene den trauernden Jungfrauen erschien. Ihre Kirche ist in dem Kloster, das sie in der Kirche des heiligen Grabes haben, und ihre Glaubenssätze sind bekannt. Vor allen andern Religionsparteien zeichnen sie sich durch milden Sinn, wahre Andacht und vorzüglich durch die Gastfreundschaft aus, mit welcher sie trotz ihrer beschränkten Mittel jeden Pilger ihres Glaubens bewirthen.

Nach ihnen sind die Griechen zu nennen, deren Kirche auf dem schönsten Platze des heiligen Berges steht. Sie ist prächtig ausgeschmückt, mit Gemälden und Statuen geziert und mit Vergoldung überladen. In dem großen Dome ist ihnen der Chor als eigenthümlich angewiesen, wo sie Messe lesen und ihre Ceremonien verrichten. In der Mitte ihrer Kirche ist ein kleiner Kreis von Marmor, in welchem eine Säule steht, welche von ihnen für den Mittelpunkt der Erde ausgegeben wird. Ihre Glaubenssätze sind im Wesentlichen nur wenig von denen der Katholiken verschieden,

und die Trennung beider Kirchen, die in der Mitte des elften Jahrhunderts statt fand, war blos ein Ergebniß des beiderseitigen Ehrgeizes, der die Geistlichkeit des Abendlandes wie die des Morgenlandes antrieb, sich über die andre zu erheben. Seit dieser Zeit sind beide Kirchen von einander bis diese Stunde im Allgemeinen getrennt geblieben, doch haben sie sich an einigen Orten in Palästina und vorzüglich in Galiläa vom Anfang an nicht getrennt oder sich wieder vereinigt. Dennoch bedienen sie sich in der Messe des Brodes, empfangen das Abendmahl in beiderlei Gestalt und schließen verheirathete Männer vom Sakrament der Priesterweihe nicht aus. Zum Unterschiede von den Katholiken bestreiten die Griechen: daß der heilige Geist vom göttlichen Sohne ausgehe; sie reichen neugeborenen Kindern das Abendmahl; ihr Gottesdienst besteht meist nur in Gesängen, die der Priester vorsingt und der Chor wiederholt; sie erheben ihren Patriarchen über den Papst und erlauben ihren Priestern sich einmal zu verehelichen. Zu ihren vielen Ceremonien gehören die strengen und häufigen Fasten, wodurch sie sich dem Himmel wohlgefällig zu machen suchen, doch treiben sie damit nur Heuchelei, denn ich selbst habe gesehen, wie die Mönche des Berges Sinai manches abgeschlachtete Schaaf während der Fastenzeit über die Mauer zogen, dessen Fleisch sie gewiß nicht ihren Katzen zum Frühstück vorgesetzt haben. Zu ihren hauptsächlichsten Mißbräuchen gehören, daß ihre Priester den Beichtkindern öfter starke Geldbußen auflegen, weshalb diese natürlich um so seltener zur Beichte gehen; ferner daß sie auf dem Altare, an welchem ein lateinischer Priester Messe gelesen, nicht eher ein Meßopfer bringen, als bis der Altar mit Essig gesäubert und neu geweiht ist, und vor Allem, daß sie mit dem Osterfeuer einen schändlichen Betrug treiben, wie weiter unten erzählt werden wird.

Die Armenier besitzen in der Kirche des heiligen Grabes die unterirdische Helenenkapelle, so wie die Stätte, wo die Kriegsknechte

über die Kleider des Heilands das Loos warfen. Sie haben ihren Namen von jenem asiatischen Hochlande, welches — jetzt Turkomannien genannt — in das große und kleine Armenien getheilt wird. Ihrem Glauben nach sind sie Monophysiten, d. h. sie erkennen in Christo nur eine Person an und hängen an dieser Lehre mehr aus Unwissenheit, als aus Eigensinn, indem sie die Person mit der Natur verwechseln und diese beiden Dinge nicht genugsam zu unterscheiden wissen. Mit ihren sonstigen Gebräuchen gehören sie der griechischen Kirche an, fasten häufig und streng, sind sehr dienstfertig, aber von Charakter hinterlistig, feig und eigennützig.

Im Verein mit den Kopten besitzen die Abyssinier an der Westseite des heiligen Grabes eine kleine geschmacklos verzierte Kapelle, letztere außerdem noch die Kapelle in der die Säule der Geißelung steht.

Die Kopten, Nachkommen der alten Aegyptier, die ihren Namen von der ägyptischen Stadt Kopto herleiten, sind eigentlich der griechischen Kirche angehörig, haben sich von dieser durch monophysitische Glaubensansichten getrennt, und stehen unter einem Bischof, der zu Kairo residirt und sich weder verheirathet, noch Fleisch ißt. Sie lassen neben der Taufe auch die Beschneidung zu, die sie jedoch als ein zur Seligkeit nicht nothwendiges Mittel betrachten, brennen ihren Kindern mit einem glühenden Eisen das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn und fasten nur drei mal im Jahre.

Die Abyssinier, die aus einem afrikanischen, am Nilstrome gelegenen und von einem Kaiser beherrschten Landstriche abstammen, unterscheiden sich bis auf einige jüdische und muhamedanische Ansichten nur wenig vom Glauben der Kopten. Allein ihr Bischof, der von den koptischen Patriarchen aus einem Ordensgeistlichen gewählt und geweiht wird, bekleidet seine Würde mit einem solchen Ansehen, daß die abyssinischen Kaiser so lange nicht als Landesherren aner-

kannt werden, bis sie von diesem Bischof die Priesterweihe empfangen haben.

Die Georgier, die zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere wohnen, eignen sich die Stätte zu, wo man den Heiland so lange einsperrte, bis die Höhle gegraben war, in der man das Kreuz aufrichtete.

Die Jakobiten und Nestorianer aus Chaldäa und Syrien stammend, haben die sogenannte Magdalenenkapelle inne, die an der Stätte erbaut ist, wo der Heiland in Gestalt eines Gärtners der Maria Magdalena erschien; die Ersteren nennen sich nach Jakob Barabäus (Bardai, starb 578), einem syrischen Mönche, der sie bei den kirchlichen Streitigkeiten des sechsten Jahrhunderts zu einer selbstständigen Religionspartei vereinigte. Sie haben ebenfalls monophysitische Glaubensansichten, und zwar nach der Lehre des Bischofs Nestorius, die die beiden Naturen in Christo aufhebt und nur die menschliche in ihm anerkennt. Sie haben sich über ganz Asien zerstreut und werden in Ostindien „Thomas-Christen“ genannt.

Neben diesen letztgenannten Sekten, deren Anhänger nur in unbedeutender Anzahl vorhanden sind, findet man in Jerusalem auch einzelne Maroniten, die im Wesentlichen der römischen Kirche beistimmen und nur an einzelnen alten Gebräuchen festhalten, die jene Kirche nicht mehr anerkennt. Sie wohnen auf dem Libanon, sind aber in den neuesten Kriegen zwischen der Türkei und Aegypten meist aus ihrer Heimath vertrieben.

Dieses sind die einzelnen Parteien der christlichen Kirche, welche am heiligen Grabe einen Antheil haben, und man sollte meinen, sie müßten an diesem, der göttlichen Liebe allerheiligsten Orte, in der innigsten Freundschaft und Eintracht zusammen leben. Aber dem ist keineswegs so. Vielmehr sind sie stets unter einander uneinig, betrachten sich mit argwöhnischen, neidischen Augen, streiten um den

Vortritt, und nicht selten bricht ihr innerlich verhaltener Grimm in offene Feindseligkeiten aus, und sie entweihen durch die gemeinsten Roheiten den heiligen Tempel. Ich selbst bin Zeuge eines solch empörenden Auftritts gewesen, den ich weiter unten ausführlich mittheilen werde.

Nur eine kurze Zeit des Jahres hindurch bietet Jerusalem das Bild einer lebenden, bewegten Stadt dar, und das ist während der Fastenzeit. Acht und nicht selten zehn Tausend griechische, armenische, russische und syrische Pilger drängen sich um diese Zeit in dem Schmutze der engen Straßen auf und ab, alle Kaufläden, deren zwar nur wenige sind, werden geöffnet und stellen ihre besten Waaren zur Schau. Aber unter dieser bunten Hülle der Bewegung und des Lebens sieht die elende, nackte Wirklichkeit hervor. Die alte Königsstadt ist dann eine geschmückte Leiche, deren wahre Züge eine trügerische Maske bedeckt, die abfällt, sowie das heilige Osterfest vorüber ist. Die Kaufläden schließen sich großen Theils wieder, die Straßen werden öde, der Tod ergreift wieder Besitz von seinem ihm auf Augenblicke entrissenen Opfer, und wenn man diese Zeit ja einige Personen sieht, so ist es meist nur auf den flachen Dächern der Häuser, wo sie halbnackt in der Sonne sitzen und sich vom Ungeziefer reinigen.

Die Charwoche des Jahres 1834 war eine der belebtesten und in jeder, auch in der geringsten Hütte hatte sich ein Pilger einquartirt, um Theil zu nehmen an den Prozessionen und heiligen Handlungen, die um diese Zeit an jedem heiligen Orte begangen werden. Ich war täglich in der heiligen Grabkirche und einst Zeuge einer rührenden Scene. Am Morgen des Sonnabends, welcher dem Palmsonntage vorausging, war ein griechischer Pilger in Jerusalem angekommen und hatte sich einem Zuge angeschlossen, der sich eben nach dem heiligen Grabe begab. Dies zu sehen war der einzige Zweck seiner weiten Pilgerfahrt, und betend kniete er vor demselben, ohne

es zu wissen. Als er in einem Augenblicke der Sammlung seinen Nachbar fragte: wo denn nun eigentlich das heilige Grab sei? und dieser ihm antwortete „Oesto!“ (hier!) sank er mit einem Blicke der reinsten Verklärung im Auge leblos zu Boden. Ich stand nur sechs Schritte von ihm entfernt und eilte mit andern herzu, um ihm wieder aufzuhelfen, aber vergebens; sein Geist war entflohn. Er ruht unweit des Berges Zion auf dem Töpferacker, den einst die Priester für die dreißig Silberlinge kauften, für welche Judas den Heiland verrieth, und der gegenwärtig der Begräbnißplatz der Pilger ist.

Zu dieser rührenden Scene inniger Glaubensseligkeit wurde am Nachmittage desselben Tages ein empörendes Gegenstück geliefert. Die Katholiken hatten eben ihre Prozession beendigt und waren in ihre Kapellen zurückgegangen, als, der kirchlichen Ordnung gemäß, die Griechen vortraten, um ihre Ceremonie zu beginnen. Mit ihnen zugleich waren aber auch die Armenier, obgleich die Zeit ihrer Andacht noch nicht gekommen war, hervorgetreten, und statt des Gebetes und der kirchlichen Feier, begann ein Zank um den Vorrang, der immer heftiger wurde, bis sich endlich die Hände der beiden Parteien, die sie nur zum Gebete falten sollten, zu Fäusten zusammenballten und eine gräßliche Schlägerei begann, wie ich noch keine gesehen und auch nie wieder an einem solchen Orte sehen möchte. Sogleich beim Beginn derselben hatten die Katholiken, in der Meinung, der Auflauf gelte ihnen, die Thüren ihrer Zellen verriegelt. Diejenigen, welche an dieser Roheit keinen Theil nehmen wollten, und unter ihnen auch ich, flüchteten eilig durch einige innere Gemächer nach der Gallerie, die sich unterhalb der Kuppel um das Gebäude zieht, und sahen von oben herab, ohne Gefahr, etwas davon zu tragen, auf das wilde Getümmel. Etliche Tausend Menschen, von denen einer ärger schreit als der andre, sind im wüthendsten Handgemenge. Ein griechischer Priester zieht die Schuhe aus und haut damit wacker drein.

andre zerbrechen die Stangen, womit man die Lampen anzündet und auslöscht, und ein riesenhafter Armenier faßt eine solche und schlägt damit so gewaltig auf die glattgeschornen, nur auf dem Scheitel von einem kleinen Büschel Haare bedeckten Köpfe seiner Gegner, daß augenblicklich dicke Blutstrahlen aus den Wunden springen und Kleider und Gesichter der Kämpfenden röthen. Von der Gallerie herab wirft ein katholischer Priester, der sich mit uns dahin geflüchtet hat, ein Brett in die Kirche, das mehreren auf die nackten Köpfe fällt und zerspringt. Sogleich beginnt ein wüthender Kampf um dasselbe, denn jeder trachtet darnach, ein Stück davon als Waffe zu erhalten. Endlich erscheinen die Türken, um durch ihr Ansehn den Streit zu schlichten, und schon ist eine Vermittelung ihrerseits zu Stande gekommen, als ein kleiner Grieche mitten durch sie hindurch auf die Armenier losspringt und so den Kampf von Neuem entflammt. Plötzlich ist der Anstifter unter den Armeniern verschwunden, und ich kann nicht sagen, ob er mit dem Leben davon gekommen ist. Seine Glaubensbrüder aber stürzen ihm nach, und der Kampf wüthet mit einem male weit schrecklicher als zuvor. Einige, die es müde zu sein scheinen, länger daran Theil zu nehmen, wollen entfliehen, aber es ist unmöglich, da die Thüren, wie gewöhnlich während des Gebetes, verschlossen sind, und die Türken sich hüten, sie zu öffnen; denn draußen stehen Tausende, die nur darauf warten, eingelassen zu werden, um sogleich für und wider die Streitenden Partei zu ergreifen. Indessen ist nach Soldaten geschickt worden; sie sind angekommen und haben von der Kirchthüre an bis zur Hauptstraße zu beiden Seiten ein Spalier gebildet. Der Anführer derselben war ein Italiener, der den türkischen Glauben angenommen hatte. Er trat mit etwa sechzig Mann in die Kirche vor den Eingang der Katholiken und weidete mit hämischer Schadenfreude sein Auge an dem Kampfe, der eben mit der größten Heftigkeit wüthete. Erst nachdem er sich

an dem traurigen Anblicke genugsam ergötzt, ließ er seine Soldaten vermittelnd einschreiten und den Anwesenden befehlen, die Kirche zu verlassen. Sie gehorchten um so lieber, als ihre Kräfte erschöpft zu sein schienen. Langsam schritten sie durch die Reihe der Soldaten. Ein hinter mir gehender Italiener prahlte gegen seinen Nebenmann, einen Priester, mit seinen vollführten Großthaten. Eben war er im Begriff, ihm zu zeigen, wie er seinen Stockdegen habe ziehen und damit einen erstechen wollen, als das betheuernde Per Dio santo! ihm auf den Lippen erstarb, denn der Kolbenschlag eines Soldaten traf ihn und seinen Gefährten so stark, daß Beide zu Boden stürzten. Wie der Priester dazu kam, weiß ich nicht, der Italiener erhielt ihn aber nicht unverdient. Als nämlich am Morgen desselben Tages die Lichter zur Procession unter die Pilger vertheilt wurden, stand derselbe Mensch neben meinem Mecklenburger Maurer. Der Letztere erhielt früher ein Licht, als der Italiener. Da rief dieser zürnend dem Priester zu: „Dieser ist ein Protestant, warum geben Sie ihm früher ein Licht als mir?" Aber der würdige Priester antwortete: „Er ist so gut ein Christ wie du, und wie du gekommen, am heiligen Grabe zu beten." Zum Glück verstand der Mecklenburger von der italienischen Rede kein Wort, sonst wäre es gewiß schon hier zu unangenehmen Auftritten gekommen. Denn als ich nach beendigtem Gottesdienste ihm den Vorfall erzählte, ward er böse auf mich, daß ich ihm das nicht an Ort und Stelle gesagt habe, und schwur dem Italiener Rache. Einige Tage gingen vorbei, ohne daß er an die Ausführung seines Planes dachte, bis er endlich am grünen Donnerstage, an welchem, wie schon bemerkt, den Pilgern der Zutritt zu der Säule der Geißelung gestattet wird, schon um Mittag das Kloster verließ. Abends traf ich ihn etwas betrunken in der Kirche. Der Italiener stand vor ihm, und mein Mecklenburger war eben im Begriff, mit den Worten: „Warte, dir will ich den Protestanten anstreichen!" auf

Jenen loszuschlagen, als ich noch zur rechten Zeit seinen Arm erfaßte und ihn fast mit Gewalt aus der Kirche zog. Am andern Morgen hielt ich ihm sein schändliches Beginnen vor, allein er konnte sich auf Nichts mehr besinnen. Endlich, da ich ihm meine Aussage betheuerte, schlug er sich reuevoll an die Brust, rannte wie verzweifelnd mit dem Kopfe vor die Wände und betete in jeder Kapelle, um von Gott Verzeihung für seine Sünde zu erflehen. Dabei schob er alle Schuld auf die Franziskaner, die ihm die beiden Flaschen Wein, die jeder Fremde im Kloster täglich erhält, zu Mittage vorgesetzt hätten, und beklagte mit Thränen seinen Leichtsinn, der ihn außerdem noch zu einem Juden geführt, in dessen Schenke er abermals Wein getrunken habe, der mit Brandwein versetzt gewesen wäre. Aber seine Reue war nicht ernstlich gemeint. Ich überzeugte mich später, daß er Brandwein und Wein mit gleicher Leidenschaft liebte.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Beschreibung der Charwoche zurück.

Am Palmsonntage werden die in einer sinnbildlichen Darstellung der Leidensgeschichte unsres Heilandes bestehenden heiligen Ceremonien eröffnet und beginnen mit der Palmenweihe. Auf einem an der Thüre des heiligen Grabes errichteten Altare liegt ein Haufen Palmzweige, von drei bis sechs Fuß Höhe, welche, mit Weihwasser besprengt, von den Priestern unter die Pilger vertheilt werden. Der Guardian des Klosters und die vornehmsten Priester nach ihm tragen solche mit Blumen, die allerlei heilige Zeichen bilden, geschmückte Zweige. Nach der Vertheilung bewegt sich die Procession paarweise drei mal und in großer Ordnung um das heilige Grab und sodann um den Stein, auf welchem Christus gesalbt wurde. Dann kehrt sie zu dem Grabe zurück, wo das Hochamt mit der größten Feierlichkeit gehalten wird. Nicht selten befinden sich unter den Pilgern auch einige Türken, die mit ehrfurchtsvollem Verhalten und

frommer Andacht den Processionen und Ceremonien beiwohnen. Vom Palmsonntag an bis zum grünen Donnerstag werden keine Processionen gehalten, und nur Mittwochs, als an dem Tage, an welchem die Juden sich des Heilands bemächtigten und ihm dem Pilatus überlieferten, wird eine Trauermesse gelesen. Dennoch wird die Kirche weder bei Tage noch bei Nacht von betenden Pilgern leer. Mit dem grünen Donnerstage, als dem Tage der Einsetzung des heiligen Abendmahls, treten die Hauptfeierlichkeiten ein; die Kirche ist prächtig ausgeschmückt, und der Zudrang der Gläubigen, der Neugierigen und der Türken noch stärker als am Palmsonntage. Um neun Uhr wird ein feierliches Hochamt gehalten, dann findet die Fußwaschung statt und die Priester der verschiedenen Confessionen begehen, jeder nach seiner eigenthümlichen Weise, das heilige Abendmahl, Abends wird das Gitter um die Säule der Geißelung geöffnet, und die stille Andacht des Tages geht in ein wirres lärmendes Schauspiel über, in welchem man als Mitspieler kaum seines Lebens sicher ist.

Am Morgen des Charfreitags wurde mit den rührendsten Ceremonien das Hochamt auf dem Calvarienberg gehalten; dann nahm eine feierliche Procession ihren Anfang. Um das Andenken an das Leiden und Sterben des Heilands den Gemüthern der Anwesenden tiefer einzuprägen, wird dieses, wie schon gesagt, in einer dem Geiste des Orients angemessenen Ceremonie sinnbildlich vor Augen gebracht. Ein Priester stellt den Pilatus vor und spricht das Urtheil über einen Jüngling aus, der mit Purpurmantel und Dornenkrone geschmückt die Rolle des Heilands übernommen hat. Nach Fällung des Richterspruchs wird dem Verurtheilten das Kreuz aufgebürdet, und er geht langsam nach Golgatha zu. Während dieser Zeit halten die Priester Reden und Gebete, oder lesen einzelne Abschnitte aus der Leidensgeschichte vor. Auf Golgatha angekommen, wird das

Kreuz, südlich von der Stelle, die es tragen soll, hingelegt und eine menschliche Figur von natürlicher Größe, mit beweglichen Gliedern, die Dornenkrone auf dem Haupt und Blutspuren im Angesicht unter lautem Schluchzen der knienden Menge an dasselbe genagelt. Sodann wird das Kreuz aufgerichtet und hinter den Altar gestellt, der über der Höhle, die das wahre gehalten, erbaut ist. Um die siebente Stunde des Abends steigen zwei Geistliche, die den Nicodemus und Joseph von Arimathia vorstellen, zur Höhe des Kreuzes hinan, nehmen die Dornenkrone ab und ziehen die Nägel aus Händen und Füßen, während einige Mönche den Leib mit unter die Arme geschlungenen weißen Binden fest halten. Und so wie das blutige Haupt sich neigte, ein Arm nach dem andern schlaff herunter sank, da warf sich alles auf die Knie nieder, und eine Grabesstille nur von Schluchzen und Seufzern durchbebt, herrschte in den heiligen Räumen. Diese Feierlichkeit gewährt den erhabensten Anblick durch die Kinder von sechs bis vierzehn Jahren, die weiß gekleidet, jedes mit einer brennenden Wachskerze in der Hand, paarweise das Kreuz umstehen, und ist über alle Beschreibung rührend. Auch in meinen Augen glänzten Thränen, aber sie galten nicht dem hölzernen, von Menschenhänden gefertigten, Bilde, sondern dem Urbilde der Liebe, das in dieser Stunde sein Leben für uns geopfert hat. Eine Predigt in italienischer Sprache, die nur Wenige verstanden, weil die orientalischen Christen meist arabisch sprechen, feierte diesen unvergeßlichen Augenblick. Nach Beendigung derselben setzte sich die Procession, die Kinder mit den Priestern voran, wieder in Bewegung. Ein Geistlicher trug in einer silbernen Schüssel die Dornenkrone und die Nägel, und vier andere das Bildniß des Heilands in einem Leinentuche. Bei dem Steine der Salbung angekommen, wurde es auf denselben, das Haupt auf ein Kissen, niedergelegt, und wie einst Joseph, Nikodemus und die heiligen Frauen den wirklichen Leichnam

des Heilands, so salbten jetzt die Priester das Bildniß desselben mit wohlriechenden Salben und Essenzen, die in Gefäßen auf den vier Ecken des Steines standen. Nach Beendigung dieser Ceremonie wurde das Bildniß wieder nach der Kirche zurückgebracht, mit leisem Trauergesang auf die Marmorplatte des heiligen Grabes niedergelegt und die Ceremonie mit einer Rede geschlossen. Das war die Feier des stillen Freitags, die sonst öffentlich vom Richthause des Pilatus an durch die Schmerzensstraße nach Golgatha zu stationsweise gehalten, aber von Ibrahim Pascha in neuerer Zeit verboten worden ist.

Den andern Morgen am Charsamstage wird von den Franziskanern vor dem heiligen Grabe Messe gelesen, und sodann das Wasser, welches aus dem Jordan herbeigeschafft wird, zu Taufen und andern kirchlichen Ceremonieen feierlichst eingeweiht. Gegen 10 Uhr nimmt abermals eine feierliche Procession ihren Anfang, und die Theilnehmer gehen paarweise, jeder eine brennende Wachskerze in der Hand — die Fremden mit einer, worauf die Kreuzigung gestempelt ist — zu den einzelnen Stationen in der Kirche. Die erste ist da, wo die Kriegsknechte das Loos um die Kleider des Heilandes warfen; die zweite, wo die Säule steht, an welcher man ihn krönte; die dritte wo man ihn an das Kreuz nagelte; die vierte, wo das Kreuz aufgerichtet wurde; die fünfte am Steine der Salbung; die sechste vor dem heiligen Grabe, und die siebente, wo der Heiland nach der Auferstehung der Maria Magdalena erschien. An diesen verschiedenen Stationen werden Predigten abwechselnd in lateinischer, italienischer, spanischer und arabischer Sprache gehalten. Ich kann nicht umhin, hier eines sogenannten Wunders zu erwähnen, mit welchem die Griechen an diesem Tage ihre Anhänger auf eine höchst plumpe Weise betrügen. Den alten Gebrauch der lateinischer Kirche, an diesem Tage das heilige Feuer aus einem Kieselsteine zu schlagen, verspotten

sie und suchen ihre Anhänger glauben zu machen, Gott sende ihnen, als seinen Günstlingen, das Feuer unmittelbar aus dem Himmel herab.

Die darauf Bezug habende Sage ist mir von einem Franziskaner-Mönche folgendermaßen erzählt worden. Am Ende des zweiten Jahrhunderts stand ein gewisser Narciß der Kirche zu Jerusalem vor. Dieser befahl seinem Diakonus an einem Charsamstage die Kirchenlampen mit Oel zu füllen, damit zum Osterfeste die Kirche beleuchtet werden könne. Dieser aber schützte sowohl Mangel an Oel als an Geld vor. Da ließ der heilige Bischof Wasser in die Lampen gießen, voll Vertrauen, daß Gott sich hier in einem Wunder offenbaren werde, und siehe! das Wunder geschah. Das Wasser in den Lampen ward in Oel verwandelt, und diese ohne Zuthun eines Menschen von einem himmlischen Feuer angezündet. Dieses Wunder erneuerte Gott auch in den folgenden Zeiten, und noch zur Zeit der Könige von Jerusalem wurden die Christen mit diesem Feuer auf folgende Weise begnadigt. Am heiligen Vorabende versammelte sich der König mit den Großen seines Reiches und aller Geistlichkeit in dem Tempel des heiligen Grabes, und Alle riefen mit vereinter Stimme zu Gott, daß er auch sie mit dem wunderbaren Feuer erfreuen möge, und nach langen Gebeten und Flehen wurden sie dieser himmlischen Gnade theilhaftig. Nach den Zeiten der Könige von Jerusalem war Gott mit diesem Wunder weniger freigebig, und die Christen lagen oft den ganzen Tag und die halbe Osternacht in Gebet und Thränen, ehe das Wunder geschah.

Nach der Zeit wurde das heilige Grab den Kopten und Abyssiniern anvertraut, und bald darauf erhielten auch die Griechen durch vieles Geld einen Wohnort im Tempel des heiligen Grabes. Diese aber wurden von den Muhamedanern verhöhnt und verspottet, da sie nicht im Stande waren, durch ihr Gebet das göttliche Feuer vom

Himmel zu erhalten. Um solcher Spötterei ein Ende zu machen, nahmen sie ihre Zuflucht zur List, mit welcher sie bis zum Jahre 1834 das leichtgläubige Volk betrogen und den Pilgern die Ehre, der Erste zu sein, der seine Fackel am heiligen Feuer anbrennen könnte, um 1000 Dukaten verkauften. So weit die Worte des Franziskaners.

In der Osternacht, die ich im Tempel zubrachte, ließen sie von einem Türken alle Lampen des heiligen Grabes auslöschen und den Eingang zum heiligen Grabe, in welches sich der griechische und armenische Patriarch begaben, bewachen. Andre Priester standen an der Thüre und redeten zum Volke, das auf den Knieen lag und: „Gott erhöre uns! Gnädiger Gott, erhöre uns!" rief und ungeduldig auf die Erfüllung des Wunders harrte. Endlich kam die Nachricht, daß das himmlische Feuer so eben vom Himmel herabgekommen sei, und sogleich wurden alle Lampen wieder angezündet, und der Patriarch trat aus der Thüre und zeigte dem staunenden Volke, zwei von der himmlischen Flamme entzündete Wachskerzen. Und hierauf strömte die Menge in die Kirche, um sich ebenfalls ihren Antheil vom heiligen Feuer zu holen. Außer diesen Betrügereien charakterisirt die Griechen noch ihre niedere Gesinnung gegen die Lateiner, so daß sie sich öfter nicht entblöden, die Bilder zu beschmutzen, die in den Kapellen derselben hängen, die Lampen auszulöschen, die jene an heiligen Stätten zu unterhalten haben, und selbst die schöne Orgel der Franziskaner dadurch zu beschädigen suchen, daß sie einzelne Pfeifen gewaltsam aus derselben herausbrechen. So handeln christliche Priester an der Stelle, wo ihr Herr und Meister gestorben, begraben und auferstanden ist. Darf man sich wundern, wenn sie von den Türken verachtet werden?

Ein seltener Zeuge bei dieser heiligen Feuerscene war Ibrahim Pascha, auf den jedoch das Wunder seine Wirkung so gänzlich verfehlte, daß er es vielmehr für eine Gotteslästerung hielt und den

Griechen befahl, es für alle künftige Zeiten einzustellen. Und so bin ich wohl der letzte Europäer gewesen, der die Erscheinung dieses berühmten Wunders mit eigenen Augen gesehen hat. In der Nacht von dem Sonnabende auf den Sonntag sind alle Pilger im schönsten Schmucke in der Kirche, so weit sie dieselbe fassen kann. Ein jeder hält eine Fackel in der Hand, ebenso die Weiber und Kinder, die auf den geräumigen Gallerien Platz genommen haben. Ein Halleluja nach dem andern ertönt in den heiligen Hallen, die von einem Glanz- und Duftmeere durchwogt sind. Bietet die Kirche in dieser Nacht schon einen über alle Beschreibung prächtigen Anblick dar, so noch mehr am Ostermorgen, wo das Auge von dem Glanze des Goldes, der Edelsteine, der Leuchter, Lampen, Kreuze, die in der Kirche aufgehängt und der kostbaren Ornate, mit welchen die Priester bekleidet sind, wahrhaft geblendet wird. Am Eingange des heiligen Grabes ist ein Altar errichtet, der an Reichthum der Bekleidung Alles übertrifft, was ich noch je Prächtiges gesehen, und daran hält der Guardian des Klosters das Hochamt und reicht sodann das Abendmahl den Pilgern und Gläubigen, die paarweise zum Tische des Herrn treten. Ein feierlicher Segen schließt den Gottesdienst. Aber damit sind die heiligen Handlungen nicht geendet; vom Morgen bis Abend erschallen freudige Gebete und selbst in der Nacht ertönt die Kirche noch von freudigen Hymnen und Lobgesängen.

Außer der Kirche des heiligen Grabes befinden sich in Jerusalem noch einige Klöster der verschiedenen christlichen Confessionen. So haben die Griechen ihr Hauptkloster zunächst am heiligen Grabe, das sich durch seine Räumlichkeit und Reinlichkeit auszeichnet. Von der Terrasse desselben führt ein bedeckter Gang über ein gewölbtes Thor nach der Terrasse des Calvarienberges, so daß man von Außen mittels eines Fensters an dem Gottesdienste Theil nehmen kann, wenn man sich verspätet hat.

Vor vielen Jahren hatten die Lateiner ihren Sitz außerhalb der Stadt auf dem Berge Zion an dem Orte, wo Jesus mit den Jüngern das letzte Abendmahl feierte. Seitdem aber die Türken dieses Kloster in eine Moschee verwandelt haben, wohnen die Franziskaner in der Stadt in dem Kloster St. Salvator, das, wie ich schon oben angegeben habe, am westlichen Ende der Stadt und nur 220 Schritte von der Kirche des heiligen Grabes entfernt liegt. Es ist mit einer hohen starken Mauer umgeben und dadurch in den Stand gesetzt, sich wider die ersten Angriffe eines so unruhigen Volkes, wie die Türken sind, zu vertheidigen. In einem engen Hofe stehen die Gebäude sehr unregelmäßig umher, allein ihre innere Einrichtung ist trotz der vielen Zellen so bequem, daß 70 Franziskaner und auch noch eine gewisse Anzahl fremder Pilger Platz darin finden. In der 20 Fuß langen Klosterkirche, an welcher Spanier, Italiener, Franzosen, Araber und Deutsche — von letztern kamen jedoch nur wenige und selten nach Jerusalem — Antheil haben, wird in der Frühe jedes Morgens öffentlich Messe gelesen, und darin werden auch die Kinder der arabischen Christen getauft. Von der Terrasse des Klosters hat man eine umfassende Aussicht auf die Stadt und die Umgegend. Unweit des Klosters steht das von mir schon mehrfach erwähnte „neue Haus" (casa nuova), welches zur Aufnahme der Pilger dient, wenn die Zellen des Klosters dieselben nicht mehr fassen können. Reiche Pilger entrichten den Franziskanern ein Gewisses für Kost und Wohnung, ärmere erhalten beides von den gastfreundlichen Mönchen für einen Monat frei.

Unweit des Berges Zion haben die Armenier ein reiches, geräumiges Kloster, das allein gegen 800 Pilger fassen soll und „St. Jacob" genannt wird, in Besitz. Es soll auf der Stelle erbaut sein, wo Herodes den Jacobus, den Bruder des Johannes enthaupten ließ. Das Kloster enthält drei Kirchen, und die Hauptkirche, deren Kuppel

auf vier Säulen ruht, soll genau auf dem Platze stehen, wo der Heilige den Märtyrertod erlitt. Die Kirche ist reich verziert, und am Tage des Heiligen lesen daselbst die Franziskaner, mit Bewilligung der Armenier, am Altare eine feierliche Messe. Die zweite Kirche nimmt den Platz ein, auf welchem das Haus des Hohenpriesters Kaiphas stand, die dritte den, wo der Hohepriester Annanias gewohnt haben soll. Unter dem Altare der zweiten Kirche zeigt man den Stein, womit Joseph von Arimathia das Grab des Heilands verschloß, und im Vorhofe derselben einen Orangenbaum, der an der Stelle stehen soll, wo Petrus seinen Herrn und Meister verläugnete.

Die andern christlichen Parteien haben keine eignen Klöster, sondern nur, wie wir bereits oben angeführt haben, einzelne Kapellen in der Kirche des heiligen Grabes.

Leicht könnte ich die Beschreibung der Stadt Jerusalem noch weiter ausdehnen, wollte ich alle die einzelnen Merkwürdigkeiten aus der altestamentarischen Zeit anführen und alle die hundert Orte nennen, an welche die Sage eine heilige Erinnerung knüpft. Aber es sind ja doch alles nur Sagen, von den Mönchen und Priestern erfunden, um die Leichtgläubigkeit des Volks zu täuschen. Man muß bedenken, daß der römische Kaiser Titus schon 40 Jahre nach Christi Himmelfahrt die Stadt gänzlich zerstörte, und der Kaiser Hadrian im Jahre 118 keinen Stein auf dem andern ließ, dann die Stadt neu aufbaute und Aelia Capitolina nannte. Kein Jude, also auch kein Christ, durfte in ihr wohnen; auf der Stelle des heiligen Grabes stand ein Venustempel. Und erst die heilige Helena und ihr Sohn Konstantin der Große vertilgten 200 Jahre später die heidnischen Denkmäler und bauten christliche Kirchen. Nach dieser langen Zeit konnte natürlich Niemand mehr einen Ort in der Stadt bestim-

men, und man hätte nicht einmal mehr die Stätte des heiligen Grabes gefunden, wenn der Venustempel ihn nicht gezeigt hätte.

Man hört alle diese Sagen und zuversichtlichen Behauptungen der Mönche mit an, und wer Lust hat, sie für historisch erwiesene Wahrheiten hinzunehmen und sich daran zu erfreuen, dem ist es zu gönnen. Es beruht eben alles auf dem Glauben, und Christus spricht zu dem ungläubigen Thomas: Selig sind, die da nicht sehen, und doch glauben.

Nächste Umgebung von Jerusalem.

Das Thal Josaphat. — Grabmal der heiligen Jungfrau Maria. — Grotte der Todesangst. — Garten Gethsemane. — Der Oelberg. — Moschee auf dem Gipfel des Oelbergs. — Bethphage. — Bethanien. — Grab des Lazarus. — Der Berg des Aergernisses. — Die Grabmäler des Absolom, des Josaphat und des Zacharias. — Die Höhle des Jacobus. — Der Felsen des Judas Ischariot. — Siloah. — Der Brunnen Siloah. — Der Maulbeerbaum des Jesaias. — Der Brunnen des Nehemias. — Das Thal Gehinnom. — Hakeldama, der Töpferacker. — Der Berg des bösen Raths und der Weg nach Bethlehem. — Der Berg Zion. — Das Grab Davids. — Der heilige Speisesaal. — Die Citadelle. — Das Bethlehemer Thor. — Der Berg Gihon. — Das Damaskusthor. — Die Grotte des Jeremias. — Die Ebene des Jeremias. — Die Gräber der Könige. — Die Gräber der Richter. — Rundgang um die Stadt.

In Bezug auf die historische Wahrheit und die evidente Feststellung der heiligen Orte ist man in der nächsten Umgebung der Stadt weit besser daran, als in dieser selbst. Berge und Thäler, Felsen und Quellen sind von den Römern nicht zerstört worden. Hier ist alles noch wie es zu Abrahams, zu Davids, zu Jesus Zeiten war, und an jedem Fußbreit Erde haftet eine große Erinnerung, ein heiliger Name.

Treten wir denn zum Stephansthore auf der Ostseite der Stadt hinaus! Wir stehen so gleich über dem Thale Josaphat, an der Westseite desselben. Nach allen Seiten hin ruht der Blick auf öden, an den Gipfeln abgerundeten und abgeplatteten Bergen, auf einigen entdeckt man in weiter Ferne eingestürzte Moscheen und Thürme. Diese Berge liegen jedoch nicht so eng beisammen, daß sie nicht hie und da Zwischenräume bildeten, durch welche das Auge sich neue Ansichten suchen könnte; aber eben diese Oeffnungen zeigen in der Nähe und in der Ferne nur wieder andre Felsen und Berge, die nicht minder öd und wüst sind, als die im Vordergrunde. Die Thäler, welche Jerusalem umgeben, bilden von drei Seiten gewissermaßen die Stadtgräben, nämlich auf der Ost-, Süd- und Südwestseite. Die Nordwestseite, die längste von allen, zieht sich an ihrem südwestlichen Ende an den letzten Abhängen des Berges Gihon hinauf; es ist dies, wie schon angegeben, der neue Anbau, wodurch Golgatha in die Stadt gekommen ist. Das nordwestliche Ende dieser Seite grenzt an die Ebene Jeremias, wovon nachher die Rede sein wird.

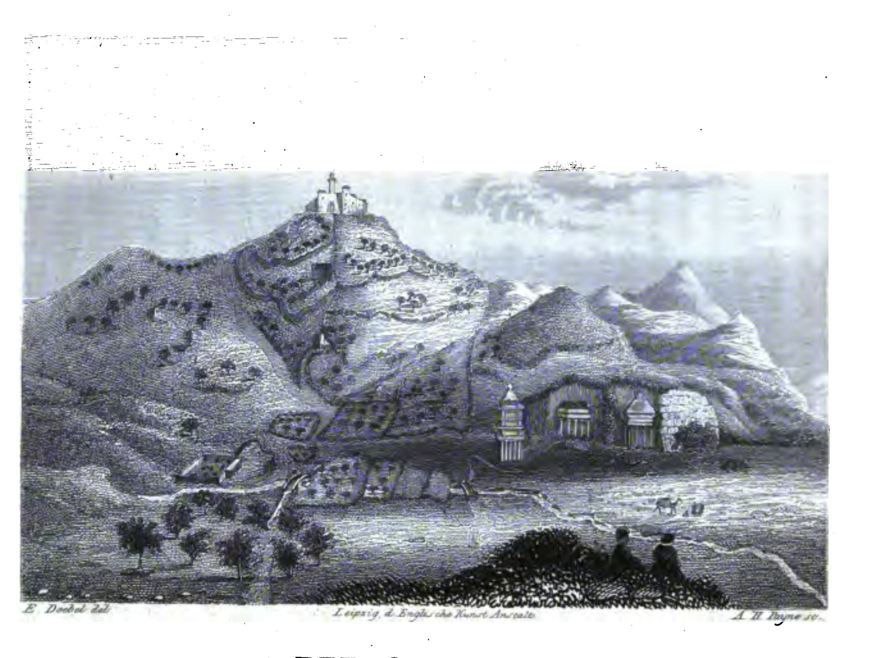
Das Thal Josaphat, dessen Namen „Gericht Gottes“ bedeutet, scheidet die Stadt Jerusalem von dem Oelberge und zieht sich von Norden nach Süden zwischen dem Oelberge und dem Berge Morija hin. Es wird vom Bache Kidron durchflossen, der nur 6 Fuß breit, den größten Theil des Jahres hindurch trocken liegt, nur zur Winterszeit durch das von den Bergen ablaufende Wasser und bei starken Gewittern anschwillt und sich nach sechs Stunden Wegs in das todte Meer ergießt. Ueber diesen Bach führen bei der Stadt zwei Brücken. Das Thal hat seinen Namen von Josaphat, König der Juden, der darin begraben liegt, und scheint zu allen Zeiten der Begräbnißplatz für die Stadt Jerusalem gewesen zu sein, denn bei jedem Schritte darin stößt der Fuß auf Denkmäler des Todes alter und neuer Zeit. In der Bibel wird es vom Bache auch oft das Thal Kidron genannt.

Nach diesem Thale sind die Blicke der Juden in der ganzen Welt gerichtet, und viele kommen weither nach Jerusalem, um hier zu sterben und im Thale Josaphat begraben zu werden; denn sie glauben, daß sie dann beim jüngsten Gericht den Vortheil haben werden, zuerst gegenwärtig zu sein und besser gestellt zu werden als andre. An der Westseite des Thales auf steil in die Tiefe abfallenden Felsen ziehen sich die Mauern von Jerusalem hin, nach Osten ist es nördlich vom Oelberge, südlich vom Berge des Aergernisses begrenzt. Im Norden berührt es die nackte Ebene des Jeremias, und südlich von der Stadt mündet das von Westen sich herabziehende Thal Gehinnon — das Höllenthal — am Fuße des Zionsberges in dasselbe.

Das Thal Josaphat ist eng und tief, die Felsen seiner Seitenwände sind nicht ohne Kunst ausgehauen, und man gelangt nur mit großer Vorsicht auf Händen und Füßen hinab, wenn man die hier befindlichen Kammern des Todes besuchen will. Der Anblick des Thales ist über alle Beschreibung öde und einförmig, es ist wirklich ein Thal des Todes, und die Phantasie des Orientalen ergeht sich hier in großartig düstern Bildern. Es gibt aber auch kaum einen Namen, der in der Phantasie derselben rührendere und zugleich furchtbarere Bilder erweckt hätte, als der des Thales Josaphat. Es walten in und über demselben so viele unerforschliche Geheimnisse, daß nach dem Ausspruche des Propheten Joel einst alle Menschen vor dem unbestechlichen Richter darin erscheinen werden.

Steht man vor dem Stephansthore, so sieht man sich gegenüber östlich unten im Thale ein großes Gebäude, und gelangt, abwärts schreitend, auf der obern Brücke über den Bach Kidron zu demselben. Es ist das G r a b m a l d e r h e i l i g e n J u n g f r a u, der Mutter des Weltheilandes, oder, wie Andre wollen, J o s e p h s und M a r i a s, der Eltern desselben, einer der heiligsten Stätten des Thales. Durch ein gewölbtes Thor kommt man auf sechs abwärts führenden Stufen zu

einen mit Olivenbäumen bepflanzten und von Mauern umschlossenen Raum. Gerade aus in demselben führt ein Thor zu einer mit vieler Kunst in den Felsen gehauenen geräumigen reich geschmückten Kapelle. Aus dieser steigt man auf einer prächtigen, funfzehn Schuh breiten Marmortreppe auf 28 Stufen abwärts an eine majestätische Grotte, in welcher sich links das Grab Josephs, rechts die Gräber des heiligen Joachim und der heiligen Anna befinden, der Eltern der Jungfrau Maria. Zwanzig Stufen tiefer wandelt der Fuß auf dem Grabe der heiligen Jungfrau, das ein Altar schmückt, auf welchem zum Osterfeste mehrere hundert Lampen brennen. Nur mit Erlaubniß der Griechen, welche den Schlüssel zu diesem heiligen Orte haben, darf man denselben betreten. Beim Ausgange aus der Kirche wird jeder Pilger mit köstlich duftendem Rosenwasser besprengt. Rechts von dem ebengenannten ummauerten Raume und südlich nach dem Oelberge hin kommt man zur Grotte der Todesangst, worin den Göttlichen eine solche Seelenangst und Traurigkeit ergriff, daß sein Schweiß wie Blutstropfen auf die Erde fiel, während er zu seinem himmlischen Vater betete: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir!“ Die Grotte ist in den Felsen gehauen, tief, geräumig, mit mehreren Altären und an den Wänden mit einem Gemälde geschmückt, welches Jesum darstellt, wie er von dem Engel unterstützt wird. Das die Grotte bedeckende Gewölbe ruht auf drei Säulen von dem nämlichen Felsen und wird durch eine mit Gitterwerk versehene Oeffnung von oben beleuchtet. Die Grotte ist durch eine Thüre verschlossen, zu welcher die Franziskaner die Schlüssel haben. Zwischen dieser Grotte und dem Garten Gethsemane, etwa 30 Schritte nach dem Fuße des Berges hin, sieht man die Stelle, wo Judas seinen Herrn und Meister durch einen Kuß verrieth, einen Ort, den selbst die Türken nur mit Abscheu betreten. Etwa 15 Schritte von dieser Stätte und zwar noch außerhalb des Gartens Gethsemane zeigt man zwei Felsen, auf



E. Doebel del. Leipzig, d. Englische Kunst Anstalt. A. H. Payne sc.

DER OELBERG.

denen Petrus, Jakobus und Johannes eingeschlafen waren, während Christus wachte und in heißen Gebeten die Hände rang. Etliche Schritte von dieser Stelle kommt man zum eigentlichen Oelgarten oder Garten Gethsemane, dem Lieblingsaufenthalte des göttlichen Meisters, einem kleinen Rasenplatz am Fuße des Oelberges und mit einer niedrigen Mauer umgeben, die man an mehreren Stellen überschreiten kann. Den schönsten Schmuck dieses Gartens bilden acht uralte Olivenbäume, unter deren Schatten Jesus oft mit seinen Jüngern geruht haben soll. Vier davon sollen noch aus den Zeiten des Heilands stammen. Und betrachtet man den starken Umfang der Bäume und ihre knorrigen Wurzeln, so gewinnt der Glaube, daß sie schon zu Christi Zeit gestanden haben, allerdings an Wahrscheinlichkeit. Jedem Pilger sind diese Bäume heilig, jeder hat in ihrem Schatten geruht und ein stilles Gebet gesprochen zu dem geheimnißvollen Flüstern der Blätter, die zu jeder Zeit ein sanfter Wind bewegt. An dem Garten Gethsemane vorüber führt der Weg auf den Oelberg, der seinen alten Namen von den vielen Oelbäumen hat, mit denen er früher bestanden war und es theilweise noch ist. Der Bach Kidron trennt ihn von der Stadt, die etwa eine Viertelstunde von seinem Fuße entfernt ist. Der Weg zu seinem Gipfel ist rauh und mit Steinen besät, und nur da, wo Erde sich zeigt, mit Oelbäumen bestanden, aber bei jedem Schritt wird man entschädigt durch die herrliche Aussicht, die man am reichsten und umfassendsten vom Gipfel genießt, den man in einer halben Stunde erreicht. Etwa auf der Hälfte des Berges zeigt man rechts einen Felsen, von welchem herab der Heiland auf die Stadt blickte, deren Untergang er weinend geweissagt haben soll. Unweit dieses Felsens etwas aufwärts stehen drei alte, nicht zu sehr verfallene, aber auch nicht mehr brauchbare Kapellen, die die Stelle bezeichnen, wo Christus seinen Jüngern das „Vater unser“ gelehrt, und diese später das erste Glaubensbekenntniß

abgefaßt haben sollen. Etwa 20 Schritte von dieser Stelle nördlich gelangt man zu einem Oelbaume, unter dem einst der Heiland mit seinen Jüngern vom letzten Gericht gesprochen haben soll. Hat man endlich den Gipfel des Berges erreicht, so steht man vor einer Moschee, welche auf dem Platze der ehemaligen „Kirche der Himmelfahrt“ und aus den Ueberresten derselben erbaut ist. Noch jetzt umschließt die Moschee einige Häuser, durch die man mit Erlaubniß der Türken, welche den Schlüssel zu diesem Heiligthume und die Aufsicht über dasselbe führen, in den Vorhof tritt, und darin zu einer achteckigen Kapelle kommt, die auf der Stelle stehen soll, von welcher aus Christus gen Himmel fuhr. Man zeigt noch jetzt im Felsen den Eintritt des linken Fußes eines Menschen, der 10 Zoll lang und 4 Zoll breit ist, und ehemals soll auch der Eindruck des rechten sichtbar gewesen, aber später von den Türken ausgebrochen und als eine hochheilige Reliquie in ihre Moschee gebracht worden sein. Nach der Richtung zu urtheilen, die man an der zurückgelassenen Fußtapfe bemerkt, war das Angesicht des Erlösers im Augenblicke seiner Auffahrt von der Erde nach Norden gerichtet.

Die Katholiken, Griechen und Armenier lesen am Himmelfahrtstage Messe in dieser Moschee, nachdem sie dieselbe zuvor gereinigt haben. Von dem Thurme der Moschee, der noch über den höchsten Berggipfel emporragt, ist die Aussicht am umfassendsten. Ueber das düstre Thal Josaphat hinweg fällt der Blick westlich auf die Stadt mit ihren schmutzigen, engen Straßen, die man einzeln unterscheiden kann, und über mehrere kleine Berge hinweg sieht man östlich die Ebene von Jericho, den Jordan und das todte Meer. Nördlich schweift der Blick über die Ebene des Jeremias zu einigen Trümmern auf dem Scheitel eines Berges, die die Stätte andeuten, wo Josua die Stiftshütte errichten ließ und das Land in zwölf Stämme vertheilte. Südlich ragt der Berg des Aergernisses hervor, und über

ihn hinaus sieht man in das Thal Gehinnom, das an seinem süd-westlichen Fuße in das Thal Josaphat verläuft. Verlassen wir nach Süden zu den Gipfel des Oelberges, so kommt man nach einer kleinen Stunde zu dem ärmlichen Dörfchen Bethphage, aus welchem Jesus durch seine Jünger die Eselin holen ließ, auf der er seinen Einzug in Jerusalem hielt. Von dem alten Dorfe sind nur noch einige Trümmer vorhanden, zu denen die Geistlichen von Jerusalem an bestimmten Tagen, vorzüglich am Vorabende der Himmelfahrt, wallfahren, um mit den daselbst befindlichen Christen zu beten. Die ganze Nacht bringen sie mit Absingung von Psalmen und Lobgesängen zu und kehren erst am Morgen nach Jerusalem in ihre Klöster zurück. An der östlichen Seite des Oelberges, etwa eine Stunde von Jerusalem entfernt, liegt das reizende Bethanien, in welchem der Heiland von den Sorgen und Mühen seines Berufs in den Armen der treuesten Freundschaft ausruhete. Heut zu Tage ist es ein unbedeutender, verfallener, von Arabern bewohnter Ort. Gleich beim Eintritt in das Dorf zeigt man das Haus, in welchem Lazarus mit seinen Schwestern Martha und Maria wohnte, die der Heiland so oft besuchte, und denen zu Liebe er den Bruder aus dem Grabe erweckte. Man findet dieses Grab unweit des Hauses; eine Höhle, zu der man auf einigen Felsenstufen hinabsteigt. In den Wänden derselben ist eine etwa 3 Fuß weite Oeffnung, die in eine ziemlich lange und breite, aber nur wenige Fuß hohe Grotte führt, die für das eigentliche Grab gilt. Die Katholiken haben es zu einer Kapelle hergerichtet und lesen öfters Messe darin.

Kehren wir wieder über den Oelberg in das Thal Josaphat zum Grabmale der heiligen Maria, dem Stephansthore gegenüber, zurück, und verfolgen wir das schauerlich enge Thal des Todes, das doch eigentlich nur eine Felsenschlucht ist, weiter nach Süden. Rechts am Abhange des Morija und dicht an der hohen Mauer desselben, über

welche die Kuppel der Omarsmoschee ragt, zieht sich ein türkischer Gottesacker mit seinen unzähligen kleinen Steinen hin, links steigt in der Schlucht zwischen dem Oelberge und dem Berg des Aergernisses der Weg nach Bethphage hinauf.

Der Berg des Aergernisses (mons offensionis), der südöstlich an das Thal Josaphat stößt, ist beinahe ganz kahl und von röthlich brauner Farbe. An seinen unangebauten Seitenwänden bemerkt man hie und da schwarze, verbrannte Reben, einzelne Gruppen Oelbäume, etliche mit Ysop bewachsene Brachfelder und die Ruinen eingefallener Bethäuser, Kapellen und Moscheen. Unten im Thale erblickt man die zweite Brücke mit einem Bogen über das ausgetrocknete Bett des Kidron. Unter dem Berge des Aergernisses im schauerlichen Todtenthale, nahe am Bette des Kidron und der hohen Mauer des Morija gegenüber kommt man nun zu drei aus dem Felsen gehauenen Grabmälern, die man für die Grabstätten des Absalom, des Josaphat und des Zacharias ausgibt. Diese Denkmale sind von uralter eigenthümlicher Construction. Nahe dabei ist die Höhle des Jakobus, in welcher sich dieser Jünger Christi mit noch Andern bei der Gefangennehmung desselben verborgen haben soll.

Bei dem traurigen Anblicke der zertrümmerten, halbgeöffneten Gräber und der Stadt Jerusalem, aus der kein Rauch aufsteigt, kein Laut zu unserm Ohre dringt, in deren Nähe kein lebendes Wesen sich regt, sollte man glauben, die Stunde sei gekommen, in der die Posaune des Weltgerichts ertönen werde, und alle Todten des Thales Josaphat stünden schon im Begriff, ihre Gräber zu verlassen. Das südlichste der Denkmäler, die alle aus dem Felsen des Berges bestehen und mit unsäglicher Mühe aus ihm herausgearbeitet sind und in ihrer Grundlage mit diesem noch zusammenhängen, ist das des Zacharias mit einer pyramidenförmigen Spitze. Das mittlere ist das des frommen Josaphat, mit einer Säulenhalle, ist aber so von

Erde verschüttet, daß man die eigentliche Gestalt desselben nicht mehr genau erkennen kann. Das schönste ist das des Absalom, ein viereckiges, aus einem einzigen Felsenstück gehauenes Monument, das gegen 30 Fuß hoch und an jeder Seite 8 bis 10 Fuß lang ist. Es ruht auf 24 Säulen, die an jeder Seite gleich vertheilt sind, und darüber erhebt sich eine pyramidenförmige Kuppel, deren Höhe jedoch mit dem Grabmale selbst in keinem Verhältnisse steht. Der Raum des Thales Josaphat, zwischen den zwei obenbezeichneten über den Bach Kidron führenden Brücken ist mit einigen Gärten angebaut und hie und da mit einzelnen Oelbäumen bepflanzt; eine Strecke lang von der obern bis zur untern Brücke fließt der Bach in einem natürlichen Kanale unter der Erde und ist nicht sichtbar.

Weiter südlich im Thale geht man über den Begräbnißplatz der Juden und läßt dann einen düstern Felsen zur Linken als letzten Fuß des Berges des Aergernisses. Diese ragende Felsenmasse bezeichnet die christliche Tradition als den Platz, wo der Verräther Judas seinem fluchwürdigen Dasein durch einen Strick ein Ende machte. Nicht weit davon beginnt das von arabischen Räubern bewohnte Dörfchen Siloah. Die elenden an den Felsen, dem letzten Abhange des Berges des Aergernisses angebauten oder in denselben hineingehauenen Hütten, aus geringer Ferne kaum von den sie umgebenden Grabsteinen zu unterscheiden, ziehen sich eine geraume Strecke am linken Ufer des Kidron thalabwärts. Der schmale Felsenpfad steigt bald steil empor, bald fällt er eben so. Am Ende des Dorfes findet man westlich am rechten Ufer des Baches in dem Zwischenraume, zwischen den beiden Berggehängen des Zion und des Morija, der sich erst als Felsenschlucht, dann als sanfte Thalung zum Kidronthale herabzieht, den uralten und berühmten Brunnen Siloah, mit einer schattigen Baumgruppe umgeben. Zwanzig ausgetretene Steinstufen führen in das Felsengewölbe hinab zu dem kleinen Spiegel des frischen, klaren,

etwas salzig-bitter schmeckenden Wassers. Er ist der einzige Brunnen in der ganzen Umgegend Jerusalems und hat die besondere Eigenthümlichkeit, daß er ebbet und fluthet, so daß man fast glauben sollte, er hinge mit dem Meere zusammen. Der kleine Teich ist immer belebt durch die arabischen Frauen des nahen Dorfes, die hier das Wasser für ihren Hausbedarf holen oder ihre Wäsche darin reinigen. Alle diese Quelle besuchenden Pilger waschen sich damit die Augen, zum Andenken des Wunders, welches Jesus damit verrichtete, indem er den Blindgebornen durch das Naß des Brunnen sehend machte. Hier ist der Ausgang unterirdischer Wasserbehälter und Gänge, welche nach dem Zeugnisse alter Schriftsteller nicht nur unter dem Berge Morija, sondern unter der ganzen Stadt bis zum Berge Gihon an dessen Westseite hinlaufen sollen. Die mißtrauischen eifersüchtigen Türken haben aber hier jede christliche Forschung gehindert, so daß hier, wenn die Türken über lang oder kurz nicht mehr Herren der heiligen Stadt sind — es ist eine Schande für die ganze Christenheit, daß dieses ohnmächtige, nur durch das sogenannte europäische Gleichgewicht gehaltene Volk noch in der Stadt sich als übermüthigen Herrscher geberden darf, wo unser Herr und Meister seine ewige göttliche Lehre durch Opfertod besiegelt hat — ein großes, fruchtbares, unterirdisches Feld der Alterthumsforschung sich öffnen wird.

Etwas südlich auf derselben Seite des Baches steht ein uralter Maulbeerbaum an der Stelle, wo der Prophet Jesaias auf Befehl des Tyrannen Manasse zersägt worden sein soll. Nahe dabei in einer grünen Thalweitung waren die im alten Testamente oft erwähnten Gärten des Königs.

Nach einer kleinen Strecke südlich öffnet sich das Thal und zur Rechten tritt von Westen das Thal Gehinnom ein. Eh beide Bäche sich vereinigen, trifft man zwischen ihnen den mehr als hundert Fuß

tiefen Brunnen des Nehemia, und in seiner Nähe trichartige ummauerte Wasserbehältnisse. Hier endet das Thal Josaphat; der Bach windet sich weiter zwischen hohen und steilen Felsenmassen in einem wilden furchtbar engen Grunde dem todten Meere zu. Hier hin läuft der Weg nach Jericho. Wir aber wenden uns nun westwärts, dem Thale Gehinnom hinauf.

Gehinnom, im alten Testamente Ben Hinnom, im neuen Gehenna genannt, ist wegen seiner wüsten traurigen Felseneinöde von den talmudistischen Juden als Ort der Hölle bezeichnet worden, die sie mit allen erdenklichen furchtbaren Qualen freigebig ausstatten.

Nicht weit vom Brunnen des Nehemia finden wir am rechten Ufer des das Thal Gehinnom durchschlängelnden Gihonbachs die Grabmäler der Könige, an denen noch immer Spuren von Gemälden wahrzunehmen sind. Zu unsrer Rechten erhebt sich der Berg Zion, auf dem rechten Thalgehänge zu unsrer (der Aufwärtswandelnden) Linken liegt der Töpferacker (Hakeldama), der für das Sündengeld des Judas Ischariot, die dreißig Silberlinge, gekauft wurde, und jetzt der Begräbnißplatz der christlichen Pilger und der Christen der Stadt ist. An ihn stößt der Berg des bösen Raths, an welchem nach Süden der Weg nach Bethlehem hinauf läuft. Wir kommen im Thale, das sich nun nordwestlich hinaufzieht, auf dem Bethlehemer Wege am untern Gihonteiche vorüber und schlagen so einen Bogen um den Berg Zion, dessen jetzt außerhalb der Stadt liegende Häuser in das Thal herabschauen. Auf diesem jetzt außerhalb der Stadtmauer liegenden Berge, einst der Sitz des größten Königs der Juden, der ihn auch in seinen unsterblichen Gedichten verherrlicht hat, erblickt man die Moschee, welche die Türken aus dem ehemaligen lateinischen Kloster errichtet haben. Von hier aus bietet sich dem Auge nichts als öde Bergreihen und finstre Thäler und ringsum herrscht ängstliche Todenstille, die nur zuweilen durch den Ruf des Muezzin: Le illah

el Allah, der, eine lebende Uhr, von dem Thurme der Moschee fünfmal des Tages den Gläubigen die Stunde des Gebetes anzeigt, unterbrochen wird. Das Innere der Moschee umschließt viele heilige Orte, vor welchen die Türken die größte Ehrfurcht haben, so das Grab Davids, zu welchem eine kleine Thüre führt, durch die man jedoch nicht eingehen darf; ja man kann selbst nicht einmal durch große Geldsummen die Türken bewegen, sie zu öffnen. Auf der nämlichen Seite steigt man in einem Nebengebäude auf etwa zwanzig Stufen zu dem Saal hinan, in welchem Christus mit seinen Jüngern das letzte Osterlamm gefeiert und zum Gedächtniß seiner Liebe das heilige Abendmahl eingesetzt haben soll; dieser Saal heißt der heilige Speisesaal. Er ist schmucklos und einfach und nur geheiligt durch die erhabendsten Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen. Hier erschien Jesus nach seiner Auferstehung mehrmals seinen Jüngern, hier goß er nach seiner Himmelfahrt den heiligen Geist über sie aus, und von hieraus gingen die Apostel in alle Welt, die Heiden zu bekehren. Man kann diesen Ort nicht ohne die innigste Rührung betreten. Oestlich unterhalb dem Berge Zion auf einem Berghange hat der Palast des Herodes gestanden, aus dessen Fenstern man den ganzen Morijah übersehen und Alles wahrnehmen konnte, was im Tempel vorging, so daß die Juden eine hohe Mauer vorbauten. Jetzt ist Alles bis auf übermooste, zerstreut umherliegende und den Berghang in das Thal Gehinnom gerollte Bausteine von Marmor verschwunden. Die beiden Thore an dieser Südseite, das zugemauerte Mistthor und das Zionsthor haben wir vom Thale aus nur zuweilen gesehen, meist versperren aber die Felsen die Aussicht auf die Stadt. Sind wir aber über den untern Gihonteich der Südwestseite der Stadt wieder sehr nahe gekommen, deren Mauer auf dem Felsenabhange dicht über dem Thale steht, so kommen wir an die hohe Citadelle mit dem Thurme Davids oder Pisanerthurm, der wie ein uralter

Greis in das Gihonthal herabblickt. Das Thal macht hier eine Biegung und zieht sich ganz nach Westen hinauf. Dort liegt der obere Gihonteich. Westlich läuft der Weg nach St. Johann in der Wüste, südlich nach Bethlehem, auf welchem wir eine Strecke im Thale aufwärts gewandelt sind. Gleich neben der Nordseite des Kastells öffnet sich das Bethlehemer Thor. Es ist von zwei mit gothischen Zinnen versehenen Thürmen beherrscht. Man schlägt sich von hier um die scharf nach Westen vorspringende Stadtmauer herum. Diese Gegend ist trostlos öde. Die hohe Mauer läuft jenseits eines trocknen steinigen wüsten Grabens hin. Diesseits desselben dehnen sich türkische Gottesäcker aus. Um die Ecke herum wendet man sich am Abhange des Gihonberges, der sich nicht sehr hoch zur Linken erhebt in nordöstlicher Richtung nach dem Damaskusthore hinab. Der Boden ist sehr uneben, der Pfad steigt und fällt und windet sich durch Steintrümmer. So kommen wir nach einer Viertelstunde zum Damaskusthor, durch welches ich, von Nazareth kommend, eingezogen war. Vor demselben befinden wir uns auf einer Ebene von beschränktem Raume, auf der das Auge umsonst nach einem freundlichen Punkte sucht und nichts weiter findet, als hie und da einen weißen Leichenstein, auf welchem, von keiner Cypresse überschattet, eine türkische Frau weint. Das Auge ermüdet in dieser trostlosen Einöde. Hier findet man rechts die Grotte des Jeremias, in welcher dieser Prophet die Klagelieder geschrieben haben soll. Durch die sich weiter ausdehnende holperige, steinbesäete Fläche, die Ebene des Jeremias genannt, gelangt man zu einem Hohlwege mit tiefen Abhängen, über welche man zu den Gräbern der Könige hinabsteigt; zuerst in einen viereckigen Hof, dessen Seiten etwa 15 Fuß hoch senkrecht in den Felsen gehauen sind. Auf einer dieser Seiten ist ein großes Thor, über das sich ein Fries von der schönsten Arbeit hinzieht, und links demselben öffnet sich ein abschüssiger Gang, durch

welchen man, da er verschüttet und versperrt ist, nur kriechend und nicht ohne Mühe gelangen kann. Er führt zu drei in den Felsen ausgehauenen Sälen und zu einer Menge anderer Grabgewölbe von kleinerem Umfang, in welchen die Särge, theilweise noch ganz, theils in Trümmern vorhanden sind. Diese Gewölbe waren durch steinerne Thüren vom nämlichen Felsen verschlossen und liefen auf Angeln vom nämlichen Stein; einige dieser Thüren sind noch ganz, andre liegen zertrümmert am Boden. Welcher Zeit die Königsgräber angehören, und ob sie wirklich vom Könige David angelegt worden, oder neueren Ursprungs sind, darüber sind die Alterthumsforscher noch nicht einig, obgleich die Führer der Reisenden ihr graues Alterthum außer Zweifel setzen. Etwa 10 Minuten von den Gräbern der Könige finden sich die Gräber der Richter von der nämlichen Bauart, nur nicht so prachtvoll, und hinsichtlich ihrer Benennung in ein eben so tiefes Dunkel gehüllt als jene.

Vom Damaskusthore mit zwei Thürmen und von arabischer Bauart mit Zinnen in Form von steinernen Turbans, gehen wir auf der steinigen Hügelfläche, dem Platze der ehemaligen Vorstadt Bezetha fort, und kommen an einigen Baumgruppen vorüber an der etwas im Bogen sich ziehenden Mauer an die nördliche scharfe Spitze derselben. Hier stehen wir wieder über dem Kidronthale und haben uns gegenüber den Oelberg. Auf abschüssigem Pfade gehen wir an der fast geraden östlichen Mauer hin, sehen unten im Thale das Grabmal der heiligen Maria liegen und erreichen an einigen trockenen Cisternen vorüber endlich das Stephansthor wieder.

Auf diese Weise sind wir um die ganze heilige Stadt gewandert und haben alle merkwürdigen Orte und Plätze in ihrer nächsten Umgebung in Augenschein genommen.

Heilige und berühmte Orte in der Umgegend Jerusalems.

Weg nach Bethlehem. — Die Stelle des Sterns der heiligen drei Könige. — Kloster des Propheten Elias. — Ruhestätte des Elias. — Der Erbsenacker. — Rahels Grabmal. — Bethlehem. — Das Kloster der Geburtsstätte des Herrn. — Die Grotte des heiligen Hieronymus. — Grabstätten des heiligen Eusebius, der heiligen Paula und der heiligen Eustochia. — Die Grotte der unschuldigen Kindlein. — Die Grotte der Geburt Christi. — Die heilige Krippe. — Das Händchen eines unschuldigen Kindleins. — Die Grotte der Hirten. — Das Dorf der Hirten. — Ein ackernder Fellah. — Die Milchgrotte. — Mein Zeugniß des Guardian. — Wanderung von Bethlehem nach St. Johann in der Wüste. — Die Lustgärten Salomos. — Ein kleines Abenteuer. — Die drei Teiche Salomos. — Das Dörfchen St. Johann. — Das Kloster St. Johann. — Guter Empfang meiner vom Guardian. — Schöne Aussicht vom Altan des Klosters. — Der Oelbaum. — Geburtsstätte St. Johann des Täufers. — Die Wüste St. Johanns. — Der Ort der Heimsuchung. — Die Grotte des Täufers. — Das Terebintenthal. — Drei Polen. — Das Kloster zum heiligen Kreuz. — Ein Versuch, die Moschee el Sakarah in der Nähe zu betrachten. — Meine Gefühle und Gedanken an den heiligen Orten. — Abreise von Jerusalem. — Ramla. — Jaffa. — Reizende und fruchtbare Gegend. — Der wunderlich gekleidete österreichische Consul. — Kloster der spanischen Franziskaner. — Die zwei Söhne des Consul. — Die Reisegesellschaft. — Abschied von Palästina.

Ich hatte die heilige Stadt und ihre nächsten Umgebungen durch öftere Wanderungen genau kennen gelernt und trachtete nun mit Sehnsucht danach, auch Bethlehem in Augenschein zu nehmen, das nur zwei kleine Stunden südlich von Jerusalem entfernt ist. In der Frühe eines Märzmorgens pilgerte ich in Begleitung eines Priesters dahin. Der Weg führt durch das mehrerwähnte Thor von Bethlehem, auch Thor von Jaffa, Thor von Ramla und Pilgerthor (Bab-el-Khalil) genannt, auf dem höchsten Punkte der Stadt hinaus in das Gihonthal, das, wie wir gesehen haben, in seinem östlichen Verlaufe Thal Gehinnom genannt wird. Wir verfolgten dieses Thal abwärts bis an den Berg des bösen Raths in der Gegend des Töpferackers und erstiegen dann die rechte Thalseite. Der Pfad ist steinig, uneben und die öde Einförmigkeit desselben nur hin und wieder durch die Trümmer eines Thurms oder einer Kapelle unterbrochen. Nach einer guten halben Stunde erreichten wir die Stelle, wo die Weisen des Morgenlandes den Stern wieder sahen, der sie zur Geburtsstätte Christi leitete. Hier ergießt sich eine Quelle in zwei steinerne dem Vieh zur Tränke dienende Tröge. Das Land ringsum ist an einigen Stellen angebaut, doch nur selten erblickt man einen Oelbaum. Von diesem Orte gelangt man in einer Viertelstunde zu einem dem Propheten Elias gewidmeten griechischen Kloster. Das Gebäude ist ver-

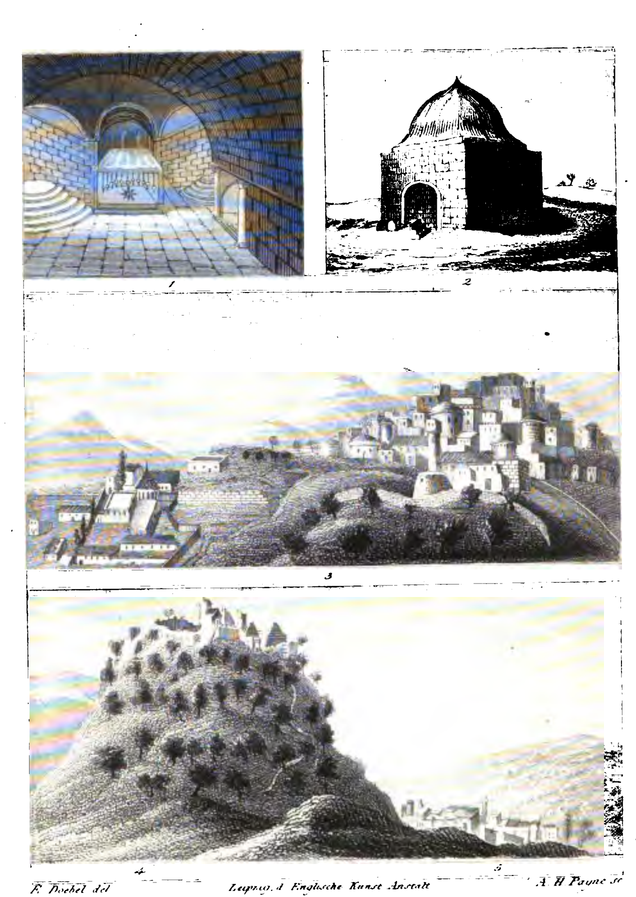
fallen und bietet außer einem ehrwürdigen Oelbaume wenig Merkwürdiges dar. Das dichte Laub dieses Baumes beschattet einen großen Stein, der dem Propheten Elias zur Ruhestätte gedient haben soll und die Form des menschlichen Körpers, von frommen Händen ausgearbeitet, zeigt. Von hier aus wird das Land fruchtbarer und angebauter, und nur der Erbsenacker macht davon eine Ausnahme. Es ist dieser ein unfruchtbares Stück Land, das seinen Namen von den kleinen erbsenförmigen Steinchen hat, mit denen es übersäet ist Die Sage erzählt, daß die heilige Maria, die mit dem Jesuskinde an diesem Acker vorbei ging, einen Erbsen säenden Bauer gefragt habe: was er säe? Um ihrer zu spotten, habe er geantwortet: „Steine.“ — „Nun, so soll der Acker auch nur Steine tragen,“ habe sie geantwortet, und von dieser Stunde an habe der Acker diese den Erbsen so ähnlichen Steinchen hervorgebracht. Man findet dieselben in aufgeworfenen Maulwurfshügeln, und wenn man mit einem Stocke etwas in die Erde gräbt.

Abermals eine Viertelstunde von diesem Acker entfernt, erblickt das Auge 200 Schritte rechts von der Straße, ein kleines viereckiges mit einer Kuppel überdecktes Gebäude: das Grab der schönen Rahel. Das Thor, das sonst in das Innere führte, ist vermauert, und man kriecht jetzt, auf drei Stufen emporsteigend, durch ein viereckiges Loch in den gewölbten 7 Fuß hohen, 8 Fuß langen und 4 Fuß breiten Grabesraum. Dieses Grabmal, welches die Bethlehemiten unter die ältesten Denkmäler des Landes zählen, wird nicht nur von den Christen, sondern auch von den Juden und Türken in hohen Ehren gehalten.

Je weiter wir vorwärts schritten, desto freundlicher und anmuthiger wurde der Weg, und zwischen Weinbergen und Oelbaumpflanzungen erreichten wir endlich Bethlehem, eine der ältesten Städte Judäas, berühmt als Geburtsort des sangreichen Königs David, der

hier als Knabe die Herrden seines Vaters weidete, und noch weit berühmter als Geburtsort des Heilands. Das Städtchen oder vielmehr Dörfchen Bethlehem, d. h. Haus des Brodes, sonst auch Ephrata, das Fruchtbare und „die Stadt Davids" genannt, liegt an einem felsigen Berge, auf welchem sich die kleinen weißen mit Ruinen untermischten Häuser terassenförmig erheben und freundlich aus einzelnen Gruppen von Feigen- und Olivenbäumen hervorblicken. Der nördliche Abhang des Berges ist ganz mit Feigen-, der südliche mit Oelbäumen bestanden, und rings um den Berg ziehen sich herrliche, aber wüst liegende Thäler, die eines besseren Anbaues fähig wären, wenn der Fleiß der Einwohner nicht vom Drucke des türkischen Despotismus, der den fruchtbarsten Boden bald in eine Wüstenei verwandelt, wie von eiserner Faust niedergehalten würde. Feste Mauern und tiefe Wallgräben umgeben das Städtchen, um die Einwohner einigermaßen vor den Einfällen räuberischer Beduinen zu schützen. Die Anzahl der erstern beträgt etwa 4 bis 5 Hundert, meist Christen, die sich durch Verfertigung von Rosenkränzen, Kreuzen und Heiligenbildern nähren, die sie den immer ab- und zuströmenden Pilgern theuer verkaufen.

Bethlehem hat die höchste Bedeutung für den Christen durch das Heiligthum der Geburtsstätte des Heilands. Diese liegt außerhalb der Stadt nach Morgen zu auf einem kleinen nur 100 Schritte entfernten Hügel. Ein großes Kloster erhebt sich über der heiligen Stelle, das von drei Confessionen der christlichen Kirche: von Griechen, Armeniern und Katholiken bewohnt wird, und drei Kirchen in sich faßt, in denen die einzelnen Parteien ihre Andacht verrichten. Das außerordentlich geräumige Gebäude ist wie eine Festung mit hohen und starken Mauern umgeben und nur ein enges, niedriges Pförtchen führt in einen geräumigen Vorhof. In demselben schreitet man durch eine kleine Pforte in die Hauptkirche, die, obwohl sie öfter



F. Doebel del. *Leipzig, d. Englische Kunst Anstalt* *A. H. Payne sc.*

1. KAPELLE ÜBER DER GEBURTSSTÄTTE CHRISTI.

2. RAHELS GRAB 3. BETHLEHEM 4. BERG THABOR 5. NAIN

zerstört und wieder aufgebaut wurde, dennoch unverkennbare Spuren ihres alten griechischen Ursprungs an sich trägt. Sie ist in Gestalt eines Kreuzes erbaut. In der großen Vorkirche stehen in vier Reihen 48 Säulen von weißem Marmor von 2 Fuß 4 Zoll durchschnittlicher Breite und 16 bis 18 Fuß Höhe. Da das Schiff der Kirche kein Gewölbe hat, so ruht der mit Blei gedeckte Dachstahl nur auf einem starken hölzernen Fries. Vierzig unter dem Dachstuhle angebrachte Fenster beleuchten das Hauptschiff der Kirche, das von dem Chore durch eine Mauer getrennt ist. Auf derselben erblickt man einige zertrümmerte Mosaikgemälde und Spuren andrer Malereien und Inschriften. Wendet man sich von da links durch eine kleine Pforte und geht dann rechts gerade aus, so kömmt man zu der Abtheilung, die sonst den Katholiken gehörte, aus der sie jedoch von den Griechen vertrieben und in eine eigne Kirche gewiesen worden sind, die weniger geräumig als diese, aber weit prachtvoller und mit Gemälden verziert ist. Ihre Hauptzierde ist eine vortreffliche Orgel. Von der oben erwähnten Abtheilung, die man die Katharinenkirche nennt, steigt man auf 25 engen nur spärlich beleuchteten Stufen in eine unterirdische Kapelle, in welcher die Franziskaner zuweilen Messe lesen. Von da 10 Schritte gerade aus führt ein kleiner Gang zur Grotte des heiligen Hieronymus, in welcher dieser berühmte Kirchenvater einen großen Theil seines Lebens zugebracht haben und auch darin begraben worden sein soll. Neben ihm sollen die Gebeine des heiligen Eusebius und die der heiligen Paula und ihrer Tochter Eustochia ruhen. Auf den Grabstätten der Letzteren liegen die in Wachs geformten, sich fast ganz gleich sehenden Bildnisse der Mutter und der Tochter. Geht man von hier aus wieder nach der unterirdischen Grotte zurück, so führen links fünf Stufen aufwärts zu einer vergitterten, mit einem Altare verzierten Grotte, in welcher die Körper der unschuldigen Kindlein begraben sind, welche Herodes hatte umbringen

lassen. Am Altare wird von den Franziskanern täglich das Lamm geopfert, für welches die unschuldigen Kindlein ihr Leben gelassen haben. Steigt man noch etliche Stufen aufwärts, so kommt man durch eine Thüre zu der Stelle, „wo der Stern oben über stand," der die drei Weisen aus Morgenland bis hierher leitete. Wir befinden uns in der heiligen, nicht genug zu verehrenden Grotte, wo der Weltheiland geboren wurde. Einige 40 Lampen, Geschenke christlicher Fürsten, brennen an dem Orte, von welchem das Licht aller Welt ausging, und zu dem das Licht des Tages nie eindringen kann. Diese Grotte, die eine Kirche bildet, ist 38 Fuß lang, 10 Fuß breit und 9 Fuß hoch. Die Wände sind mit Silber und Gold gestickten seidenen Gardinen bedeckt und der Fußboden mit köstlichem Marmor ausgelegt. Im Hintergrunde nach Osten zu ist die Stätte, wo Maria, die Tochter des Hauses David, den Weltheiland gebar. Sie ist mit Lampen beleuchtet und durch einen silbernen Stern in der Marmorplatte bezeichnet, welche die einfache Umschrift trägt:

„Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est."

(Hier ist Jesus Christus von der Jungfrau Maria geboren worden.)

Drei Fuß hoch über dieser Stelle an der Wand des Felsens steht eine auf zwei Säulen ruhende Marmortafel, die zum Altare dient. Unter dem Altare brennen in Form eines Halbmondes täglich neun Lampen, die von den Katholiken Abends, von den Griechen Morgens und von den Armeniern des Nachts unterhalten werden. Ein silbernes Gitter in Form einer strahlenden Sonne umschließt sie. Sechs Schritte weiter nach Süden, zwischen den beiden Stiegen, von denen die eine zur Kirche der Griechen, die andere zu der der Armenier führt, kommt man ebenfalls auf zwei Treppen, deren jede nur drei Stufen hat zur Krippe, die einen Fuß über dem Boden erhaben und mit Marmor überzogen ist. In einer von einer Marmorsäule gestützten Felsennische stehend, in welcher täglich 5 Lampen brennen,

zeigt sie den Ort an, wo auf Stroh gebettet der Herr des Himmels und der Erde lag, und man darf annehmen, daß weder der Stall, in welchem Jesus geboren wurde, noch die Krippe von ihrem ursprünglichen Platze hinweg gerückt sind. Einige Schritte von der Krippe zeigt ein Altar die Stelle an, wo die heiligen drei Könige die auf einem Steine sitzende Maria mit dem Jesuskinde anbeteten und ihr die Huldigungsgeschenke darbrachten. Die ganze Kirche zur Geburtsstätte des Heilands ist ein Gegenstand der zärtlichsten Verehrung, und wohl nirgend wird das Herz zu sanftern und andächtigern Gefühlen gestimmt, als hier. Sie besitzt einen Reichthum trefflicher Gemälde, welche die Geheimnisse der Menschwerdung, die Anbetung der Weisen, die Ankunft der Hirten und alle jene Wunder darstellen, die sich allda ereignet. Tag und Nacht dampft Weihrauch vor der Wiege des Welterlösers, und die Räume der Kirche tönen wieder von den Lobgesängen der auf ihren Knien liegenden Pilger aller christlichen Confessionen. Alles stimmt die Seele zu einer Begeisterung, die sich nur fühlen, aber nicht beschreiben läßt.

Als ich wieder in der den Lateinern angewiesenen Abtheilung des Klosters ankam, zeigte man mir ein verdorrtes Händchen von einem der durch Herodes erwürgten Kinder, das von den Mönchen sehr werth gehalten wird. Hierauf ging ich vor die Stadt nach dem Orte, wo die himmlischen Heerschaaren den Hirten die Geburt des Herrn verkündigten. Der Weg dahin führt eine halbe Stunde lang nach Osten zu durch ein mit Olivengärten angebautes Thal zu einer Höhle, der Grotte der Hirten. Auf zwanzig Stufen steigt man in dieselbe hinab; sie muß ehedem sehr schön gewesen sein, da man hie und da noch einige Spuren früherer Pracht bemerkt. Besonders sieht man noch auf dem Fußboden bunte, viereckige, einen halben Zoll starke Steine, mit denen er ausgelegt war, und findet auch noch einige halbverfallene Altäre. Oberhalb der Grotte steht eine alte etwa 80

Schritte in Quadrat haltende Mauer, die einen Haufen unordentlicher Ruinen umfaßt, das Dorf der Hirten, die die Stimme des Himmels vernahmen, als er ihnen die Geburt des Herrn enthüllte. Hier soll einer heiligen Sage nach der Urvater Abraham sich eine Hütte und dem Herrn einen Altar gebaut, hier soll Jakob, als er aus Mesopotamien zurückkehrte, mit seinen Heerden gewohnt, und hier der Knabe David die Schafe seines Vaters gehütet haben.

Die Umgegend Bethlehems bot außer einigen unbedeutenden Trümmern weiter nichts Merkwürdiges mehr, und ich kehrte mit den Priestern, die mich begleiteten, wieder in das Kloster zurück. Wir kamen an einem Fellah vorüber, der mit einem Kameele seinen Acker pflügte, der einzige arbeitende Mensch auf dem ganzen Felde. Das Thier zog den plumpen Pflug eben so geduldig wie unsre Ochsen. Ein Paar hundert Schritte hinter dem Kloster führten mich die freundlichen Mönche zur Milchgrotte, einer sonst kleinen, jetzt aber ziemlich geräumigen Felsenhöhle, in welcher sich die heilige Jungfrau kurz vor der Flucht nach Aegypten mit dem Jesusknaben verborgen und ihn darin gesäugt haben soll. Bei diesem süßen Geschäfte sollen einige Tropfen Milch auf den Felsen gefallen sein und diesen erweicht und weiß gefärbt haben. Und in der That sind die schmutzigweißen Kalksteine sehr mürbe, so daß man Stücken abbrechen und sie zu Staub zerreiben kann. Dieser soll ein bewährtes Arzneimittel für gebärende und säugende Mütter sein, und nicht nur die Frauen der griechischen, russischen, armenischen und andrer Pilger, sondern auch die der Türken und Araber, setzen in ihren Nöthen ein großes Vertrauen in dasselbe. Dieser Aberglaube hat denn im Laufe der Zeit die Erweiterung der Höhle veranlaßt. In dieser Grotte steht ein aus Felsen gehauener Altar, an welchem die Franziskaner häufig Messe lesen.

Seitdem habe ich während meines Aufenthaltes in Jerusalem

die Geburtsstätte des Heilandes zu verschiedenen Malen besucht und bei meinem letzten Dortsein ein von dem Guardian des Klosters, Franziskus Guell, verfaßtes und meine Anwesenheit an dem heiligen Orte beglaubigendes Zeugniß erhalten, das ich noch als theueres Andenken unter meinen Schriften bewahre*).

Von Bethlehem aus wanderte ich mit einem der italienischen Sprache kundigen Begleiter nach dem Geburtsorte des Vorläufers Christi, St. Johann in der Wüste. Er liegt westlich von Bethlehem, ist ebenfalls nur zwei Stunden von Jerusalem entfernt und bildet mit diesen beiden Städten ein gleichseitiges Dreieck. Der Weg dahin führte an Rebenhügeln, Olivenanpflanzungen und herrlich blühenden und duftenden Rosengärten vorbei. Links von der Straße erreichten wir bald den sogenannten Lustgarten Salomos, einen Haufen großartiger Ruinen, die mit einer 16 Fuß hohen Mauer umgeben sind. Wir traten durch die offene Pforte in ein Labyrinth verfallener Hallen und Gemächer, in denen man noch die Spuren ehemaliger Pracht und Herrlichkeit erblickt. Diese Ruinen fesselten uns nicht lange. Aber wir fanden die Pforte, durch die wir eingegangen waren, verschlossen, und ein andrer Ausgang schien nicht vorhanden. So weit wir in dem großen Raume umherblickten, kein menschliches Wesen war zu erspähen, und die Mauern starrten viel zu hoch empor, als daß wir hätten wagen können, sie zu übersteigen. Wir durchirrten die Ruinen noch einmal; an einigen Stellen gewahrten wir Spuren von Feuer, das unlängst hier gebrannt hatte. Nach langem Suchen kamen wir an eine armselige, mehr unter als über der Erde erbaute Hütte, in welcher ein altes Weib saß, das bei unserm Eintritte erschrocken in die Höhe fuhr. Ich versprach ihr in arabischer Sprache ein Trinkgeld, wenn sie uns die Pforte öffne. Sie läugnete,

---

*) Siehe Beilage Nr. 4.

und unscheinbar. Aber der Baum ersetzt durch seine guten Eigenschaften, was ihm an Schönheit abgeht. Die länglichen Früchte, die sich bei ihrer Reife gegen den Herbst schwarz färben, erreichen die Größe einer großen Kirsche, und aus ihnen preßt man das Baumöl, das im Orient anstatt des Schmalzes oder der Butter an die Speisen gethan und auch als Brennstoff verwendet wird. Nicht selten genießt man auch die Früchte mit Salz und Pfeffer eingemacht, eine sehr gesunde Speise, die den verschiedenen christlichen Sekten im Oriente während ihrer oft 30 bis 40 tägigen Fasten allein zur Nahrung dient. Das Holz des Oelbaumes hat herrliche Masern und läßt sich, eine sehr feine Politur annehmend, zu den schönsten Meublen verwenden. Kein Baum verdient den Beinamen „unsterblich“ so sehr, wie der Oelbaum, denn haut man den Stamm ab, so sprossen bald neben dem alten Stocke neue Schößlinge aus den Wurzeln, die in einigen Jahren wiederum zu starken Bäumen werden. An den judäischen Bergen sind die Oelbäume der Reihe nach gepflanzt; die in der Nähe des Klosters erheben sich auf Terrassen übereinander, so daß sich in den 14 bis 16 Fuß breiten Zwischenräumen, die, von 7 bis 8 Fuß hohen Mauern gebildet, bis zum Gipfel des Berges aufsteigen, die Erde sammelt, in welcher die Bäume wurzeln.

Von einem der Gipfel der judäischen Berge blickt südlich eine Bergruine herab, die aus den Zeiten der Philister herrühren soll. Nördlich fällt der Blick auf ein anmuthiges angebautes Thal, welches der Eichgrund sein soll, in welchem Saul mit seinem Heere gegen die Philister zog. Diese standen gegen Abend „auf einem Berge jenseits zwischen Socho und Aseka am Ende Damim, die Israeliten auf einem Berge disseits, also daß ein Thal zwischen ihnen war*).“ Dieses ist von einem Bache, den mir der Priester „Dorrente“ nannte

*) 1 Samuel 17, 1. 2.

durchschnitten, und aus ihm steckte David die fünf glatten Steine in seine Hirtentasche, mit denen er den prahlenden Riesen Goliath zu Boden schleuderte. Der Schauplatz dieses merkwürdigen Kampfes ist in diesem Thale zu suchen.

Weiter im nördlichen Hintergrunde der judäischen Gebirge bezeichnete mir der Priester ein hervorragendes Berghaupt als den Berg der Makkabäer, wo die Gebeine vieler jener Helden liegen sollen, die Judäa vom Joche Syriens befreiten. Von diesem Berge herab soll Gott dem Erzvater Noah den Befehl ertheilt haben, die Arche zu bauen und Alles was auf Erden kreucht und fleugt hinein zu thun, als er die verdorbene Welt mit der Sündfluth strafen wollte. Außer der schon erwähnten Burg starren von den Gipfeln der Berge noch mehrere Ruinen herab, die sicherlich aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren.

Als mir nun der Priester alle denkwürdigen Plätze der Umgegend von der Terrasse aus genannt und gezeigt hatte, führte er mich in die in Kreuzesform erbaute, mit Marmor ausgelegte und mit drei Altären und vielen werthvollen Gemälden geschmückte Kirche, in der sich jedoch, wie in allen Kirchen des Orients, weder Stühle noch Bänke befinden, weil die Betenden mehr beim Gottesdienste knien, als sitzen und stehen. An der linken Seite der 36 Fuß langen und 24 Fuß breiten Kirche führen durch ein vergoldetes Gitter etwa 12 Stufen in eine Grotte zur Geburtsstätte Johann des Täufers. Sie ist mit schwarzen und weißen Marmortafeln ausgelegt, mit gold- und silbergestickten Seidenvorhängen überdeckt und durch mehrere Lampen beleuchtet. Ein Stern bezeichnet die Geburtsstätte und darüber über einer Felsennische steht auf einer verzierten Marmortafel die Umschrift:

„Hic praecursor Domini natus est.“

(Hier ist der Vorläufer des Herrn geboren worden).

und unscheinbar. Aber der Baum ersetzt durch seine guten Eigenschaften, was ihm an Schönheit abgeht. Die länglichen Früchte, die sich bei ihrer Reife gegen den Herbst schwarz färben, erreichen die Größe einer großen Kirsche, und aus ihnen preßt man das Baumöl, das im Orient anstatt des Schmalzes oder der Butter an die Speisen gethan und auch als Brennstoff verwendet wird. Nicht selten genießt man auch die Früchte mit Salz und Pfeffer eingemacht, eine sehr gesunde Speise, die den verschiedenen christlichen Sekten im Oriente während ihrer oft 30 bis 40 tägigen Fasten allein zur Nahrung dient. Das Holz des Oelbaumes hat herrliche Masern und läßt sich, eine sehr feine Politur annehmend, zu den schönsten Meublen verwenden. Kein Baum verdient den Beinamen „unsterblich“ so sehr, wie der Oelbaum, denn haut man den Stamm ab, so sprossen bald neben dem alten Stocke neue Schößlinge aus den Wurzeln, die in einigen Jahren wiederum zu starken Bäumen werden. An den judäischen Bergen sind die Oelbäume der Reihe nach gepflanzt; die in der Nähe des Klosters erheben sich auf Terrassen übereinander, so daß sich in den 14 bis 16 Fuß breiten Zwischenräumen, die, von 7 bis 8 Fuß hohen Mauern gebildet, bis zum Gipfel des Berges aufsteigen, die Erde sammelt, in welcher die Bäume wurzeln.

Von einem der Gipfel der judäischen Berge blickt südlich eine Bergruine herab, die aus den Zeiten der Philister herrühren soll. Nördlich fällt der Blick auf ein anmuthiges angebautes Thal, welches der Eichgrund sein soll, in welchem Saul mit seinem Heere gegen die Philister zog. Diese standen gegen Abend „auf einem Berge jenseits zwischen Socho und Aseka am Ende Damim, die Israeliten auf einem Berge diesseits, also daß ein Thal zwischen ihnen war *).“ Dieses ist von einem Bache, den mir der Priester „Dorrente“ nannte

*) 1 Samuel 17, 1. 2.

durchschnitten, und aus ihm steckte David die fünf glatten Steine in seine Hirtentasche, mit denen er den prahlenden Riesen Goliath zu Boden schleuderte. Der Schauplatz dieses merkwürdigen Kampfes ist in diesem Thale zu suchen.

Weiter im nördlichen Hintergrunde der judäischen Gebirge bezeichnete mir der Priester ein hervorragendes Berghaupt als den Berg der Makkabäer, wo die Gebeine vieler jener Helden liegen sollen, die Judäa vom Joche Syriens befreiten. Von diesem Berge herab soll Gott dem Erzvater Noah den Befehl ertheilt haben, die Arche zu bauen und Alles was auf Erden kreucht und fleugt hinein zu thun, als er die verdorbene Welt mit der Sündfluth strafen wollte. Außer der schon erwähnten Burg starren von den Gipfeln der Berge noch mehrere Ruinen herab, die sicherlich aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren.

Als mir nun der Priester alle denkwürdigen Plätze der Umgegend von der Terrasse aus genannt und gezeigt hatte, führte er mich in die in Kreuzesform erbaute, mit Marmor ausgelegte und mit drei Altären und vielen werthvollen Gemälden geschmückte Kirche, in der sich jedoch, wie in allen Kirchen des Orients, weder Stühle noch Bänke befinden, weil die Betenden mehr beim Gottesdienste knien, als sitzen und stehen. An der linken Seite der 36 Fuß langen und 24 Fuß breiten Kirche führen durch ein vergoldetes Gitter etwa 12 Stufen in eine Grotte zur Geburtsstätte Johann des Täufers. Sie ist mit schwarzen und weißen Marmortafeln ausgelegt, mit gold- und silbergestickten Seidenvorhängen überdeckt und durch mehrere Lampen beleuchtet. Ein Stern bezeichnet die Geburtsstätte und darüber über einer Felsennische steht auf einer verzierten Marmortafel die Umschrift:

„Hic praecursor Domini natus est."

(Hier ist der Vorläufer des Herrn geboren worden).

Am nächsten Morgen machte ich einen Ausflug in die drei Stunden östlich von St. Johann entlegene Wüste, in welcher Johannes sieben Jahre lang in Demuth und Buße lebte. Der Weg führte mich zunächst an dem Orte vorüber, der unter dem Namen: der Ort der Heimsuchung bekannt ist. Die Ruinen eines von der heiligen Helena erbauten Klosters bezeichnen die Stelle, wo das „Landhaus des Zacharias“ stand, in welchem Maria ihre Freundin Elisabeth besuchte. Unter diesem verfallenen Gebäude, das am Fuße eines Berges liegt und theilweise in den Felsen gehauen ist, sieht man eine offene Kapelle mit einem aus Steinen roh zusammengefügten Altar, der den Ort bezeichnet, wo die beiden Freundinnen zusammentrafen, und an welchem alle Jahre von den Klostergeistlichen am Tage der Heimsuchung Messe gelesen wird. Unter dem eigentlichen Hause des Zacharias aber, das an der rechten Seite der Straße liegt, befindet sich ein schöner von dem Gebirge geleiteter Brunnen, an welchem viele arabische Frauen standen und Wasser schöpften, und in großen irdenen Krügen auf dem Kopfe nach Hause trugen. Ich wollte mit ihnen ein Gespräch anknüpfen, aber sie verhüllten entweder mit ihrem Kopftuche oder mit der Hand das Gesicht, und sahen mich durch die Finger an, ohne mir Rede zu stehen. Ich erreichte die Wüste in etwa einer Stunde. Sie ist nicht so öde und unfruchtbar, wie die arabische, die ich durchzogen, und von den Abhängen der sie umgebenden Berge blicken einige Dörfer herab. An einem solchen Felsenabhange fast in der Mitte desselben befindet sich die Grotte des Täufers, die durch Menschenhand in den Felsen gearbeitet zu sein scheint. Denn der Felsen, welcher über sie herabhängt, reicht hin und wieder bis zur Erde herab und bildet auf diese Weise natürliche Säulen, die die Decke tragen. Sie ist ungefähr 12 Fuß lang und 8 Fuß breit, und im Innern an der nördlichen Felswand entspringt eine Quelle, die sich vor der Grotte zwischen Felsen sam-

weilt und ein so tiefes und breites Bett bildet, daß man sich bequem darin baden kann. Aus diesem Bette fließt sie in den Bach Dorrente, der am Fuße des Berges von Abend nach Morgen sich hinzieht und sich endlich in das todte Meer ergießt.

Ich genoß einige Augenblicke der herrlichen Aussicht, die man von hier aus hat, und wollte endlich dem Bache nach in den Eichgrund oder das Terebinthenthal gehen, aber der Führer, den mir die Mönche mitgegeben, weigerte sich hartnäckig, mir dahin zu folgen, weil er sich vor den Räubern fürchtete, die darin hausen sollten. Als er durchaus nicht zu bewegen war, schickte ich ihn ins Kloster zurück, und er eilte hastig von dannen. Ich aber schritt ohne Furcht den Berg hinab und stand bald am Bache, aus welchem ich einige kleine röthliche Steine zum Andenken mit mir nahm, und dann seinem Laufe nachging. Nach kurzer Zeit wandelte ich in dem 600 Fuß im Umfange haltenden Terebinthenthale, das seinen Namen von den vielen Terebinten (Terpentinbäumen) hat, die darin wachsen, dem Schauplatze des Kampfes zwischen dem großen Goliath und dem kleinen David. Das Erdreich dieses Thales ist fruchtbar, und die rings sich hinziehenden Berge prangen im Schmucke herrlicher Oliven-, Granat- und Feigenbäume. Furchtlos verweilte ich einige Augenblicke in der über dem Thale liegenden Todtenstille, und kehrte dann durch eine Furth des Baches wohlbehalten nach dem Kloster zurück. Staunend empfingen mich die Mönche und mit drohend aufgehobenem Finger sagte der Guardian: „Noch keiner der Fremden, die uns besuchten, hat sein Leben so gering geachtet, wie Sie." Und ich antwortete: „Ich habe auf den vertraut, der den Knaben David schützte, als er ohne Rüstung, aber im Namen des Herrn Zebaoth seinem furchbaren Feinde entgegen ging, und er hat mich wohl geführt."

Am Nachmittage desselben Tages trafen drei Polen im Kloster

ein, die nach der Revolution aus ihrem Vaterlande geflohen waren und nun heimathlos über die Erde irrten. Sie waren der deutschen Sprache mächtig und auch einer derselben in der italienischen nicht unbewandert. Als wir nun Abends zu Tische saßen und uns an den verschiedenen wohl zubereiteten Fastenspeisen labten und des Weines nicht schonten, verlangte einer der Polen, der seiner Uniform nach unter einem Jägerregimente gestanden hatte, mit barscher Stimme Fleisch, Butter u. dergl. Aber sogleich verwies ihm ein Aelterer seiner Genossen, seinen Orden nach zu schließen, ein Kapitän, die unartigen Forderungen, indem er ihn bedeutete, daß er nicht in Feindes Lande, sondern in einem friedlichen Kloster sei, das Alles darbiete, was es habe, ohne eine Vergeltung dafür zu fordern. Und der Jäger schwieg beschämt und suchte noch früher als wir sein Nachtlager.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen kehrte ich am nächsten Morgen mit einem vom Guardian beglaubigten Zeugnisse meiner Anwesenheit nach Jerusalem zurück. *) Der Weg führte anfänglich durch lachende Weinberge und Berggärten bergauf, war aber mit scharfen Kieselsteinen so bedeckt, daß ich nur mühsam darauf fortkommen konnte. Nach einer guten Viertelstunde zog er sich zwischen Bergen hindurch in ein langes, schönes Thal und darin zu einem den Georgiern gehörigen Kloster: Zum heiligen Kreuz genannt, welches hohe, mit ziemlich verblichenen Malereien bedeckte Mauern umgeben. Der Sage nach ist dieses Kloster an der Stelle erbaut, wo der Baum stand, aus welchem das Kreuz des Heilands gezimmert wurde. Die kurze Strecke nach der Stadt war bald erreicht und wohlgemuth langte ich in meiner Zelle in der Casa nuova, und von den Mönchen herzlich begrüßt, wieder an.

Die noch wenigen Tage meines Aufenthaltes benutzte ich, die in

---

*) Beilage 5.

und außer der Stadt gelegenen heiligen Stätten zu wiederholten malen zu besuchen und vorzüglich den Oelberg zu besteigen, um mich an seiner umfassenden Aussicht zu ergötzen. Einen Versuch, in den Vorhof des Tempels Salomos zu dringen, um die Omars Moschee zu besehen, hätte ich beinahe mit dem Leben gebüßt. Vorsichtig war ich durch das Thor des Vorhofes eingetreten und wollte eben, um genau berichtet zu werden, die arabische Wache fragen, als diese meiner Frage mit Steinwürfen zuvorkam und mich auf solche Weise, daß mir oft die Steine um den Kopf sausten, durch die kleine daran stoßende Straße verfolgte. Athemlos kam ich in dem Kloster wieder an, wo mir die Mönche, denen ich meinen Vorfall erzählte, sagten, daß ich nicht der erste sei, dem es so ergangen, daß ich aber noch gut davon gekommen sei. Noch an demselben Tage kaufte ich mir Proviant für die Weiterreise, brachte mein Gepäck in Ordnung und miethete mir einen Führer mit einem Esel, um dasselbe bequem fortbringen zu können, und verließ am andern Morgen 8 Uhr — es war an einem Sonnabende, den 5. April 1834 — die heilige Stadt. Ich hatte in ihr und ihren Umgebungen 21 genußselige Tage verlebt.

Ich habe es in meiner Darstellung soviel wie möglich vermieden, von meiner Person und meinen Gefühlen an den hochheiligen Orten zu reden; ich würde mich oft haben wiederholen müssen. Denn es waren die reinsten Gefühle hoher Andacht und Gottesverehrung, die mein Herz durchglühten, es waren gottinnige Gedanken und Betrachtungen, die mich fort und fort belebten. Wer an diesen Stätten eines unreinen Gedankens fähig wäre, müßte ein verstockter Bösewicht sein. Mit diesen Gefühlen haben sich meine Knie vor der Krippe gebeugt, in welcher der Erlöser als neugebornes Kind gelegen, hat mein Mund den Steinsarg geküßt, der ihn als Leiche geborgen. Ich war stets ganz und gar durchdrungen von der hohen Bedeutung der Orte, die mein Fuß betrat.

Ich gedachte nach Alexandrien zurückzukehren, und mein Weg führte zunächst nach Rama oder Ramla, aber die Straße dahin, die Ibrahim Pascha eben in gangbaren Stand setzen ließ, war wegen der vielen Schluchten und Felsenvorsprüngen zum Gehen wie zum Reiten gleich gefährlich und beschwerlich und fing erst bei dem genannten Städtchen etwas ebener und bequemer zu werden an.

Rama ist 5 Meilen von Jerusalem entfernt und hat eine herrliche Lage, ist aber schlecht gebaut. Die Häuser gleichen großen Lehmhütten, und die Straßen sind so abscheulich, daß man, wenn es regnet, in den Schmutz derselben bis an die Knie versinkt. Von einer sonst ziemlich bedeutenden Stadt ist es zu einem ärmlichen Dorfe mit nur 400 Einwohnern herabgesunken. Gleich bei meinem Eintritte suchte ich das daselbst befindliche Franziskanerkloster auf und nahm darin mein Nachtquartier, weil man in demselben das sicherste und bequemste Obdach findet. In der Frühe des andern Morgens wechselte ich meinen Führer mit einem andern und trat mit diesem den Weg nach dem 3 Meilen von hier entfernten Jaffa an. Diese Stadt, das alte Joppe, liegt amphitheatralisch an einem zum Ufer des mittelländischen Meeres gehörigen Berge, und ist nach der Ebene zu wohl eine Stunde weit mit den herrlichsten Oelbaum-, Citronen-, Pomeranzen-, Granatapfel-, Feigen-, Dattel- und Mandelgärten umgeben, die, aus der Ferne gesehen, einem prächtigen Walde gleichen. Welch eine Fülle der edelsten Südfrüchte findet man hier und so billig, daß man 20 bis 25 Stück der herrlichsten Apfelsinen für einen Groschen kauft! Die befestigte mit einem Kastell gekrönte Stadt gilt für einen der ältesten Plätze der Welt, da sie der Sage nach von einem Sohne Noahs gegründet worden ist. Hier soll auch Noah nach der Sündfluth seine Tage in Ruhe beschlossen und hier der Prophet Jonas sich zu Schiffe gesetzt haben, als er vor dem Angesichte des Herrn flüchtete, um der Stadt Ninive Buße zu predigen. Hier

landeten die Schiffe aus Tyrus, welche das Cedernholz und den Marmor zum Tempelbau Salomos herbeibrachten, und hier predigte der Apostel Petrus das Evangelium und erweckte die Tabea vom Tode. Die Einwohner dieser in alter und neuer Zeit berühmten Stadt, deren Anzahl sich auf 7000, theils Christen, theils Muhamedaner, beläuft, treiben einen ansehnlichen Handel mit den verschiedenen Producten ihres Landes, das, fruchtbar und gut angebaut, alle Sorten von Süd- und andern Früchten und außerdem noch Mais, Dura, Gerste, Bohnen, Linsen, Erbsen u. s. w., und verschiedene Sorten trefflicher Melonen liefert. Das gute Erdreich der Felder belohnt die Mühe des Landmanns bedeutend, Weide und Futter für Rinder, Kameele, Esel, Pferde und Schafe findet sich im Ueberfluß. Dieser Länderstrich ist einer der fruchtbarsten Palästinas, das selbst zu den fruchtbarsten Ländern der Erde gehört. Und noch bis auf den heutigen Tag sieht man die Merkmale von dem Fleiße der Juden, die dieses Land urbar machten. Sie lasen die Steine auf, setzten sie reihenweise wie Mauern aufeinander, hielten dadurch das Erdreich in Terrassen zusammen und zogen das schönste Getreide der verschiedensten Arten. Indessen steht die frühere Fruchtbarkeit des Bodens zu der jetzigen in keinem Verhältniß mehr. Das Land seufzt gegenwärtig unter dem Druck türkischer Despotie, und ein Sprüchwort sagt: „Wohin der Fuß eines Osmanlis tritt, da wächst kein Gras wieder.“

Am 7. April Nachmittags 1 Uhr traf ich in Jaffa ein, und da es daselbst keine öffentliche Herberge gab, so wurde ich zum österreichischen Consul gewiesen, von dem ich ein Quartier und auch nähere Auskunft über meine Weiterreise erhalten würde. Ich begab mich zu dem alten äußerst höflichen und freundlichen Mann, der sich, wie mir schien, für jeden Europäer interessirte; ich war aber bei meinem Eintritt nicht wenig erstaunt über die possirliche Kleidung des alten Herrn. Sie war weder europäisch, noch orientalisch, viel-

mehr ein Gemisch verschiedener Volkstrachten. Ein blauseidener Kaftan umschloß seinen schmächtigen Leib und wurde an den Hüften von einem rothen Gürtel oder Shawl zusammengehalten, um seine Beine schlotterte eine schmutzigweiße, auf europäische Manier zugeschnittene Hose, und seine Füße staken in bunten Pantoffeln. Das freundliche Gesicht beschattete ein ziemlich großer Schnurrbart, das Haupt war, wie das eines Türken, glatt rasirt, und darauf balancirte ein altväterischer großer, mit Federn und Treffen besetzter Dreimaster aus der Zeit Friedrichs des Großen. So sonderbar und lachenerregend das Aussehn dieses Mannes war, so lieblich und herzgewinnend war seine Rede. Sogleich empfahl er mich an das Kloster der spanischen Franciskaner, und ertheilte mir die Nachricht, daß ein nach Alexandrien bestimmtes Schiff segelfertig im Hafen liege, aber erst in fünf Tagen dahin abgehen werde, da seine Fracht noch nicht vollständig sei. Sodann ließ er mich nach meiner Wohnung begleiten. Ich wurde von den spanischen Mönchen mit ernster Höflichkeit empfangen und während der 5 Tage meines Aufenthaltes anständig bewirthet. Während der Zeit, in welcher ich einige Ausflüge in die fruchtbaren Auen der Umgegend oder in das bunte Gewirre des Hafens machte, langten noch zwei italienische Kaufleute im Kloster an, die, in Smyrna wohnhaft, aus Jerusalem kamen und auf demselben Schiffe mit mir nach Alexandrien zu reisen gedachten.

Der 12. April war zur Abreise bestimmt, und am Morgen desselben Tages begaben wir uns, die beiden Kaufleute und ich, in die Wohnung des Herrn Francesco Damiani, so hieß der österreichische aus der Levante gebürtige Consul mit dem dreieckigen preußischen Hute. In seinem Bureau saßen seine beiden Söhne auf einem am Boden ausgebreiteten Teppiche und schrieben ohne Tisch und Stuhl aus freier Hand. Der eine lebte dem Andern um drei Tage voraus, denn dieser bemerkte in meinem Wanderbuche den 12. April, während

jener in dem Passe der Kaufleute den 15. einschrieb, und mich wunderte nur, daß sie in der Jahreszahl übereinstimmten. Um 5 Uhr Abends gingen wir, oder wurden vielmehr von halbnackten Arabern zu dem Boote getragen, das uns zu dem wegen der vielen Klippen fern vom Hafen liegenden Schiffe brachte. Die Gesellschaft bestand außer der Mannschaft, den beiden Kaufleuten und mir, in einem alten Türken und seinem Bedienten, einem Knaben von 13 Jahren, mit dem er in einem sehr zweideutigen Verhältnisse zu stehen schien, und einem Mohren, einem in Aegypten ansässigen Handelsmanne. Gleich nach unsrer Ankunft lichtete der palästinische Kauffahrer die Anker. Mit Thränen im Auge winkte ich dem gelobten Lande noch einen Abschiedsgruß zu, dessen Küsten uns bald im Abendnebel verschwanden, und ich lebte fortan nur noch in der Erinnerung dessen, was mein Auge daselbst geschaut hatte.

Abermaliger Aufenthalt in Aegypten.

Meerfahrt. — Kampf des Nilwassers mit dem Meerwasser. — Festsitzen auf einer Sandbank. — Strenges Examen. — Verzweifelte Widersetzlichkeit des Mohren. — Schauderhafter Aufenthalt im Quarantänehause. — Neue Einrichtung meines Geschäfts. — Nothwendigkeit des Badens. — Tod eines badenden Soldaten durch ein Seeungeheuer. — Die Schlachtbank. — Speculation der gemeinen Frauen auf Koth. — Schreckliche Armuth der untern Volksklassen. — Bettelkinder. — Eselstreiber. — Das Reiten auf Eseln. — Ausfahren des Vicekönigs. — Ausfahren und Reiten der Frauen des Pascha. — Die Posten in Aegypten. — Nothwendiger Besitz einer Laterne. — Strenge Strafen. — Rache des Vicekönigs an seinem grausamen Schwiegersohne. — Straßenpolizei. — Die Körperbildung der Aegypter. — Die Kinder der Armen und die der Reichen. — Die Kleidung der Aegypter. — Die Lebensart der Aegypter. — Die Frauen. — Einfachheit des Handels. — Große Bequemlichkeit im häuslichen und öffentlichen Verkehr. — Unreinlichkeit. — Garküchen. — Unanständige Oeffentlichkeit. — Große Wohlfeilheit der Lebensmittel. — Die geschlechtlichen Verhältnisse. — Die Alme. — Ein deutscher mit einer Negerin verheiratheter Schlosser. — Schwarze Sklavinnen. — Schließung der Ehe. — Hochzeitsgebräuche. — Die Beschneidung. — Dürftige Geistesbildung. — Begräbniß-Ceremonien. — Kaffeehäuser. — Begrüßung. — Bäder und Badehäuser. — Jagd. — Aerzte und Chirurgen. — Blindheit. — Eine merkwürdige Kur in Bethlehem. — Betrügereien deutscher Quacksalber. — Das Trinkwasser. — Die Milch. — Der Nil.

— Das große Nilfest. — Aussaat und Ernte. — Die Feldfrüchte. — Künstliche Bewässerung. — Kleefelder. — Der Reis. — Die Baumwolle. — Das Zuckerrohr. — Der Kaffeebaum. — Der Weinstock. — Die Dattelpalme. — Der Granatapfelbaum. — Der Paradiesapfel. — Der gemeine Feigenbaum. — Der Pharaonis-Feigenbaum. — Der indische Feigenbaum. — Die Akazie. — Aegyptens vegetativer Reichthum. — Die Religion der Muhamedaner. — Der Fatalismus. — Sekten der Muhamedaner.

Während der ersten fünf Tage ging unsre Fahrt ruhig und glücklich von statten, am sechsten aber, an welchem wir die Mündung des einen Nilarmes bei Rosette zu passiren glaubten, wurden wir in der Nacht so weit zurück verschlagen, daß wir erst am folgenden Tage die Stelle erreichten. Ein merkwürdiges Schauspiel bot sich hier in dem Kampfe der Wellen des Nils mit denen des Meeres meinen Augen dar. Die blaue salzige Meerfluth schien sich gegen das süße, trübe Nilwasser zu vertheidigen, welches letztere, specifisch leichter als jenes, ungeheuere Wogen aufthürmte und erst drei Meilen vom Lande, immer bekämpft, seine schmutzige Farbe mit dem hellen, durchsichtigen Blau der Meeresfläche vereinigte.

Am achten Tage unsrer Abfahrt aus Palästina, den 23. April, erblickten wir die sandige Küste Alexandriens, und bald saßen wir vor dem klippenreichen Hafen auf einer Sandbank, da der Kapitän des Schiffes das Geld für einen Piloten sparen wollte und sich selbst klug genug dünkte, jene gefährlichen Stellen vermeiden zu können. Wir wären sicherlich verloren gewesen, wenn nicht ein Lootse ungerufen erschienen wäre und uns in den Hafen bugsirt hätte, woselbst der Kapitän seine unzeitige Sparsamkeit doppelt büßen mußte. Nun wurden sogleich die Anker ausgeworfen, und kaum war dies geschehen, als ein Guardian oder Wächter auf unserm Schiffe erschien, um die Schiffsmannschaft und die Passagiere

zu zählen. Ein jeder wurde nach seinem Namen, nach seiner Heimath, nach dem Zwecke seiner Reise, nach seinem Handwerk und nach hundert andern Dingen gefragt, und alles sorgfältig in ein Buch eingetragen, einem jedem die Pässe, Wanderbücher und sonstige Papiere mit einer Art Feuerzange abgenommen und in ein hölzernes Gefäß zum Räuchern gethan. Das Gesundheitszeugniß, welches mir der Consul von Jaffa ausgestellt hatte, fand von Seiten des Wächters nicht die mindeste Berücksichtigung, und ich und die beiden italienischen Kaufleute nebst allem unsern Gepäcke wurden in eine Barke gesetzt, um nach dem Contumazhause gebracht zu werden. Mit uns Europäern wurde der Guardian auf diese Weise bald fertig, nicht so mit dem Afrikaner. Der Schwarze sträubte sich, dem Befehl Folge zu leisten, und als ihn die neun Matrosen sammt dem Kapitän mit Gewalt fortschleppen wollten, hieb er mit seiner fürchterlichen Kraft so unter sie, daß bald keiner vor Blut mehr aus den Augen sehen konnte. Zehn Männer mußten ihm weichen. So blieb er denn mit seinen Gegnern allein auf dem Schiffe, woselbst er nur 20 Tage Quarantaine hatte, während wir im Contumazhause 21 Tage abhalten mußten. Am Ufer gelandet, wurden wir wie Verbrecher hinter der Stadt hinweg nach dem Contumazhause gebracht, wo sogleich ein zweites Verhör über das Woher und Wohin mit uns angestellt wurde. Sodann wurden uns zwei Zimmer angewiesen, das eine für die Kaufleute, das andre für mich; aber o Himmel, was waren das für abscheuliche Löcher! Vergebens suchte das Auge nach einem Tische, nach einem Stuhle, nach einem Fenster, und die schmutzige Erde des Fußbodens war uns als Bett angewiesen. In diesem meinem Elende hatte ich wenigstens den leidigen Trost, daß viele Andre ein gleiches Schicksal mit mir theilten, und ich pries mich noch glücklich in meinem Zimmer, als ich die daran gränzenden Schweinställe erblickte, die mit arabischen und türkischen, schwarzen

und weißen Soldatenweibern so angefüllt waren, daß man in der von ihnen ausgehenden stickenden Atmosphäre leicht die Pest hätte bekommen können. Zwar wachte ein Guardian über die Reinlichkeit und Ordnung des Hauses, und wie er darüber wachte, davon gab der 6 Fuß breite und 30 Fuß lange Gang vor den Zimmern an jedem Morgen ein schreckliches Zeugniß. Eben so nachlässig war er in Befolgung der Regel, daß keiner der später Angekommenen mit einem früher Dagewesenen in Berührung komme. Freilich hätte auf diese Weise der Wächter den ganzen Tag über in dem Gange stehen müssen. Derselbe war aus Vorsicht, damit keiner daran denke, zu entspringen, beständig verschlossen, aber auch ohne dies würde es keiner gewagt haben, indem jeden Flüchtling ohne weiteres Urtheil der Tod trifft. O wenn doch der, welcher die Idee zu solchen Contumazanstalten ins Leben rief, drei Tage in einem solchen Kerker den Vorschmack der Hölle kostete, er würde wie ich ausrufen: „Lieber zehnmal die Schrecken der Pest, als nur einmal das Elend der Quarantaine!“ Wie mir erging es den beiden italienischen Kaufleuten aus Smyrna, die ihre Neugierde, Alexandrien zu sehen, verwünschten, da sie dieselbe so schwer büßen mußten. Am behaglichsten in diesen unsaubern elenden Räumen befanden sich die Negerfrauen, die aus Syrien, wo ihre Männer unter den Waffen standen, in ihre Heimath zurückkehren wollten. An den unerträglichen Gestank gewöhnt, den sie fortwährend ausdünsten, verschlägt es ihnen wenig, ob sie 14 Tage auf einer Stelle liegen, wenn sie nur der Ruhe pflegen können und das Nöthige zu ihrem Lebensunterhalt bekommen. Ich und meine Reisegefährten mußten denselben aus unsern Beuteln bestreiten, allein da das Eingekaufte erst durch drei bis vier Hände ging, ehe es zu uns gelangte, so erhielten wir natürlich auch nur den dritten oder vierten Theil davon, der kaum hinlänglich war, unsern Hunger zu stillen. Endlich, ach endlich! war der zwanzigste Tag vorüber. Die

beiden Kaufleute hatten einige Musikanten bestellt, um den letzten Abend bei Gesang und Tanz zu feiern, und beide waren, trotz ihrer Jahre, doch recht fröhlich. Der Morgen des 14. Mai, der uns der schweren Haft entließ, wurde von uns mit Jubel begrüßt, und ich athmete tief auf, als mich die freie frische Luft wieder umfing. Unter allen schlimmen Abenteuern, die ich erlebte, soll mir der Aufenthalt in diesem fürchterlichen Hause ewig unvergeßlich bleiben!

Ich nahm meine Wohnung wieder im Hause des aus Darmstadt gebürtigen Tischlers Georg Müller, bei dem ich früher schon gewohnt hatte, und richtete mir daselbst eine Werkstätte ein. Doch betrieb ich mein Geschäft nicht wieder in Compagnie, sondern auf alleinige Rechnung, und bald war ich mit Arbeit so gesegnet, daß ich die Nächte zu Hülfe nehmen mußte. Dennoch badete ich mich an jedem Abend und jedem Morgen im nahen Meere und fühlte mich nach jedem Bade gesunder und kräftiger an Körper und Geist. Eine solche Erfrischung ist in jenem warmen Lande ein unerläßliches Bedürfniß, und nicht nur Reiche und Vornehme, sondern auch arme und gemeine Leute befriedigen es fast täglich. Vorzüglich aber mußten die Soldaten sich baden und wurden früh und Abends, je nach den einzelnen Corporalschaften nach dem Meere getrieben.

Einige Tage nach meiner Ankunft verbreitete sich plötzlich in der Stadt das Gerücht, daß einer derbadenden Soldaten von einem ungeheuern Fische verschlungen worden sei, und sogleich strömten die Einwohner nach dem Strande. Ich hatte denselben gerade verlassen, als die Soldaten sich entkleideten und folgte der wogenden Menge wieder, um mich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen. Wirklich war man mit Haken und Stangen den Verunglückten zu suchen beschäftigt, und man erzählte mir, daß er, nach Sitte der Araber, mit großem Geschrei, um seine Kameraden auf seine Schwimm- und Taucherkunst aufmerksam zu machen, in die Fluth gesprungen und sogleich

darin untergetaucht sei. Mehrere von den Andern hatten sich genau die Stelle gemerkt, wo er verschwunden war, und vermutheten, als er nicht wieder erschien, daß er, des Lebens müde, sich ertränkt habe. So laut dieses auch einige aussprachen, so waren doch Andre unablässig bemüht, den Verlornen zu suchen, und wirklich zogen sie nach einer halben Stunde seinen Leichnam aus den Fluthen. Aber in welch einem fürchterlichen Zustande! Arme und Beine waren ihm vom Leibe gerissen und aus den im Gesicht zurückgelassenen Spuren der Zähne sah man, daß es ein „Pescocane“ (Fischhund) gewesen, dem der Unglückliche zum Opfer gefallen war. Und in der That wurden nach etlichen Tagen von Maltheser Fischern einige solcher Seeungeheuer gefangen, deren jedes gegen 160 Pfund wiegen konnte. Das Fleisch dieser Thiere wird von den Menschen nicht gegessen, desto besser scheint ihnen das Menschenfleisch zu schmecken, und sie halten sich gewöhnlich in der Nähe der Badeplätze auf. Am liebsten aber weilten sie an jenem Strande, weil dahin alle in der Stadt gefallenen Pferde, Rinder und andre krepirten Thiere gebracht und theils von den Seefischen, theils von hungrigen Hunden verzehrt wurden, wenn die Wellen einige dieser Cadaver wieder ans Ufer spülten. Daselbst befand sich, und zwar unter freiem Himmel, die öffentliche Schlachtbank, in welcher Schaafe, Rinder, Büffelochsen und Kameele, die zum Lasttragen nicht mehr tauglich waren, abgeschlachtet wurden. In einem nahe gelegenen Hause wird das Fleisch von den Eigenthümern gevierteilt, abgewogen und durch Kameele, Esel oder Lastträger nach den Fleischbänken in der Stadt gebracht. Den Koth, welcher aus den Eingeweiden dieser Thiere auf die Erde geschüttet wird, raffen die ägyptischen Frauen sogleich mit den Händen in ein Gefäß, stellen sich dasselbe auf den Kopf und laufen damit so eilends davon, daß ihnen oft die aus dem Gefäß überlaufende ekelhafte Flüssigkeit an der Stirn herabträufelt. Täglich sind sie in ziemlicher An-

zahl bei der Schlachtbank zu treffen, und oft machen sie sich mit ihren Fäusten den Besitz dieser unappetitlichen Beute streitig. Eben so sammeln sie sorgfältig allen übrigen Koth auf den Straßen und vermischen ihn mit dem kurzen Stroh, das ihre Dreschmaschinen so klein wie Häcksel schneiden, bis ein dicker Teig daraus wird. Aus dieser so zusammengekneteten Masse formen sie kleine breite Kuchen, trocknen dieselben in der Sonne und brauchen sie als Brennmaterial, da es in jenen Gegenden nur wenig Brennholz gibt. Was sie davon nicht gebrauchen, packen sie in Körbe und bringen es zum Verkauf auf den Markt.

Freilich ist die Armuth unter den niedern Volksklassen fast beispiellos. Die meisten Araber vermögen mit ihrem einfachen, blauen Hemde kaum die Schaam zu bedecken, und doch ist dieses Hemd ihr einziges Kleidungsstück, ihr ganzer Reichthum. Nicht selten ist diese armselige Hülle auch noch dermaßen durchlöchert, daß man von weitem glaubt, sie sei mit gelben Lappen geflickt, während man in der Nähe sieht, daß es die gelbe Haut ihres Körpers ist, welche durch die Löcher schimmert. Solchen wandernden Bildern des Elends begegnet man zu Hunderten auf den Straßen. Kommt ein Europäer in eine Stadt oder in ein Dorf, so laufen ihm gleich ein Dutzend nackte Kinder nach, die ihn auf arabisch mit einem guten Morgen begrüßen und sogleich ihre Hände aufhalten, um eine Gabe in Empfang zu nehmen. Gibt man den einen etwas, so lassen die andern nicht ab und verfolgen den Fremden durch die Stadt, bis er abermals etwas austheilt, seien es zuletzt auch nur einige Hiebe mit dem Stocke, worauf sie schreiend abziehen. Doch sind sie so klug, zu wissen, daß ein Fremder eher etwas gibt, als sich von ihnen durch die ganze Stadt verfolgen läßt. Schier noch zudringlicher, als diese kleinen Straßenbettler, sind die Eselstreiber, die jedem in einem ganzen Rocke Vorübergehenden mit furchtbarem Geschrei die Tugenden ihrer Thiere anpreisen. Es sind

meist ebenfalls Buben, die zu Dutzenden in den Straßen stehen, den nahenden Fremden alle zugleich umringen und sich oft einander in die Haare gerathen. Hat man sich den einen mit Gewalt vom Halse geschafft, so fällt man kaum zwanzig Schritte weiter in die Hände eines Andern, und man thut wohl, immer einen Stock mit sich zu führen, um sogleich drein zu schlagen, wenn keine Redensarten mehr helfen wollen. Mit diesem Miethhandel verdienen indessen diese Buben viel Geld, denn Herren und Damen, Arme und Reiche, Schwarze und Weiße, Jung und Alt — Alles reitet. Nur muß man diese Eselstreiber zu behandeln wissen, sonst kommt man mit ihnen nicht aus. Sie fordern nämlich unverschämt und werden noch unverschämter, wenn man ihnen die Forderung zugesteht. Sie bedanken sich nicht einmal dafür, sondern halten gleich wieder die Hand zu einem Trinkgelde auf. In diesem Falle kann man nichts besseres thun, als dem Buben ein solches mit dem Stocke zu reichen, worauf er gewiß sogleich zur Demuth zurückkehrt. Hat man indessen einen Esel gemiethet und ihn bestiegen, so darf man nur dem Buben sagen, wohin man will, und unter dem fortwährenden Geschrei des Führers: „Riohlek gamalek!“ (vorgesehen) geht es im raschesten Laufe durch die engen menschengefüllten Gassen. Will das Thier in seinem Eifer ermatten, so stachelt es der Treiber mit einem eisenbeschlagenen Stocke zu neuer Thätigkeit an, und alle, „die nicht selbst Esel sind,“ weichen dem Reiter aus. Zwei Reiter können nebeneinander vorüber, begegnen sich aber zwei bepackte Thiere, so muß gewöhnlich eins wegen Mangel an Raum wieder zurückgeführt werden, wobei es oft blutige Händel giebt. Obwohl eine fast unglaubliche Anzahl solcher Thiere in jeder ägyptischen Stadt vorhanden, so ist doch an Festtagen selten eines zu bekommen, wenn man es nicht zum Voraus gemiethet hat. Denn an solchen Tagen reiten ganze Familien schaarenweise zu den Thoren hinaus, entweder auf die Jagd

oder in ihre zwei Stunden von der Stadt entfernten Lustgärten. An einem solchen Tage muß man vier Piaster, etwa acht gute Groschen, Miethgeld für ein Paar Stunden bezahlen, während man zu andern Zeiten für die Hälfte und noch weniger ein solches Saumthier vom Morgen bis zum Abend benutzen kann. Vornehme und reiche Familien haben ihre eignen, und ich habe die ersten Generäle mit ihren Frauen fast täglich durch die Stadt reiten sehen, während ihr Bedienter (Zeiss), die Hand auf das Kreuz des Esels gelegt, ihnen nachläuft. So bald dagegen ein solcher Herr sich eines Pferdes bedient, so läuft der Bediente, eine Pfeife in der Hand, voran, damit der Herr das erste aller orientalischen Bedürfnisse sogleich an Ort und Stelle bereit findet. Einen Austritt des Vicekönigs habe ich oben bei Gelegenheit der Erzählung meines Ausfluges von Kairo nach Schubra beschrieben. Zuweilen fährt Mehemed Ali auch in einem schweren, mit vier Pferden bespannten Wagen aus, dem zwei Läufer vorauslaufen, während er zu beiden Seiten von Reitern und hinten von den Pfeifenträgern begleitet ist. Nie habe ich ihn mit sechs Pferden ausfahren sehen. Auch die Frauen des Pascha reiten und fahren je nach ihrem Belieben, doch werden sie von der Menge weder beachtet noch begrüßt, und nicht einmal einer der Wache haltenden Soldaten präsentirt das Gewehr vor ihnen. Außer diesen europäischen hat man noch altmodische Wagen, die jedoch nicht gezogen, sondern von zwei Kameelen nach Art einer Portechaise getragen werden. Darin sitzen mit untergeschlagenen Beinen 5 bis 6 Frauen, deren tief verschleierte Figuren man durch die hölzernen Gitterfenster sehen kann. Die Kameele tragen als Zierde einen bunten Federbusch auf dem Kopfe. Wenn sich die Frauen dieses Wagen nicht bedienen, so gehen sie wohl auch tief verschleiert über die Straße, doch so, daß der verschnittene Neger, dem die Aufsicht über den Harem anvertraut ist, mit einem türkischen Säbel bewaffnet ihnen vorangeht und die

Frauen ihm der Reihe nach nachfolgen. Diese Reihenfolge beobachten sie auch beim Reiten, aber dann reitet ihnen der Wächter auf einem arabischen Pferde voraus, und die Frauen folgen ihm auf Eseln, deren Sättel jedoch so hoch gebaut sind, daß sie dieselben nur mittels einiger Stufen, welche sich an jedem Hause finden, besteigen können. Zuweilen begegnet jedoch ein Esel einer Eselin, und dieser läuft, unbekümmert um die schöne Last auf seinem Rücken, jener nach und setzt die schwache Frau, die den Ungestümen nicht zu bändigen vermag, und ehe der Sklave ihr zu Hülfe kommen kann, nicht selten unsanft auf die Erde. Um nun wieder auf ihren Sitz zu gelangen, befiehlt sie dem Diener, die Hände auf die Erde zu stützen, und steigt so über seinen Rücken hinweg wieder in den Sattel.

Die Posten in Aegypten, vorzüglich die von Alexandrien nach Kairo und Suez, werden nicht, wie bei uns, durch Pferde, sondern durch Dromedare besorgt, die zwar nicht so schnell wie jene, aber von desto längerer Ausdauer sind. Die Posten nach kleineren Stationen, oder von den Vorstädten in die Stadt werden durch laufende Postillone bedient. Sie tragen Schellen in den Händen, die sie an den Thoren ertönen lassen, um ungehindert passiren zu können.

Wie in Konstantinopel, so darf man auch in Alexandrien und Kairo Nachts die Laterne nicht vergessen, da die Stadt nicht beleuchtet ist und die Türken sich gewöhnlich schon um 9 Uhr zu Bette legen. Wird man Nachts in den Straßen ohne eine Laterne angetroffen, so setzt man sich hier denselben Verlegenheiten wie dort aus, und wird am andern Tage mit einem Verweise entlassen. Anders als mit den Europäern wird mit den Arabern in einem solchen Betretungsfalle verfahren; diese werden nach Vorschrift der türkischen Gesetze hart bestraft.

Am aller strengsten wird jedoch Diebstahl und Betrug geahndet, und daher kommt es, daß man das kleinste Kind in einen Laden oder

ein Gewölbe schicken kann, um etwas einzukaufen; es wird nie das Geringste an Maas oder Gewicht fehlen; das Kind müßte denn in den Laden eines Juden gerathen sein, der, er mag sein in welchem Lande er will, immer auf Betrug ausgeht. Betrügerische Bäcker werden mit den Ohren an die Thüre ihres Ladens genagelt, oder erhalten die Bastonade, auf dieselbe Weise, wie ich solche während meines Aufenthaltes in der Moldau an mehreren vollziehen gesehen und beschrieben habe. Hat sich indessen Einer mehrfacher Diebstähle schuldig gemacht, so werden ihm die Füße zur Hälfte abgehauen und die Finger von den Händen geschnitten, damit sie dieselben nicht mehr zum Eingriff in andrer Leute Taschen benutzen können. Die frischen blutenden Wunden werden mit siedendem Oele getränkt, damit der Brand nicht dazu komme, und die Verbrecher sodann als warnende Schreckbilder wieder in Freiheit gesetzt.

Wie bei uns sieht man auch ganze geschlossene Gesellschaften von Sträflingen, die alle öffentlichen Arbeiten in und außer der Stadt verrichten müssen, und wer die Ehre genießen will, in dieselbe aufgenommen zu werden, darf nur eine Kuppelwirthschaft treiben und sich dabei ertappen lassen. Wenn er sein Beginnen nicht mit dem Kopfe bezahlen muß, so ist er gewiß, einen Platz in jenen geschlossenen Vereinen zu erhalten. Am aller schnellsten wird der Mörder bestraft, von Gefängniß, Untersuchung, Urtheil u. s. w. ist gar keine Rede; der nächste Baum ist sein Galgen. Ich bin unwillkürlicher Zeuge einer solchen schnellen Execution gewesen. Von den Pyramiden zurückgekehrt, kam ich mit meinen Gefährten in ein am westlichen Nilufer, Alt-Kairo gegenüber, gelegenes Dorf, in welchem eben Markt gehalten wurde. Eine große Menge Bauern aus den umliegenden Dörfern waren auf dem Platze versammelt, wo die Waaren feil geboten wurden, und wir schritten durch dieselben auf eine Obsthändlerin zu, um uns mit einigen Pommeranzen den brennenden Durst zu

löschen. Da drehte sich einer meiner Gefährten, der so eben eine Frucht angebissen hatte, zufällig um, stieß einen lauten Schrei aus und ließ die Pomeranze fallen. Wir wandten uns ebenfalls und gewahrten, kaum zwölf Schritte hinter uns an einem Baume, einen in den letzten Todeszuckungen hängenden Araber mit kirschbraunem Gesichte, dem die Augen aus dem Kopfe getreten waren, und dem schwarzes Blut aus der Nase und weißer Schaum aus dem Munde quoll. Als die umstehenden Knaben sahen, daß der Baumelnde unsere Aufmerksamkeit erregt hatte, nahmen sie Steine und warfen ihn damit ins Gesicht, daß Blut und Schaum weit umherspritzten. Kaum vier Schritte davon saßen arabische Frauen, die Butter, Käse und andre Waaren feil hatten, und schienen sich wenig um das, was um sie her vorging, zu kümmern. Ich erkundigte mich bei einer derselben, was der Gehängte begangen habe, und erfuhr, daß er seinen Ortsvorgesetzten erschlagen, der seinen Sohn zum Soldaten eingefangen hatte. Eine regelmäßige Aushebung der Rekruten ist nämlich nicht gebräuchlich, der Ortsvorstand eines Dorfes erhält den Auftrag von der Regierung, so und so viel Mann zu liefern, und muß nun zusehen, auf welche Weise er die aufgegebene Anzahl zusammen bringt. So oft ich später Pomeranzen aß, dachte ich nicht ohne innere Rührung an das Schicksal des armen Mannes, der, um seinen Sohn zu retten, sein Leben auf eine so schmähliche Weise verlor.

Von der grausam strengen Ausübung der Rechtspflege mögen folgende Beispiele zeugen. Ein Pferdeknecht eines Schwiegersohnes des Vicekönigs hatte für 5 Para (2½ Pfennig) Milch getrunken und war davon gegangen, ohne sie der Verkäuferin bezahlt zu haben. Das Weib verfolgte ihn schreiend bis an den Palast seines Herrn. Dieser hört die Klägerin an und läßt dann den Beklagten vor sich fordern. Er fragt ihn, ob es wahr sei, daß er Milch getrunken, und dieser läugnet es hartnäckig. Die Frau besteht auf der Anklage und jammert über den

Verlust der 5 Para, von denen sie einen ganzen Tag leben kann. Da fragt der Herr mit zornigem Blicke noch einmal den Schuldigen, ob die Klage der Frau gerecht sei? und als dieser abermals beim Läugnen verharrt, droht er ihm mit Verlust seines Lebens, wenn er gelogen. „Du sollst Gerechtigkeit erhalten,“ sagte der Pascha zu dem jammernden Weibe. „Ich lasse dem Sklaven den Leib aufschneiden, und findet sich darin nicht, daß er Milch getrunken, so lasse ich dir stückweise das Fleisch vom Leibe reißen und den Hunden vorwerfen.“ Sie blieb bei der Anklage und sogleich wurde die Operation, unter welcher der „Zeizs“ verschied, in ihrer Gegenwart vorgenommen. Man fand die Milch in seinem Magen, und der Pascha ließ dem Weibe die 5 Para auszahlen.

Ein andres Beispiel strenger Gerechtigkeit wurde bald darauf an allen Straßenecken erzählt. Ein Schmied hatte ein Pferd desselben Schwiegersohns Alis beim Aufschlagen eines Hufeisens vernagelt, und wurde deshalb mit einem seiner Handwerksgenossen vor dem Gebieter gefordert. Kaum war er in den Vorhof des Palastes eingetreten, als er von mehreren Sklaven gepackt und zu Boden geworfen wurde. Sogleich wurden dem vernagelten Pferde zwei Eisen abgerissen und dem mitgebrachten Schmiede der Befehl ertheilt, sie seinem Gefährten aufzuschlagen. So sehr sich auch das Herz des Mannes dagegen sträubte, er mußte gehorchen, und als er mit diesem traurigen Geschäfte zu Ende war, sagte der Pascha höhnend zu dem Unglücklichen: „Nun laufe einmal, damit du auch die Schmerzen kennen lernst, die du meinem Pferde verursacht hast, und dich für die Zukunft geschickter benimmst.“

Das Gerücht dieser tyrannischen Handlung war zu den Ohren seines Schwiegervaters gedrungen, der sich, da es eben Sommer war, nicht in Kairo, sondern in Alexandrien aufhielt, um die frische Meeresluft zu genießen. Und obwohl das Leben dieses Mannes nicht rein

von Grausamkeiten ähnlicher Art ist, so beschloß er doch die gräßliche That seines Schwiegersohnes zu rächen. Bald darauf mit Anbruch des Winters, der sich in Alexandrien durch dreimonatlichen Regen kund gibt, kehrte der Vicekönig nach Kairo zurück. Denn hier zeichnet sich die Winterzeit durch die schönsten Frühlingstage aus. In seinem Schlosse angelangt, lud er seinen unmenschlichen Schwiegersohn, wie gewöhnlich, zum Kaffee und unterhielt sich mit ihm von allerlei Dingen, ohne des vernagelten Pferdes mit einer Silbe zu gedenken. In dem Kaffee jedoch, den jener sorglos trank, lauerte der Tod, und er starb, um für die Zukunft kein vernageltes Pferd mehr zu reiten, nach Verlauf von wenig Tagen. Große Freude soll Mehemed Ali empfunden haben, als er die in den Gewölben seines Schwiegersohnes aufgehäuften Schätze in Empfang nahm. Wie hoch sich die Summe derselben belief, konnte nicht bestimmt werden, aber schon wenige Tage nach dem Tode ihres Besitzers wurden sie auf Kameelen nach der Festung gebracht. Dem Alten mochten sie sehr erwünscht sein, der ja, wie bekannt, immer in Geldverlegenheit ist, so daß er oft die Baumwolle noch ehe sie blüht an die Engländer um eine Ueberschlagssumme verkauft, oder sie centnerweise durch seinen ersten Minister an die Bauern nnd Juden losschlägt, um nicht in höchst eigener Person den Hausirhandel zu treiben. Der Vicekönig ist nämlich der alleiniger Besitzer aller Baumwollenpflanzungen, deren Zucht im ganzen Lande nur für seine Rechnung und die der königlichen Magazine betrieben wird.

Ueber die Reinlichkeit in den Städten hat der jedesmalige Paschakah — Platzcommandant — zu wachen, und er weist allen denen ihre Stellen an, die Geflügel, Eier, Butter, Käse, Gemüse u. s. w. zum Verkauf auf den Markt bringen. Dennoch kann er nicht verhüten, daß seine Anordnungen und Befehle oft unbeachtet bleiben und sich die arabischen Hökerweiber, um ihre Waaren besser und eher zu

verkaufen, ihre Plätze selber meist in den Straßen der Europäer wählen. Sie hatten dies in Alexandrien öfter versucht, obgleich sie nicht selten von ihren selbstgewählten Plätzen mit Verlust ihrer ganzen Vorräthe durch den Paschakah vertrieben worden waren. Eines Morgens hatte ich in der Frankenstraße einige Hühner gekauft und selbige einem Knaben gegeben, um sie in meine Wohnung zu tragen, als mit einem male ein Aufruhr entstand, und die Frau, der ich das Geld für die Hühner bezahlen wollte, davon lief. Eiligst folgten ihr die andern im Bewußtsein ihrer Schuld nach, und als ich mich nach der Ursache dieser allgemeinen Flucht umsah, erblickte ich den Paschakah zu Pferde in Begleitung seiner vier Diener, die, ihrem Gebieter voranreitend, 6 Fuß hohe Stäbe auf den Achseln trugen. Sogleich umringten diese die Flüchtigen; die Weiber mußten sich in Reihe und Glied stellen, und nun wurde die Strafexecution für die Uebertretung der Befehle vorgenommen. Diejenigen, die mit Brod handelten, bekamen zuvor einige Hiebe, sodann wurde von den Dienern das Brod in Stücke zerrissen und auf die Straße geworfen, damit sie es nicht mehr verkaufen konnten. Die Verkäuferinnen von Geflügel hatten mit Jenen gleiches Schicksal, sie bekamen erst einige Schläge auf den Kopf, dann wurden ihre Gatter, in welchen sie das Geflügel hatten, geöffnet, und dasselbe freigelassen, so daß es einfangen konnte, wer da wollte. Die Gemüseverkäuferinnen kamen noch übler weg; sie mußten sich auf die Straße setzen, und nun schlugen die Gerichtsdiener mit den Kohlhäuptern, den Zwiebeln und Lauchstängeln so lange auf ihren Köpfen herum, bis kein Stück mehr ganz und brauchbar war. Am allerschlimmsten aber erging es einer Eierverkäuferin. Sie mußte sich ganz gerade und mit erhobenem Haupte hinstellen, und damit sie diese Stellung nicht ändere, standen zu beiden Seiten zwei Diener mit erhobenen Stöcken; die beiden andern nahmen ihren Eierkorb, der etwa 250 Stück enthielt, traten 8 bis 10 Schritte von

der Delinquentin zurück und warfen ihr sämmtliche Eier ins Gesicht und vor die Brust, so daß sie bald über und über gelb geschminkt, und ihr Gesicht kaum noch zu erkennen war. Lachend ritt nun der Paschakah mit seinen Dienern davon. Nichtsdestoweniger sah ich dieselben Weiber nach einigen Tagen wieder auf derselben Stelle und hörte, wie sie über das Schicksal, das sie betroffen, scherzten und lachten. Solche und ähnliche Beispiele willkürlicher, grausamer Gerechtigkeit ereignen sich fast täglich in den ägyptischen Städten, und ich habe einige derselben hier angeführt, um dem Leser zu zeigen, auf welcher niedrigen Stufe die Pflege des Rechts und der Polizei in jenem Lande noch steht. Wenden wir uns nun zu andern Gegenständen.

Die Einwohner Aegyptens sind von Natur wohlgebildet, und man kann das ganze Land durchreisen und wird doch selten Jemand zu Gesicht bekommen, der durch einen merklichen Leibesmangel verunstaltet wäre. Ihre Körperfarbe ist verschieden, weiß, schwarz, braun, gelb, letztere jedoch keine natürliche, sondern eine durch Kunst erzeugte. In der ersten Jugend werden die Kinder von ihren Eltern mit Salz und Oel eingerieben und darauf so lange den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, bis sie wieder trocken geworden sind. Dadurch verhärtet sich ihre Haut gleich einem Büffelfelle, so daß weder Hitze noch Kälte mehr Eindruck auf sie machen. Nicht einmal die Fliegen und andre Insekten, die sich vor ihren Augenhöhlen, wie Bienen vor der Mündung ihres Korbes, versammeln, scheuchen sie fort, denn sie sind unempfindlich gegen die Stiche derselben, oder zu träge, sie zu verscheuchen, und bereuen gewöhnlich ihre Trägheit erst dann, wenn sie blind geworden sind. Eben so wenig Sorgfalt verwenden die ärmern Volksklassen auf die Füße ihrer Kinder, die weder durch Schuhe noch Strümpfe geschützt sind, und da sie immer baarfuß auf dem heißen Sande umherwandeln müssen, so springen in spätern Jahren

ihre Fußsohlen so auseinander, daß eine Harfenschlägerin auf den bloß liegenden Flechsen ihre Kunst produciren könnte. Die Reichen und Angesehenen verschonen natürlich ihre Kinder mit jenem ekelhaften Firniß, sondern verwenden vielmehr alles Mögliche auf die natürliche Ausbildung derselben, die in Schönheit der Körperform und der natürlichen weißen Hautfarbe den Kindern der Europäer nicht nachstehen. Und sowohl die Töchter Aegyptens als Palästinas würden sehr ungehalten über den ungalanten Reisenden sein, der in dieser Beziehung einem europäischen Mädchen den Vorzug vor ihnen einräumen wollte.

Die Kleidung der Aegypter richtet sich nach Stand und Würden; die Mode hat gar keinen Einfluß auf sie, noch weniger bringt sie eine Veränderung derselben hervor. Die Einwohner Aegyptens und Palästinas weichen in ihrer Kleidertracht von ihrer alten und ehrbaren Gewohnheit nicht ab, und noch jetzt kann sich der Enkel mit dem Gewande seines Urgroßvaters schmücken, ohne darin lächerlich zu werden. Der Anzug der Männer in Aegypten ist von dem der Frauen nur sehr wenig verschieden und im Ganzen dem ernsten Charakter der Nation angemessen. In den Städten besteht die Körperhülle der männlichen Bevölkerung fast durchgehends in leichten weiten Beinkleidern, in einem langen Hemde (Fredje) mit weiten, und einem Unterrocke mit engen Aermeln, der bis auf die Füße fällt und „Dolman“ genannt wird. Diesen binden sie unter der Brust mit einem Gürtel oder Shawl, der, mit Gold- und Perlenstickereien verziert, mehrmals um den Leib geschlungen werden kann. In diesem Gürtel stecken ihre Waffen, während der Tabacksbeutel und die Geldbörse zu beiden Seiten der Brust verwahrt sind. Ihre Strümpfe sind von Tuch, und ihre Schuhe meistens aus Schaafleder verfertigt und von gelber Farbe. Ueber den gelben Schuhen tragen sie gleichsam als Ueberschuhe eine Art rother Pantoffeln, die sie, wenn sie auf

Besuch oder zur Moschee gehen, vor der Thüre ausziehen; an Reitern sieht man zuweilen auch zierliche Halbstiefeln. Der Kopfputz besteht aus einem weißen Turban, der beinahe so viel Zeug wie ein Unterrock erfordert und so schwer ist, daß seine Last in heißen Sommertagen einem Europäer unerträglich sein würde. Dennoch schützt er wiederum am besten gegen die brennenden Sonnenstrahlen, wie ich eigens auf meiner Wanderung nach dem Sinai erfahren habe. Diese Kopfbedeckung wird nicht, wie bei uns, bei Begrüßungen abgenommen, selbst nicht vor den ehrwürdigsten und vornehmsten Personen; der Gruß des Arabers besteht darin, daß er die rechte Hand vor den Mund, dann vor die Stirn und zuletzt auf die Brust legt und dazu das Haupt verneigt.

Die Tracht der Frauen besteht ebenfalls in weiten seidenen Beinkleidern und mehreren Ober- und Unterröcken von rother, grüner, gelber Farbe, die man alle sehen kann, da das eine Gewand immer etwas kürzer ist, als das andre. Den Kopf bedecken sie mit einem schwarzseidenen Schleier, der zu beiden Seiten herabhängt und den sie wie eine Schleppe nach sich ziehen. Ein handtuchartiger Streifen fällt über die Wangen bis zu den Füßen hinab; über der Nase steht er mit einem weißen, schmalen Bande in Verbindung, das abermals einen Theil des Gesichts verhüllt und bis zum Hinterhaupt sich hinzieht. An diesem Bande hängen von der Nase bis zum Munde herab klingende Goldmünzen so dicht an einander, daß die Damen kaum sehen können und zuweilen ihre besten Freundinnen, wenn sie ihnen auf der Straße begegnen, nicht eher erkennen, bis sie an einander treten und ihre Binden und Bänder, die sich wie Vorhänge auf- und zuziehen lassen, entfernen. Ihr Gruß ist derselbe wie bei den Männern.

Die Kleidung der Armen ist, wie schon einmal erwähnt, sehr dürftig, und besteht bei den Männern lediglich aus einem blauen

Hemde, das um den Leib gegürtet ist, auch tragen sie einen Turban. Dasselbe blaue Hemd, das jedoch oft kaum im Stande ist, ihre Blöße zu bedecken, dient den Weibern zur Kleidung. Außerdem winden sie noch ein blaues Tuch um den Kopf, das zu beiden Seiten in kurzen Zipfeln herabhängt. Als Putz tragen sie an Händen und Füßen große gläserne Ringe von verschiedenen Farben, die in Hebron, unweit Jerusalem, verfertigt werden. In einem der Nasenflügel haben sie nach Art der Bären einen eisernen oder bleiernen Ring, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie nicht wie jene daran herumgeführt werden. Mich wundert indessen, daß es noch keinem Europäer eingefallen ist, einer solchen Aegyptierin einen Strick durch ihren Nasenring zu ziehen und sie in seinem Vaterlande für Geld sehen zu lassen. Nicht selten gerathen solche ägyptische Frauen aus der untersten Volksklasse mit einander in Streit, und ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie zwei in ihrer Wuth sich in die Nasenringe faßten und nicht eher los ließen, bis die eine mit dem Ringe ihrer Feindin auch zugleich ein Stück von deren Nase in den Händen hatte. Dieses hemdartige Gewand, das einzige, das Männer wie Frauen besitzen, tragen beide so lange, ohne es zu waschen, bis es ihnen stückweise vom Leibe fällt, und kümmern sich wenig darum, wenn es ihre Schaam nicht mehr zu bedecken im Stande ist, ja es gibt Männer, die man als melancholische Heilige verehrt, welche ganz nackt, ohne daß sonderlich darauf geachtet wird, in den Städten und Dörfern umhergehen. Unwissenheit und Armuth sind unter dieser Klasse, die in Schmutz und Koth auferzogen wird, besonders vorherrschend. Dennoch gibt es in ihr eine Art Mittelstand, der die Schulen besucht, eine Art von Bildung hat, Handel und Gewerbe treibt und sich mit dem kleinen Gewinne begnügt, den diese für ihn und seine Familie abwerfen.

Die Lebensart der Aegypter ist sehr mäßig und nüchtern, daher sie auch ihr Leben bis in die spätesten Jahre hinausziehen und ihre

Tage mit sanftem Tode beschließen. Bei gewöhnlichen Mahlzeiten begnügen sich sogar Personen von hohem Range mit einem aus Reis, Graupen und Hammelfleisch dick gekochten Gericht. Die Schüssel ruht auf einer großen Platte; ringsum liegen Teppiche, auf welchen die Gesellschaft Mittags und Abends beim Essen mit untergeschlagenen Beinen Platz nimmt. So wenig als Tische, Sessel, Stühle, kennen sie Messer, Gabel und Löffel, und betrachten diese Geräthschaften des Platzes nicht werth, den sie einnehmen. Sie langen die Speisen mit den Händen aus den Schüsseln, das Fleisch wird in Stücke geschnitten und so weich gekocht, daß es gar leicht zerfällt oder doch mit den Fingern zerlegt werden kann. Der Reis wird ohne alle Brühe angerichtet, den sie dann ohne Löffel mit den Händen, so wie das Fleisch ohne Messer und Gabel nach dem Munde führen. Ja einige Türken wollen sogar behaupten, Mahomed habe diejenigen, die mit drei Fingern zu essen pflegen, mit einer Art von Ablaß begnadigt. Ihre Kochgeschirre und Tischgeräthe bestehen aus einigen Kesseln, zwei oder drei hölzernen Näpfen, worin sie die Suppe und das Fleisch anrichten, einigen kupfernen Tellern und Bechern. Alles ist nach dem Verhältniß der wenigen Gerichte abgemessen, und der Ueberfluß findet in diesen Häusern kein Obdach. Die Aegypter lieben große Gastereien nicht und nehmen nur selten an solchen Antheil, ja sie besuchen sich unter einander nur wenig, und ein geselliger Ton ist ihnen fremd. Den Ausländern erzeigen sie jedoch im Falle eines Besuches eine besondere Gastfreundschaft, die freilich von der Art der unsrigen sehr verschieden, aber zugleich mit einer ernsthaften Aufrichtigkeit verknüpft ist und sowohl von den im Lande geborenen Christen als Türken auf das Genaueste befolgt wird. Will man einen Türken besuchen, so zieht man vor der Thüre seine Schuhe oder Stiefeln aus, behält aber die Mütze oder den Hut auf und tritt dann mit kreuzweise über die Brust zusammengelegten Händen und mit einer Verbeugung des Kopfes in

das Zimmer. Sogleich wird einem ein Platz auf dem Divan neben dem Herrn angewiesen, sodann bringt ein Diener eine Tasse schwarzen Kaffee ohne Zucker und später eine brennende Tabackspfeife. Ist diese ausgeraucht, dann erst fragt der Herr nach dem Zwecke des Besuches, und ist dieser erörtert, so entfernt man sich wieder mit denselben Ceremonien, die beim Eintritte statt fanden. Frauen sieht man nie in den Zimmern ihrer Männer, und dadurch entbehrt die Unterhaltung der Lebendigkeit und Würze, die man jedoch in Aegypten nicht vermißt, weil man sie nicht kennt. Die Frauen wohnen in einer andern Abtheilung des Hauses, im Harem, unter Aufsicht eines Verschnittenen, der sie auf allen ihren Gängen begleitet. Alle Geschäfte werden unter Männern abgemacht, und man sieht sich im Gewölbe eines Kaufmanns vergebens nach einem weiblichen Wesen um, und ein unkundiger Käufer würde übel ankommen, wenn er etwa, wie es in Europa üblich ist, zu dem ernsten Verkäufer sagen wollte: „Lassen Sie ihre Frau kommen, mit der handelt es sich leichter und besser.“ An ein langes Handeln und Bieten ist unter Arabern und Türken gar nicht zu denken, nur Juden und Griechen schlagen die Hälfte des Kaufpreises vor und zwingen so den Käufer, wenn er sich nicht betrügen lassen will zu einem ermüdenden Feilschen.

Bei dieser nüchternen, einfachen Lebensart geht dem Aegypter, wes Standes und Alters er auch sein mag, nichts über die Bequemlichkeit, und darum sind auch fast alle Professionisten darauf bedacht gewesen, ihre Geschäfte sitzend betreiben zu können. Der Schmied hämmert und feilt, der Tischler sägt und hobelt sitzend, der Drechsler zieht sitzend den Bogen mit der einen Hand und hält in der andern das Instrument, das er zuweilen zwischen die drei Zehen bald des rechten, bald des linken Fußes nimmt und damit an dem Holze oder Horne, aus dem er die schönsten Arbeiten verfertigt, auf und nieder fährt. Die Maurer legen ohne Richtwage ihre Steinplatten, indem

sie so lange Wasser darauf gießen, bis es in der Mitte stehen bleibt und so darthut, daß die Platte wagerecht liegt. — Die Bäcker brauchen kein Gewicht zu ihrer Waare, sie wiegen dieselbe in ihrer Hand ab, und diese weiß immer das rechte Gewicht zu treffen. Das Brod wird aus Waizenmehl gebacken und in den Straßen zum Verkauf herumgetragen und auch in die öffentlichen europäischen Kaffeehäuser gebracht. Wenn die Verkäufer jeden Morgen ihre frische Waare dorthin bringen, nehmen sie die vom gestrigen Tage übrig gebliebene wieder zurück, denn man ißt in Aegypten selten Brod, das über Nacht gelegen hat.

Wie in ihrem Hause so lieben die Aegypter auch auf der Straße die Bequemlichkeit über Alles. Hier sitzen einige auf ihren Polstern und bieten Südfrüchte dar, daneben handeln Andre mit ranziger Butter und ekelhaften Käsen, die, wie Klöse gestaltet, in ihrer eigenen Brühe schwimmen. Zwischen diesen sitzen zwei Araber, die sich gegenseitig die Köpfe rasiren, dicht bei dem Gefäße, worin der Schmierkäse duftet. Nur ein kleiner Büschel Haare auf dem Scheitel wird vom Messer verschont, aber im Gesichte bleibt der ganze Bart stehen, und nur wenige wagen sich mit dem Messer an die Lippen. Die kurzen Hauptthaare weht der Wind in das nahe Gefäß, aber den Eigenthümer kümmert das nicht im Mindesten, denn er setzt seine Eßwaaren doch ab. Mit der Hand, die noch kurz zuvor ein nacktes schmutziges Kind geprügelt, wird der Käse gereicht, etwas Brühe hinzugeschöpft und dieselbe sodann mit der Zunge wieder reinlich abgeleckt. Ueberhaupt scheint ihnen die Zunge als Waschschwamm für die stets schmutzigen Hände zu dienen. Andre bringen gekochte Saubohnen zu Markte und verkaufen sie an die Armen, die so faul sind, sich dergleichen selbst zu kochen. Tausende nähren sich das ganze Jahr hindurch von diesem einzigen eben nicht sehr schmackhaften Gerichte. Andre holen sich ihre Nahrung aus den Garküchen, die sich

zu ebener Erde mitten in der Straße befinden. Für ein Paar Paras erhalten sie hier hinreichend, dann kaufen sich Mann und Frau für 2 Pfennige Brod, setzen sich unweit der Garküche auf die Straße und verzehren in gemächlicher Ruhe ihre Mahlzeit, die oft der ganzen zahlreichen Familie nicht mehr als 4 bis 6 Pfennige kostet. In großen Städten findet man Tausende solcher Garküchen, deren Inhaber Türken oder Neger sind. Sie kochen in der Regel nur für die ärmern Volksklassen, die entweder zu träg oder zu unwissend sind, sich selbst ein Gericht zuzubereiten, oder in ihren ärmlichen Hütten keinen Platz für einen Heerd haben. Was in den Garküchen nicht aufgezehrt worden ist, bieten die Inhaber auf offener Straße zum Verkauf aus, ja sie tragen nicht selten kleine Feuerheerde auf den Köpfen, setzen die Speisen darauf, damit sie warm bleiben, und tragen sie so vor die Thüren ihrer Kunden, die dadurch der Mühe überhoben werden, selbst danach zu gehen. So billig die Speisen sind und so bequem diese Einrichtung ist, so wird sie doch nur von Eingeborenen, selten von europäischen Reisenden benutzt. So wird in Aegypten Alles auf offener Straße abgemacht, Essen, Trinken, Schlafen und auch manches andre Geschäft, welches sonst dem Auge des Tages verborgen bleiben sollte, aber eben wegen der Bequemlichkeit der Einwohner nicht verborgen bleibt. Die Verkäuferinnen tränken ihre Säuglinge vor aller Augen und lassen sie oft dicht neben ihrer zum Verkauf ausgelegten Waare ihre Nothdurft verrichten. Ist der Markt zu Ende, so nehmen sie das kleinste Kind beim linken Fuße und linken Arme, schleudern es sich über den Kopf, so daß es rittlings auf die Achsel zu sitzen kommt und überlassen es dann dem Kleinen, sich da oben fest zu halten, wie es geht. Und ich habe Kinder von kaum einem halben Jahre auf diese Weise behandeln sehen, die dennoch nicht herunter fielen. Nun packt die Mutter so viel von ihren Geräthschaften auf den Kopf, als er zu tragen vermag, besteigt

sodann den Esel, wenn sie einen hat, und reitet nach Hause, oft noch eine Freundin hinter sich, die wegen Mangel eines Saumthieres sonst zu Fuße gehen müßte.

Wohl in keinem Lande der Erde lebt man so wohlfeil wie in Aegypten, und das Brod mag wohl nirgend so billig sein wie hier. Für drei Pfennige erhält man soviel, daß ein erwachsener Mensch sich den ganzen Tag davon ernähren kann, ein Pfund Rindfleisch kostet 9, ein Maas Milch 3, und ein Paar junge Hühner 18 Pfennige. Letztere werden in Bratöfen bei einem gewissen Hitzegrade ausgebrütet und zu Tausenden auf den Markt gebracht, so daß mein Hauswirth täglich einige Stück seinem Hunde zum Frühstück kaufte. Der Geschmack derselben ist indessen bei weitem nicht so zart und angenehm, als der unsrer europäischen, auf dem Wege der Natur ausgebrüteten Küchlein. Zu gewissen Zeiten kauft man in Städtchen für einen Zwanziger 140, auf den Dörfern 200 Eier. Eine Gans wird mit 3 bis 4 Groschen bezahlt, und sieben Stück wilde Enten oder zwölf Stück Wachteln kosten nur einen Groschen. Verschiedene andre Vögel, welche aus Europa, oder von den nahen Inseln während des Winters nach Aegypten ziehen, werden zu Tausenden am Meeresufer von den Einwohnern auf Leimruthen gefangen, oder von den Europäern geschossen, sodann gerupft und zum Verkauf ausgetragen. Man erhält nach Verschiedenheit ihrer Größe das Dutzend für 6 bis 12 Pfennige, und sie sind wegen ihres Wohlgeschmacks bei den in Aegypten wohnenden Europäern allgemein beliebt. An grünem Gemüse ist das ganze Jahr hindurch kein Mangel, und selbst zu Weihnachten hat man verschiedene Arten, an denen sich für einen Heller vier bis fünf Personen satt essen können. Für 3 Pfennige erhält man 20 bis 30 Stück Gurken, für 1½ Pfennig 3 Pomeranzen und für 1 Kopfstück 140 bis 180 Citronen von der Größe eines Hühnerei's. So wenig wie die Juden, essen die Araber und Türken Schweinefleisch,

und darum wird die Zucht dieser Thiere auch nur sehr spärlich betrieben, auch genießen es die Europäer nur in den Monaten December und Januar, da der Genuß desselben im Sommer hitzige Krankheiten erzeugt. Unter allen Producten ist der Wein in Aegypten das theuerste, da das Land selbst nur wenig Reben erzeugt; er kommt um einen ziemlich hohen Preis aus dem Auslande meistentheils aus Spanien und Frankreich und labt selten den Gaumen eines Wandergesellen. Angesehene europäische Familien dürfen sich jedoch zweimal im Jahre einige Fässer Wein und Branntwein kommen lassen, wenn sie vom Consul einen Erlaubnißschein dazu erhalten. Diesen zeigen sie auf der Douane vor und erhalten den Wein ohne Eingangszoll, der sonst auf das Faß 2 Thaler beträgt.

Obwohl die Aegypter, sowie überhaupt alle Bekenner des Islam, mehrere Frauen heirathen dürfen, so machen doch nur die Reichen von dieser Erlaubniß Gebrauch, die Aermeren begnügen sich gewöhnlich mit einem Weibe. Doch halten sie sich zuweilen neben ihren rechtmäßigen Weibern noch Sklavinnen, denen sie die Rechte ihrer Gattinnen einräumen, ohne daß jene etwas dawider haben dürfen. Doch sind die türkischen Frauen nicht so beschränkt, als man gemeinhin glaubt, sie haben so gut ihre Freiheiten, wie die europäischen. In der Kühle des Abends versammeln sie sich auf den terrassenähnlichen Dächern der Häuser, oder gehen in den Gärten spazieren, oder machen Lustfahrten auf dem Nile oder auf dem Meere. Selten wird man in Aegypten oder in der Türkei hören, daß eine rechtmäßige Gattin ihren Mann untreu wird, noch weniger, daß dieser öffentliche Häuser besucht. Dergleichen finden sich in Aegypten unzählige, und fast jede Hütte der Araber ist ein solches, obgleich diese Wirthschaften streng verboten sind. Allein die Mädchen werden von ihren Eltern nie zu häuslichen Arbeiten angehalten. Sie waschen weder ihre Wäsche, noch kochen sie selbst. Erstere lassen sie von den sogenannten

Waschmännern für geringen Lohn besorgen, und ihre Nahrung holen sie sich ebenfalls für geringes Geld aus den öffentlichen Garküchen. Statt der Arbeit ziehen sie den leichtern Erwerb vor, den ihnen die Wollust bietet, und ihre ausschweifende Lebensart, verbunden mit der ihnen von Natur anklebenden Unreinlichkeit, erzeugen die ekelhaftesten Krankheiten, für deren Heilung sie nie etwas thun, sondern dieselbe dem Laufe der Natur überlassen. Wehe dem armen Europäer, der zu schwach ist, ihren Lockungen nicht zu widerstehen! Man findet die Hütten und Zelte dieser Dirnen, „Alme“ genannt, an den Ufern des Meeres und des Nils, und sie stehen meistentheils mit den Schiffskapitänen in traulichen Verhältnissen, so daß diese jeden Europäer, den sie mit sich führen, in diese Zelte zu verlocken suchen. Doch genug hiervon! das Papier würde erröthen, wenn ich die über alle Beschreibung schändlichen und frechen Scenen bezeichnen wollte, die in solchen Häusern aufgeführt werden. Früher wurden alle Frauen, die eines unzüchtigen Umgangs mit Europäern überwiesen wurden, mit dem Tode bestraft, indem sie in einen Sack genäht und ins Wasser geworfen wurden. In neuerer Zeit hat diese tyrannische Handlung aufgehört, nicht etwa aus Mangel an schuldigen Opfern, sondern an hinlänglichen Säcken.

Immer aber bleibt es für einen Europäer höchst gefährlich, auf die Gattin eines rechtlichen Türken ein begehrliches Auge zu richten, und ich bin Zeuge von den fürchterlichen Folgen gewesen, die sich ein ziemlich bejahrter Italiener durch seinen Leichtsinn für alle Zeiten zugezogen hatte. Er war selbst Familienvater und hatte sich gelüsten lassen, eine türkische Dame in ihrem Garten am Harem zu beschleichen. Plötzlich hörte man einen furchtbaren Schrei, und als man hinzu lief, fand man ihn mit ausgestochenen Augen am Boden liegen. Man hatte ihn auf einen Esel gesetzt und führte ihn mit bluttriefendem Gesicht durch die Stadt nach seiner Wohnung, wo er mit Weinen, Wehklagen und Vorwürfen von seiner Gattin und seinen Kindern

empfangen wurde. Noch gemeiner und unzüchtiger als die ägyptischen „Alme“ sind die schwarzen Dirnen, die bald als Sklavinnen, bald als Freigelassene oder sogar Freigeborene in Aegypten leben. In die Sammetwangen einer solchen freien Negerin, die als Christin eine Zeit lang in Italien gelebt und von dorther alle Sünde des Landes mit nach Aegypten gebracht hatte, verliebte sich ein mir bekannter Schlosser aus Brandenburg und versprach ihr, trotz allen warnenden Gegenreden seiner Freunde, die Ehe. Als er nun dem Vice-Konsul in Kairo seine Absicht, die Negerin zu heirathen, mittheilte, fragte ihn dieser: „Sind sie ein Christ?“ — „Ja!“ — „Ihre Geliebte auch?“ — „Allerdings.“ — „Glauben Sie an Gott?“ — „Ja!“ — „Und warum glauben sie an ihn?“ — „Weil alle Menschen sagen, daß ein solcher ist.“ — „Und wenn nun alle Menschen sagen, daß diese Negerin eine liederliche Dirne ist, warum glauben Sie denn das nicht?“ — „Vedreme“ (wir werden es sehen) sagte der Schlosser nach einigem Bedenken zum Consul und ließ sich bald darauf mit seiner Schwarzen trauen. Mit seinen fünf Freunden ward eine lustige Hochzeit gefeiert, die so lange dauerte, als das Faß Wein, das dabei getrunken ward. Aber schon bei der Hochzeit hatte sie die Freunde ihres Mannes liebenswürdiger gefunden als ihn selbst, und als sich diese nach und nach zurückzogen, wollte der jungen Frau das einsame Leben in ihrem Wohnhause nicht mehr gefallen. Eines Tages kurz nach der Hochzeit langweilte sie sich dermaßen in seinen Räumen, daß sie ihren Ehegenossen mit schmähenden Vorwürfen zur Thüre hinauswarf.

„Du bist kein Mann,“ sagte sie, „du bist ein schlechter Mensch, der an keinen Gott glaubt.“ — „Ich bin Gottes Kind,“ antwortete er, „aber du bist des Teufels.“

So zankten sie sich lange, ohne daß sie in ihren Schmähreden nachgab.

„Du bist kein Christ, denn du machst kein Kreuz,“ fuhr sie fort,

und ruhig antwortete er ihr weiter: „Ich habe des Kreuzes genug an dir und trage es mit Geduld.“ Und in der That, er trug es geduldig, und ließ Alles über sich ergehen.

Viele Europäer leben mit solchen Negerinnen, die sie als leibeigene Sklavinnen gekauft haben und jede Stunde wieder verkaufen können, in den trautesten Verhältnissen. Doch machen Europäer von diesem Rechte des Wiederverkaufs nur sehr selten Gebrauch, vielmehr schenken sie solchen Sklavinnen, wenn sie ihnen mehrere Jahre treu gedient haben, die Freiheit, so daß sie, kraft des darüber erhaltenen Scheines nicht wieder verkauft werden, sondern sich verheirathen können. Dagegen werden die, welche bei Türken oder Arabern in Diensten sind, nur selten frei und sterben meist wie sie gelebt, in leibeigener Knechtschaft.

In Hochzeitsgebräuchen und Ehebündnissen sind die Aegypter sowohl wie die asiatischen Völker sehr von den Europäern verschieden, und die Ehen werden geschlossen, ohne daß das Brautpaar eher etwas davon erfährt, als am Hochzeitstage selbst. Die Eltern oder die Verwandten des Paares stiften die Ehen, wie sie ihnen am zuträglichsten scheinen; die Braut hat wenig oder gar nichts mit zu reden, und ihre Neigung wird bei der Wahl eines Mannes nicht leicht zu Rathe gezogen. Ist nun eine solche Wahl entschieden, so werden die Eltern des Bräutigams zu dem Vater der Braut zu Gaste geladen, bei welcher Gelegenheit der Tag der Hochzeit und der Preis bestimmt wird, der für die Braut zu erlegen ist. Nach der Landessitte kann nämlich der Bräutigam von seiner zukünftigen Gattin keine Mitgift verlangen, vielmehr ist er gehalten, dem Vater der Braut eine gewisse Summe Geldes für die Tochter zu bezahlen. Auch erhält die Braut aus dem Grunde keine Mitgift, damit sie keine Gelegenheit hat, stolz oder herrschsüchtig zu werden, sondern sich in allen Dingen ihrem Manne unterwirft und ihre einzige Gewalt auf die vier Wände

ihres Zimmers beschränkt. Je mehr Töchter also ein Vater hat, desto reicher schätzt er sich, besonders wenn dieselben wohlgebildet und gut erzogen sind. Auf den Dörfern genügt es schon, wenn man für die Braut ein Kameel, ein Maulthier oder ein Paar Esel opfert, den Städtern aber darf man mit diesen Langohren nicht kommen. Ist man nun über die zu zahlende Summe für die Braut einig geworden und die Verlobung durch gegenseitigen Handschlag beglaubigt, so begibt sich der Bräutigam mit dem Vater der Braut zu dem Richter, um dessen schriftliche Bestätigung einzuholen. Wenn ein solches Mädchen sich verheirathet, ist sie höchstens zwölf bis dreizehn Jahre alt. Am Hochzeitstage, der oft der erste ist, an welchem Braut und Bräutigam sich von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, geht es sehr feierlich zu. Auf einem wohlgeschmückten Pferde, Maulthier oder Kameel wird die Braut, nachdem sie zuvor von ihren verheiratheten Freundinnen feierlich gebadet und geschmückt worden ist, in das elterliche Haus, unter fortwährendem Jubel der sie umgebenden Menge zurück gebracht. Der sie begleitende Bräutigam muß es sich gefallen lassen, zu Fuß in seine Wohnung heim zu kehren. Nach dem Mittagsmahle hingegen, das gewöhnlich aus Reis mit Schöpsen- oder Bockfleisch besteht, setzt er sich, ebenfalls sauber gebadet und mit weißen Kleidern angethan, auf ein Pferd und reitet dem Hause seiner zukünftigen Gattin zu. Auf dem Wege dahin kommen ihm eine Menge Frauen entgegen, die ihn unter freudigem Jauchzen und Zurufen zu dem ersehnten Ziele führen. Bald ist der Tag vergangen und mit dem hereinbrechenden Abende wird die Braut den Armen der weinenden Mutter entrissen. Ein Kameel mit einem laubenartigen aus Palmenzweigen erbauten Thronhimmel nimmt die tief verschleierte, mit Blumen-, Gold- und Perlenschmuck überladene Braut und drei bis vier ihrer Freundinnen auf seinen geduldigen Rücken, und führt sie dem Hause des Bräutigams zu. Dem Zuge voran gehen Possen-



Gez. von Ernst Döbel. Lithogr. bei C. Hellfarth in Gotha

Hochzeitzug in Aegypten.

reißer mit langen Stäben, ihnen folgen einige Musikanten, deren ohrbetäubende Musik das Jubelgeschrei der Menge noch übertönt. Der Braut zur Seite reiten ihre übrigen Freundinnen, von ihren Sklaven begleitet, die zu jeder Hülfeleistung bereit sind. So bewegt sich unter immerwährenden Schreien der Zug durch die Stadt. Ist die Braut jedoch aus der ärmeren Volksklasse, so reitet sie nicht auf einem Kameele, sondern wandelt unter einem Thronhimmel, der aus vier Säulen besteht, über die ein seidenes mit goldnen, lang herunterhängenden Quasten geschmücktes Tuch gespannt ist, ohne Musik und weitere Ceremonien, und nur mit einer schlichten rothen Hose und einem blauen Hemde angethan, unter dem tollsten Jubel ihrer Begleitung durch die Straßen.

Ist der Zug vor dem Hause des Bräutigams angekommen, so geben sich Männer und Frauen in besondern Gemächern der ausgelassensten Lustigkeit hin, und wenn die Nacht hereingebrochen ist, wird vor dem Hause des neuen Ehepaares ein Freudenfeuer angezündet und die ganze Nacht um dasselbe getanzt. Mit Erlöschung des Feuers sind auch die Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ende.

Die Kinder der Aegypter erblicken ohne Hebamme oder sonstige ärztliche Hülfe das Licht der Welt; die Eltern glauben, daß die Natur am Besten vollende, was sie begonnen. Sie verwerfen die Taufe und behalten als Abkömmlinge Abrahams die Beschneidung der Knaben bei, die sie jedoch nicht binnen acht Tagen an dem neugeborenen Kinde vollziehen, sondern meist erst im dreizehnten Jahre vornehmen, weil auch Ismael, von dem sie ihre Abstammung herleiten, erst im dreizehnten Jahre beschnitten wurde. Allein nicht alle halten an dieser Regel, sondern lassen diese heilige Handlung schon im vierten oder sechsten Jahre des Knaben verrichten. Der Tag der Beschneidung eines Knaben wird in jedem Hause festlich begangen. Im blitzenden mit Gold und Juwelen übersäeten Schmucke wird der Kleine auf

ein stolzes arabisches Pferd gesetzt, dessen prachtvoller mit Edelsteinen besetzter Sattel auf goldgestickten Schabraken ruht. Das herrliche, lammfromme Pferd wird von zwei Sklaven geführt, zwei andere gehen zu beiden Seiten des Kindes, um es zu halten. Dem Zuge reitet ein vermummter Reiter voran, und diesem folgen mehrere Stockschläger, die mit ihren 6 Fuß langen Stöcken der schaulustigen Menge ihre Fechterkünste zeigen. Sie verfolgen mit ihren Augen die Richtung des Hiebes und trachten danach, dem Gegner einen Hieb ins Antlitz beizubringen; wem's gelingt, der bleibt so lange Sieger, bis ein Stärkerer über ihn kommt. Während dieser Fechterkünste hält der Zug mehrmals an. Den Stockschlägern folgen die Spielleute mit Trommeln, Pfeifen, Triangeln und Dudelsäcken. Die Trommel besteht aus einem tiefen napfartigen, irdenen Gefäße, über welches eine Haut ausgespannt ist. Auf diesem Falle paukt der Spieler mit einem dicken Lederstreifen fleißig herum. Den Knaben geleiten die nächsten Freunde des Hauses, jubelnd und springend. So geht der Zug durch die Hauptstraßen der Stadt, und schreiend folgt ihm die Menge nach. Ist der Knabe schon erwachsen, so legt er beständig die Hände auf die Brust und grüßt mit dem Haupte nach allen Seiten hin das ihn umjauchzende Volk, bis der Zug vor dem Hause angekommen ist, wo die Ceremonie der Beschneidung vor sich geht.

Auch mit den ärmeren Kindern, die nur des Reichthums der Kleidung entbehren, werden dieselben Ceremonien vorgenommen.

Die meisten Kinder sind wohlgebildet und der größte Schatz ihrer Eltern, die alles auf ihre Erziehung verwenden. Freilich ist dieselbe fast nur auf das väterliche Haus und den Harem beschränkt, denn Staat und Kirche kümmern sich so wenig um ihre Bürger, daß sie nicht einmal ein Kirchenbuch führen. Daher kommt es, daß ein Aegypter nie genau weiß, wann er geboren ist. Fragt man Einen nach seinem Alter, so antwortet er gewöhnlich: Ich bin drei oder



Gez. von Ernst Döbel. | Lithogr. bei C. Hellfarth in Gotha.

Beschneidungsprocession in Aegÿpten.






Gez. von Ernst Döbel. Lithogr. bei C. Hellfarth in Gotha.

Leichenzüge in Aegÿpten.

vier Jahre vor oder nach der großen Ueberschwemmung, als der Nil so und so hoch stand, geboren. Selbst der Vicekönig Mehemed Ali soll nicht wissen, wie alt er ist. Erst in der neuesten Zeit hat dieser umsichtige Mann höhere und niedere Bildungsanstalten begründet, deren Theilnahme jedoch noch zu wenig allgemein ist. Die meisten Aegypter leben in ihrer Unwissenheit dahin und können außer ihren religiösen Ceremonien nur sehr wenig Lesen und Schreiben.

In dieser Unwissenheit, bei ihrer naturgemäßen Erziehung und Lebensart und unter ihrem größtentheils gesunden Klima erreichen sie ein hohes Alter. Sobald Jemand gestorben ist, wird der Leichnam von den Verwandten zu einem Brunnen getragen, deren sich viele in der Nähe der Moscheen befinden, und daselbst abgewaschen. Sodann wird die Leiche in weiße Leinwand genäht und nach Verlauf von sechs Stunden beerdigt. Vier Männer, wie bei uns, tragen den mit einem rothseidenen Tuche behangenen Sarg, doch so, daß nicht, wie bei uns, die Füße, sondern der Kopf vorangeht. Auf dem Sarge vorn befindet sich der Kopfputz, an welchem man erkennt, welches Standes, oder welches Geschlechtes der Verstorbene war. Wird jedoch ein Santone (eine Art heilig gehaltener Bettler, die nackt, auf einem Esel reitend oder zu Fuß, mit unbedecktem Haupte, eine Stange in der Hand, an welcher mehrere Tuchstreifen befindlich sind, in ganzen Schwärmen bettelnd durch Städte und Dörfer ziehen), oder ein Hadschi (ein Moslim, der in Mekka am Grabe Muhameds gewesen) beerdigt, so werden große grüne Fahnen über den Sarg gelegt, in welche der Name des Propheten eingestickt ist. Wird nun der Sarg nach dem Gottesacker getragen, so laufen alle Blinden der Stadt herbei und gehen dem Leichenzuge voran, mit weinerlicher Stimme beständig die Formel ausrufend: „Allah haikbar il Allah, Muhamed resul Allah!“ (Gott ist wahrhaftig Gott und Muhamed der Gesandte Gottes). Erst am Grabe schweigt dieser einförmige Trauer-

gesang. Dem Sarge einer Frau folgen die für Geld gemietheten Klageweiber, die weinen können, so oft man es verlangt. Sie haben ein weisses Tuch in ihren Händen, das sie bald über dem Kopfe aus einander schlagen, bald um denselben herum schwingen und dazu immerwährend: „Juchtheh! Juchtheh!“ schreien; ein Wort, das ich anfangs für einen Ruf der Freude hielt, bis ich später erfuhr, daß es „Schwester“ bedeute. Ist nun endlich der Leichnam in die Erde gesenkt, so wird auf dem Begräbnißplatze ein Todtentanz aufgeführt, der eher unter die Mißbräuche des Volkes als zu dessen löblichen Gewohnheiten zu zählen ist, und mehr zum Lachen, als zur Trauer Anlaß gibt. Unweit des Grabes, jedoch außerhalb des Friedhofes, schließen die begleitenden Weiber, und zwar die nächsten Angehörigen der Verstorbenen, mit fliegenden Haaren einen Kreis, heulen und schreien aus allen Leibeskräften, zerfleischen sich Gesicht, Brust und Arme, raufen sich die Haare aus, werfen Hände voll Staub und Sand auf ihr Haupt, beschmieren sich das Gesicht mit feuchter Erde, und tanzen dazu unter den tollsten, wahnsinnigsten Sprüngen; während dem klatschen die Umstehenden mit ihren Händen lauten Beifall und stimmen eine Trauermelodie an. Nach Beendigung dieser Ceremonie, die unter den Christen eben so gewöhnlich ist, wie unter den Muhamedanern, kehren die Leidtragenden ruhig wieder in die Stadt zurück.

Von der Einrichtung der türkischen Kaffeehäuser habe ich schon früher bei Gelegenheit mehreres erwähnt. Es sind meistentheils kleine nicht viel Personen fassende Zimmer, in denen Türken und Araber vom frühen Morgen bis zum späten Abend sitzen und in langsamen Zügen schweigend ihren schwarzen, siedend heißen Kaffee schlürfen. Die kleinen Tassen stehen in einem zierlich blechernen Kelche, damit man sich die Finger nicht verbrenne, wenn man sie zum Munde führt. Da sitzen nun die pflegmatischen Muselmänner, wie die Zecher in un-

fern-Bier- und Weinhäusern und blasen durch Mund und Nase dicke Tabackswolken in die Luft. An eine Unterhaltung denkt Keiner, am wenigsten an eine politische, wie bei uns, und selten nimmt ein Gast von dem andern Notiz. Nur wenn ein alter Trinkbruder, den sie in langer Zeit nicht gesehen, in die Kaffeestube tritt, so grüßen sie ihn, indem sie ihn drei oder viermal derb in die dargebotenen Hände schlagen, ihn umarmen, ihn von beiden Seiten über die Achsel her küssen, und ihn mit den Worten bewillkommen: „Daibin?“ — Salomad, salomad! — Wie geht es? — Ich danke, ich danke! — Auf gleiche Weise begrüßen sich zwei Freunde, die sich lange nicht gesehen haben, wenn sie sich auf der Straße begegnen. Aehnliche Ceremonien machen die Aegypter, wenn Einer den Andern beleidigt hat und sie handgemein zu werden drohen. Sie schlagen sich ebenfalls in die Hände, umfassen sich sodann und ringen so lange mit einander, bis Einer dem Andern den Turban vom Kopfe reißt, und sie Beide mit ihren kahlen Köpfen dem Gelächter und Gespötte der sie umringenden Zuschauer preisgegeben dastehen. Hierauf bindet sich jeder seinen Turban wieder um, und befriedigt verlassen Beide den Kampfplatz.

Von allen im Koran enthaltenen Vorschriften scheint der Muselmann keine so genau und gewissenhaft zu beobachten, als das tägliche Waschen und Baden. Er wäscht sich vor und nach jeder Mahlzeit, vor jedem seiner Gebete, nach jeder Berührung seines Weibes, er wäscht und badet sich Morgens und Abends, mag es Sommer oder Winter sein, und thut es nicht blos, weil es ihm das Gesetz vorschreibt, sondern weil das Klima und die ihm zur Natur gewordene Reinlichkeit es ihm gebieten. Darum findet man nicht nur in jedem ansehnlichen Hause ein Badezimmer, sondern jede Stadt zählt neben ihren Moscheen viele und schöne Badehäuser. Diese Gebäude sind gewöhnlich mit einem runden bleigedeckten Dache über-

wölbt, durch dessen gläserne Kuppel das Tageslicht in das Innere fällt. Dieses ist allerwärts mit köstlichem Marmor ausgelegt, ruht auf schönen Säulen von gleichem Gestein und ist in mehrere Zimmer geschieden. Die Behandlung der Badenden von den eigens dazu angestellten Badewärtern ist vorzüglich. Man wird nicht nur gewaschen, sondern auch abgetrocknet und dann in ein Zimmer gewiesen, worin sich ein Sopha befindet. Daselbst wird der Badende noch einmal abgetrocknet, alle Glieder werden ihm gezogen und gebogen, ihm die Nägel von Händen und Füßen abgeschnitten und ihm eine Zeit lang mit einer Art von Ziegelstein an den Fußsohlen herum gekrabbelt. Sodann reckt er gewöhnlich seine Glieder auf dem schwellenden Sopha, ein Diener bringt eine Pfeife nebst einer Schaale Kaffee und die Kleider. Für ein solches Bad zahlt man nur 3 Groschen nach unserm Gelde, und ein jeder Christ kann um diesen Preis jedes öffentliche Bad betreten; den Dienern gibt man ein geringes Trinkgeld. So wie die Männer, so baden auch täglich die Frauen in ihren eignen Badeanstalten, die kein Männerfuß betreten darf.

Ein andres Vergnügen der Aegypter ist die Jagd, und nichts hat mich so sehr ergötzt als die Art und Weise, wie sie die jungen wilden Enten fangen, deren es auf dem Nil eine fast unglaubliche Menge gibt. Gewöhnlich werden sie in Netzen gefangen, doch die schwimmfertigen Araber bekommen sie durch eine List oft schaarenweise in ihre Gewalt. Sie lassen nämlich auf den Teichen große ausgehöhlte Kürbisse schwimmen, damit die jungen Enten, wenn sie ausgekrochen sind, den Anblick derselben gewohnt werden. Sind sie nun so weit flügge geworden, daß sie bald fliegen können, so birgt ein Araber seinen Kopf in einen hohlen Kürbis, nimmt einen Sack in die Hand und geht bis an den Kürbis unter das Wasser. So schwimmt er nun den jungen Enten nach, und wenn er ihnen nahe genug ist, nimmt er eine nach der andern geräuschlos bei den Füßen, steckt sie

in den Sack unter dem Wasser und fährt so fort bis alle in seiner Gewalt sind. Sie lassen sich darum so sorglos fangen, weil sie an die Erscheinung des Kürbis gewöhnt sind.

Auch die Jagd auf Gazellen hat ihr Eigenthümliches, und ich nahm Theil an einer solchen, als ich mich, während der Pest in Kairo, in dem vier Stunden davon entfernten Abusabel aufhielt. Ein reicher Bei, vom Vicekönige seiner Stelle entsetzt, weil er mehr dem Vergnügen der Jagd als seinem Berufe nachgegangen war, lebte auf seinem Landgute, wohin er sich zurückgezogen hatte, einzig und allein den Freuden des Waidwerks und hielt sich ein ansehnliches Gefolge, das ihn auf seinen Zügen begleiten mußte. Einst stellte er eine Jagd auf Gazellen an, die sich in der Nähe seines Landhauses aufhielten. Zwei Sklaven führten die Windhunde, vier andre trugen die nöthigen Falken, und einer mehrere Ibis, denen man, um sie zur Gazellenjagd zu gebrauchen, die langen Beine gebrochen hatte. Als der Platz, wo die Gazellen sich aufhielten, erreicht war, setzten die Falkenwärter ihre Thiere ungefesselt auf die Hand, die durch einen starken ledernen Handschuh geschützt war. Die Falken trugen eine Lederkappe über dem Kopfe, und blieben ruhig sitzen, so lange sie nicht davon befreit wurden. So wie nun die Jäger eine Gazelle erblickten, zogen sie rasch dem Falken die Kappe ab. Pfeilschnell schoß dieser auf die Beute, setzte sich zwischen die Hörner und hieb mit dem Schnabel so lange nach den Augen des Thieres, bis es sich wie wahnsinnig im Kreise drehte und, rings von den Windhunden umstellt, endlich durch eine Kugel seiner Qual entledigt ward. Um nun den Falken schnell wieder zur Rückkehr auf die Faust des Jägers zu vermögen, wird der an eine Schnur gebundene Ibis losgelassen, und sogleich wieder zurück gezogen, sobald ihn der Falke erblickt hat. Denn dieser setzt sich nun eilig wieder auf seinen Handschuh und wartet seines Antheils an der Beute. So grausam diese Art der

Jagd ist, so artig ist sie anzusehen; auch werden die Falken zur Jagd auf Wasservögel abgerichtet, die sie pfeilschnell einfangen und an das Ufer bringen. Auch bei dieser Jagd werden sie, wenn sie sich zu weit entfernen, vom Ibis zurückgerufen. Viele der Einwohner betreiben die Jagd als einen ergiebigen Nahrungszweig und erlegen, vorzüglich wenn der Nil ausgetreten ist, eine unglaubliche Menge Wasservögel, die sie theils zur Nahrung für sich und ihre Familie behalten, theils an die Schiffer verkaufen. Leider müssen die Jäger auch zugleich ihre eigenen Hunde machen, weil man in diesen Ländern nur selten einen aufbringt, theils wegen des heißen Klima, theils wegen der Seuche, die jährlich zu viele hinwegrafft.

Die Aerzte in Aegypten sind bis auf den heutigen Tag Europäer, während die Chirurgen Araber sind, die namentlich in der Kunst des Bartabnehmens unsre europäischen Barbiere weit übertreffen. Weniger Geschicklichkeit zeigen sie beim Schröpfen, weil ihnen die nöthigen Instrumente dazu abgehen. Ich war Zeuge einer solchen Operation, vor der ich allen möglichen Respekt bekommen habe. Der zu schröpfende Patient sitzt auf dem Teppich des Fußbodens und der Barbier macht mit dem Rasirmesser so viele Einschnitte in verschiedene Theile des Körpers, bis er glaubt, daß es genug sind. Sodann setzt er ein Ochsenhorn auf jede Wunde, nimmt die Spitze des durchbohrten Hornes in den Mund, saugt die Luft aus demselben, bis es auf dem Fleische fest steht und hält dann die Oeffnung mit dem Finger zu. Ist das Horn mit Blut gefüllt, so nimmt er es von der einen und setzt es über die andre Wunde und wiederholt diese Operation so lange, bis er dem Patienten die nöthige Quantität Blutes abgezapft zu haben glaubt. Die niedere wie die höhere Heilkunde liegt trotz der fremden und geschickten Aerzte dennoch sehr im Argen, und es ist ein großes Glück für die Bewohner daß das Land, außer von der Pest, so wenig von ansteckenden und gefährlichen Krankheiten,

wie wir solche in Europa finden, heimgesucht wird. Eines der schlimmsten Uebel, von denen das Land geplagt ist, ist die Blindheit, an welcher eine zahllose Menge armer Araber und Türken leiden, so daß man durch keine Straße irgend einer Stadt geht, ohne einem Dutzend solcher Unglücklichen zu begegnen, die sich durch das Gewühl drängen, oder mit ausgestreckter Hand an den Thüren der Häuser sitzen und betteln. Man nimmt allgemein als Ursache dieses Uebels den feinen in der Luft fliegenden ätzenden Staub an, ich glaube jedoch, daß sie mehr in der Unreinlichkeit liegt, die unter den niedern Volksklassen herrscht.

In Krankheitszufällen suchen die unwissenden Einwohner bei dem ersten besten Zauberkünstler, oder bei einem Europäer Hülfe, die nach der Meinung des Volks immer Aerzte („Heckim") sind. Läßt sich daher einer in einer Stadt oder in einem Dorfe sehen, so laufen sie ihm durch alle Straßen nach und zeigen ihm ihre Wunden, oder was sie sonst an sich haben. So geschah es jenem meklenburger Maurer Müller, den ich im lateinischen Kloster in Jerusalem fand, einmal in Bethlehem, wohin er mich begleitet hatte, daß ein arabisches Weib auf der Straße vor ihm stehen blieb, und ihn bat, ihr geschwollenes Bein zu heilen. Er fragte sie dagegen in seinem plattdeutschen Dialecte, ob sie Wein habe? und sie nickte, obgleich sie die Frage unmöglich verstanden haben konnte? Sie ging nach Hause, und der Maurer folgte ihr nach. In ihrer Wohnung angekommen, rief sie alle ihre Nachbarn zusammen, ob sich vielleicht einer darunter fände, der sich mit dem Doctor verständigen könnte. Zu den Nachbarn hatten sich bald alle Lahme, Blinde und an andern Uebeln leidende Personen gesellt, die das Haus umlagerten und alle von dem Doktor geheilt sein wollten. Dieser hatte unterdessen wiederholt „Wien, Brueb und Schwienfett" gefordert, ohne von Jemand verstanden zu werden, als der Sohn der Hausfrau aus dem Kloster zurückkehrte,

welcher das Verlangen des Doktors nach Wein besser als die Uebrigen zu deuten wußte. In der Meinung, daß dieser Wein zur Kur seiner Mutter gebraucht werden solle, die der Doktor freundlich auf die Schulter klopfte und ihr lahmes Bein mit seinen Händen strich, öffnete der Sohn eine in der Stube befindliche Fallthüre, über welcher der Doktor Platz genommen hatte, und setzte ihm eine kupferne mit Wein gefüllte Schüssel vor, deren Inhalt dem Meklenburger sogleich durch die Gurgel floß. Als eine zweite denselben Weg gegangen war, ohne daß der Wein auf das lahme Bein der Patientin eine Wirkung hervorgebracht hatte, lief der Sohn in das Kloster zurück, in welchem mir eben die Merkwürdigkeiten gezeigt wurden, und bat mich, ich möchte mit ihm nach Hause gehen, wo sich ein deutscher Arzt befinde, der seine Mutter mit „Wien, Brued und Schwienfett“ kuriren wolle, ohne daß Jemand wisse, was er unter den beiden letzten Worten verstehe. Schon habe er ihm zwei Schüsseln mit Wein vorgesetzt, die er sogleich ausgetrunken und zornig mehr gefordert habe, gewiß aus dem Grunde, weil man ihn nicht verstehe. Ich merkte sogleich, von welchem Doktor hier die Rede war und ging mit dem jungen Menschen in seine Wohnung, zu welcher man durch die davorstehenden Menschen kaum kommen konnte. Als sie mich gewahrten, und auch mich für einen hekim hielten, grüßten sie mich nach morgenländischer Art und wollten mir eben ihre Gebrechen und Uebel erzählen und zeigen, als ich sie mit den Worten: „Ene mosch hekim“ (Ich bin kein Arzt) zurückwies und in die Wohnung trat. Der vermeintliche Doktor war eben mit der dritten Schüssel beschäftigt und strich dabei das Bein der Patientin so eifrig, daß diese schon einige Linderung zu verspüren vorgab. Als jedoch der Meklenburger mich erblickte, fing er, schon halb berauscht, zu weinen an, und betheuerte mir, daß er allen diesen Kranken helfen wolle, wenn er nur erst das Bein der guten Frau, die so vortrefflichen Wein habe, kurirt haben werde.

„Prosit, alte Mutter!“ rief er ihr dann jauchzend zu und griff zur Weinschüssel. Der Sohn fragte mich, was der letztere Ausruf bedeute, und ich entgegnete lächelnd, der hekim kurire das Bein der Mutter durch Sympathie, weil die verlangten Heilmittel nicht geschafft worden wären, und in den letzten Worten sei eine kräftige Zauberformel enthalten. „Und welches sind diese Heilmittel?“ fragte er mich. „Crasso del porco e pane negro!“ (Schwarzbrod und Schweinefett) antwortete ich.

Als das die Wittwe hörte, dankte sie mehrmals und fragte naiv, ob die andern auch sympathetisch oder vom Hansier (Schwein) geheilt werden würden? Lachend erwiederte ich: „Jawohl, von einem Hansier!“ und ging meines Weges mit meinem Gefährten.

Man muß oft zu einer List seine Zuflucht nehmen, um sich diese zudringlichen Kranken abzuhalten, die in den meisten Fällen um das Geld, das sie für solche Kuren ausgeben, auf eine abscheuliche Weise betrogen werden; denn es gibt in Aegypten und auch in der Türkei eine Menge Europäer, meist Deutsche, die mit einem Quacksalberkasten als Aerzte im Lande herumziehen und sich die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit des Volkes zu Nutze machen; ich selbst habe in Adrianopel zwei Deutsche kennen gelernt, die mit Wagen voll Heusaamen in der Stadt herumfuhren und solchen den Leuten als ein wirksames Universalmittel um hohen Preis verkauften.

Eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse der Aegypter ist das Wasser, das im ganzen Lande und namentlich in den Städten, zu denen kein Arm des Nils geleitet werden kann, wie z. B. in Alexandrien, sehr theuer bezahlt wird, da es in diesen Städten weder Brunnen noch Quellen, wie bei uns gibt, sondern nur einzelne Cisternen, in denen das Regenwasser zusammenläuft, oder aus dem Nile in dieselben geleitet wird. In ledernen Schläuchen, oder in Ziegenhäuten, deren Außenseite noch die schmutzigen Haare zur Schau trägt, wird

es auf Kameelen oder Eseln zum Verkauf herumgeführt. Ein solcher Sack mit Wasser gefüllt, kostet je nach der Jahreszeit 20 bis 30 Paras, und man sieht oft Araber mit 3 bis 4 Eseln, die sich einzig und allein von diesem Wasserverkaufe nähren. Auch gibt es eine Sekte ägyptischer Heiligen, die einen großen an einem Riemen befestigten Krug mit trinkbarem Wasser auf dem Rücken tragen und den an öffentlichen Bauten ermatteten Arbeitern, oder wer sie sonst um einen erquickenden Trunk bittet, den gelben, blechernen Becher reichen, der an einem Kettchen befestigt ist, damit er ihnen nicht etwa gestohlen werden kann. Ist ihr Krug leer, so füllen sie ihn wieder, und von Morgen bis Abend sieht man diese frommen Mönche durch die Straßen ziehen und ihre Labe allen Durstigen spenden. Meistentheils führen sie Nilwasser, und dieses gehört zu den wohlschmeckendsten und gesündesten auf der ganzen Erde, und wird selbst dann noch nicht schädlich, wenn man es auch im Uebermaße und nach dem Genusse von Südfrüchten trinkt. Auf den, der es zum erstenmale genießt, bringt es jedoch eine sonderbare, scheinbar nachtheilige Wirkung hervor. Die Annehmlichkeit und den Nutzen des Nilwassers lernt man erst nach längerem Genusse kennen und schätzen.

Wenn der Nil zu steigen anfängt, so wird das Wasser so trübe, daß man im vollsten Sinne des Wortes keinen Frosch darin erkennen kann. Nach dem Genusse desselben zeigt sich anfänglich am Halse, dann an den Armen und endlich am ganzen Körper eine Röthe, die von einem brennenden Jucken begleitet ist, das um so mehr zunimmt, je mehr man des Wassers trinkt, und endlich zu einer fast unerträglichen Pein wird. Auf der Haut zeigen sich kleine Bläschen, die man Nilblattern nennt, und die eben so schnell wieder vergehen, wie sie entstanden sind. Jedoch werden nicht alle Menschen davon befallen, obgleich es jedem zu wünschen wäre, da sie den Körper auf Jahre lang von allen sich darin bergenden Krankheitsstoffen reinigen.

Wem das trübe Nilwasser nicht zusagt, reinigt es durch glühende Kohlen oder durch zu Pulver gestoßene bittre Mandeln, die alle fremdartigen Substanzen ausscheiden und zu Boden schlagen, und wer es gar nicht genießen kann, begnügt sich mit der Milch, die von den ägyptischen Bauern in ungeheuerer Masse gewonnen wird. Jedoch wird solche nicht, wie bei uns, in Flaschen oder Töpfen zum Verkauf gebracht, sondern die Fellahs treiben jeden Morgen ihre 3 bis 4 Kühe und wohl auch etliche 10 bis 20 Ziegen durch die Straßen der Stadt und schreien aus vollem Halse: „Haleb, haleb!" (Milch). Wer nun solche haben will, ruft den Treiber an und erhält auf der Stelle aus den Kühen oder Ziegen so viel Milch gemolken, wie er bedarf. Dies dauert so lange, bis der Vorrath erschöpft ist, und hat das Gute, daß man damit nicht betrogen wird und die Milch stets frisch und ohne Zusatz von Wasser erhält.

Indessen wird man des längern Genusses bald überdrüßig und kehrt über kurz oder lang zum Nilwasser zurück. Ich habe oft darüber nachgedacht, was Aegypten ohne den Nil sein würde, ein unendlich dürftiges und armes Land, während es mit ihm eins der reichsten und fruchtbarsten ist. Daher genießt der Fluß beim ganzen Volke eine fast göttliche Verehrung und verdient sie um so mehr, als er für das ganze Land die Quelle alles Glückes und Segens ist. Vom 10. bis 15. Juni beginnt der Nil allmählig zu steigen und zu wachsen, bis er endlich über die Ufer tritt und viele Meilen weit das Land zur offenbaren See macht. Das Steigen dauert vom genannten Monat an bis zum September, und diese Zeit bezeichnen die Araber mit dem Worte Hamsin, d. h. funfzig Tage. Zu dieser Periode wehen die heißen Winde, der austrocknende und alles versengende Harmattan und der giftige, allem vegetativen Leben tödtliche Samum, gegen dessen Schrecken sich der Europäer durch eine schon oben beschriebene Sandbrille zu schützen sucht.

Die Fluth steigt immer höher, der dürre, oft 3 bis 5 Zoll weit aufgerissene Boden saugt das Naß gierig ein, und der Jubel der Einwohner wächst mit jeder Stunde, die Nilufer sind mit fröhlichen Menschen angefüllt, die dem steigenden Strome zuschauen, aber ihr Frohlocken wird zum Zagen, wenn der Strom nicht weit genug austritt oder sich zu früh wieder in sein Bett zurückzieht. Das Steigen und Fallen desselben wird an dem Mekias oder Nilmesser auf der Insel Rudah von eigens dazu angestellten Beamten beobachtet. Diese theilen die Ergebnisse der Fluth am Morgen den Ausrufern mit, und diese verkünden mit lauter Stimme in der Stadt, wie hoch der Strom in der Nacht gewachsen ist. Ist die Nachricht eine freudige, so werden sie von den Einwohnern mit allerlei Kleinigkeiten beschenkt, bis die Kunde kommt, daß er 20 bis 30 Fuß hoch gestiegen ist und nun die Dämme zu durchbrechen droht.

Gewöhnlich erreicht der Fluß seine höchste Höhe um den 4. oder 5. August; während meiner Anwesenheit in Kairo im Jahre 1835 traf jedoch diese frohe Nachricht erst am 21. ein, da es dem Strome beliebte, mit seinem Steigen zu zaudern und die Einwohner deshalb in nicht geringer Angst waren. Sogleich begaben sich die Imanen und Santonen — die muhamedanische Geistlichkeit — zu den Brunnen der Stadt, die, mit dem Nil in Verbindung, unter ihrer Aufsicht stehen und dem Volke unzugänglich sind. An denselben nahmen sie eine feierliche Ceremonie vor; sie beteten, sangen, schwenkten ihre Fahnen darüber weg und sprachen Zauberformeln aus, durch welche sie die gaffende Menge glauben machten, daß sie im Stande seien, das Wasser herauf zu beschwören. Kaum waren diese Zauberformeln beendet, als wirklich die Fluth, die bis dahin jedenfalls durch verborgene Schleußen gehemmt worden war, heraufdrang und die niedern Straßen der Stadt überschwemmte.

Tags darauf wurde der Nil „geschnitten“ und dieses ist eins der

größten Feste des ägyptischen Volkes. Die feierliche Ceremonie geschieht zu Alt-Kairo, wo der 22 Fuß breite und an einigen Stellen noch breitere Kanal während der Zeit der Ueberschwemmung das Wasser durch Groß-Kairo führt. Eine unglaubliche Menschenmasse drängt sich an den Ufern des Kanals nach dem Damme zu, der nicht dicht am Flusse selbst, sondern etwa 150 Schritte nach der Stadt zu, mitten durch den Kanal gezogen und von einer bedeutenden Stärke und Höhe ist. Der Damm wird alle Jahre nach dem Durchstich von Menschenhänden wieder neu aufgeführt. Hunderte waren eben daran beschäftigt, ihn zu durchstechen, und kein Greis, kein Kind war in der Stadt geblieben, denn alle wollten dieses merkwürdige Schauspiel mit ansehen. Auf dem Flusse hinter dem Damme ruderten eine Menge Schifflein mit Wimpeln und Flaggen geschmückt, und die Ufer füllten sich immer mehr mit vornehmen Türken, die zu Pferde, mit ihren Frauen, die zu Wagen, und mit den angesehensten europäischen Kaufleuten und Consuls, die auf Eseln und Kameelen herbeigekommen sind. Unterdessen zog das festlich geschmückte Militär mit Musik in Parade auf und stellte sich zu beiden Seiten des Ufers, so daß voran die Artillerie mit ihren Batterien, hinter diesen die Feuerwerker, theils auf den am Ufer, theils auf den über dem Wasser erbauten Gerüsten standen. Nun begann in einzelnen Pausen das Feuern der groben Geschütze, und wenn dieses schwieg, ließen die Feuerwerker ihre Künste spielen, von denen man jedoch nur mehr hörte als sah. Dazwischen und zu der Musik und dem Trommelwirbel der Infanterie, schmetterten die Trompeten der Kavallerie, die auf festlich geschmückten Schiffen heranzog, und bildeten mit dem Jubel, dem Wirren und Wogen der Menge ein ohrbetäubendes Concert. Die ganze Scene war auf und ab in Pulverdampf gehüllt, der sich nur zuweilen verdünnte und einen Blick in das Treiben der jubelnden Menge gestattete.

Das Bett des Kanals nach der Stadt zu ist noch wasserleer und einzelne Musikbanden ziehen darin auf und ab. Unterdessen arbeiten hundert Hände rüstig fort, den Damm zu durchbrechen, und bald sind sie ihrem Ziele nah. Auf ein gegebenes Zeichen wird er gänzlich durchstochen, und die Wogen wälzen sich brausend der Stadt entgegen. Ihre Gewalt reißt die Arbeiter mit fort, doch bald gewinnen diese durch ihre Schwimmfertigkeit das Ufer, wo sie von dem Volke begrüßt und reichlich beschenkt werden. Abermals donnern die Kanonen, das Schiff mit den Trompetern und die andern kleinen Schiffe und Barken ziehen unter dem lautesten Jubel des Volks nach der Stadt zurück, das Volk folgt ihnen und setzt dort das Fest durch Schmausereien und andre Lustbarkeiten bis tief in die Nacht fort. Endlich verstummt der laute Jubel; die Menge geht befriedigt nach Hause. Daß in einem solchen Gedränge sich auch Unglücksfälle ereignen, ist natürlich, allein sie stören die allgemeine Freude nicht. So ward bei Durchstechung des Dammes ein kleines Schiff von den brausenden Fluthen mit fortgerissen und von diesen verschlungen, doch wurde die darauf befindliche Mannschaft gerettet. Allein dieser Unglücksfall kümmerte die tobende Menge eben so wenig wie ein Knabe, der im Gedränge von einem Kameele zertreten wurde.

Bald ist das Nilthal ein unübersehbares Meer geworden, auf welchem die einzelnen auf einer Anhöhe erbauten Dörfer zu schwimmen scheinen. So steht die Fluth gegen 3 Wochen, dann verläuft sie sich allmählig, bildet kleine Teiche und verschwindet endlich, auf dem Lande einen fetten, fruchtbaren Schlamm zurücklassend, der jeden Dünger ersetzt. Sogleich wird nun der Saame in den Boden gestreut und der Schlamm mit einer Art Scharre darüber gezogen; eines Pfluges oder einer Egge bedarf es nur äußerst selten. Die Zeit der Aussaat ist mehrentheils im November, und schon nach wenigen Tagen geht die Saat auf, die in den milden Wintermonaten reift

und im März, spätestens im April eingeerntet wird. Bei diesem Geschäft bedienen sich die Einwohner nicht, wie bei uns, der Sensen und Sicheln, obgleich ihnen der Gebrauch derselben bekannt ist, sondern die Aehren werden mit den Wurzeln ausgerauft und wiederum nicht, wie bei uns, in Garben gebunden und auf Wagen nach den Scheuern gebracht, sondern von den Kameelen auf einen großen Platz im Felde zusammen getragen, der leicht gefunden wird, da die ägyptischen Bauern ihre Ländereien stets neben einander liegen haben. Dieser Platz wird nun zu einer Tenne eingerichtet und darauf das Getreide ausgedroschen. Man bedient sich dazu einer schlittenartigen Maschine, die sich auf 4 bis 5 hölzernen Walzen mit eben so viel eisernen einen Fuß hohen, über einen Viertelzoll starken und scharf geschliffenen Scheiben bewegt. Die Aehren werden in einen großen Kreis gelegt, die Maschine geht darüber hinweg, zerschneidet dieselben zu Häcksel, und dabei fallen die Körner aus. Diese werden sammt den zerschnittenen Halmen in der Mitte des Kreises angehäuft und eine andre Lage Getreide ausgebreitet. Die Maschine wird von Ochsen oder Pferden gezogen, die so lange darüber hinweggehen, als es dem auf ihrem Rücken sitzenden Führer gefällt. Nun wird die Frucht von der Spreu gereinigt, indem man dieselbe mittels einer Art Wurfschaufel gegen den Wind wirft, so daß die Spreu davon fliegt und die Körner zu Boden fallen. Das so gewonnene Getreide wird nicht, wie bei uns, unter Dach und Fach gebracht, sondern unter freiem Himmel aufgespeichert, so daß man in Kairo nicht selten Waizenhaufen sieht, die über die Häuser emporragen. Letztere Getreideart wird von besonderer Güte und in so großen Massen gebaut, daß nicht alles im Lande verzehrt werden kann, sondern ganze Schiffsladungen voll nach dem südlichen Europa den Nil hinabgehen. Außerdem werden noch Gerste, Mais, Durra, Bohnen, Erbsen und andre Hülsenfrüchte in so beträchtlicher Menge erzeugt, daß sie ebenfalls in gro-

ßen Massen ausgeführt werden. Dagegen wird Roggen und Hafer gar nicht angebaut.

Auf den Aeckern, die näher am Nil liegen und durch Maschinen bewässert werden können, grünt und blüht es das ganze Jahr hindurch, und wenn von ihnen die erste Ernte eingesammelt ist, schreitet man zu einer zweiten, oft auch zu einer dritten Aussaat und Ernte. Diese Bewässerungsmaschinen sind am Ufer des Flusses erbaut und bestehen aus einem großen in Fächer getheilten und von Pferden oder Ochsen umgetriebenen Rad. Dieses schöpft das Wasser in Rinnen, die es weiter auf die von vielen Gräben durchschnittenen Aecker führen. Kleinere Maschinen dieser Art werden von den arabischen Bauern selbst getrieben. Auf den so bewässerten Feldern werden die obengenannten Getreidearten und außerdem noch Flachs gezogen, der hier eine Länge erreicht, wie in keinem Lande Europas. Nur des Schmuckes grüner Wiesen entbehrt das Land, dafür baut man jedoch auf den Aeckern eine große, schöne Art Kopf- und Luzernerklee, der nicht abgemäht, sondern von dem an Pfähle gebundenen Vieh abgeweidet wird. Was dann noch übrig bleibt, wird gemäht, gedörrt und theils eigens verbraucht, theils auf Kameelen als Nahrung für Pferde und Esel zum Verkauf nach der Stadt gebracht. Indessen verschmähen es auch die arabischen Bauern nicht, ganze Büschel dieses süßen Klees, zumal wenn er noch frisch und jung ist, mit großem Appetite zu verspeisen.

Zu den ferneren Erzeugnissen des Landes gehört der Reis, eins der ersten Nahrungs- und Erwerbszweige der Bewohner, hier wie in allen andern warmen Ländern auf Aeckern gebaut, die stets feucht erhalten werden müssen, da ohne hinreichende Bewässerung die Saat leicht verdorren würde. Die Aussaat, die sehr bald emporsproßt, geschieht im Juni, und die Aecker werden, wenn die Pflanzen ein wenig in die Höhe geschossen sind, alle drei Tage überschwemmt. Die Ernte

findet zu Ende des September statt. Die Aehren werden abgeschnitten, auf einem freien Platze in Schwaden gelegt, fleißig umgewendet und Abends in Haufen, wie bei uns das Heu zusammengerecht. Ist die Pflanze ganz getrocknet, so wird sie von den Eigenthümern auf die flachen Dächer ihrer Häuser gebracht und dort die Körner ausgeklopft.

Ein nicht minder beachtenswerthes Erzeugniß Aegyptens ist die Baumwolle, deren Anbau seit Mehemed Alis Regierung besonders fleißig betrieben wird. Die Baumwollenstaude ähnelt unserm Haselstrauche, wird 4 bis 5 Fuß hoch, blüht fast wie eine Malve und treibt eine vierfächriche Saamenkapsel von der Größe einer Wallnuß, die sich zur Zeit der Reife schwarzbraun färbt und in vier Theile auseinander springt. Um die in der Hülse gelegenen Saamenkörner ist die Baumwolle angewachsen, die nun von den Bebauern eingesammelt wird. Die Baumwollenstauden stehen reihenweise und in Zwischenräumen von einander auf Aeckern, die der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt sein dürfen, und daher meist umdämmt sind. Die Pflanze verlangt viele Pflege, und die Zucht derselben hat sich die Regierung vorbehalten und straft Jeden, der solche für eignen Nutzen zieht. Wenn sie eingeerntet ist, wird sie von den Bauern, denen die Pflanzungen anvertraut sind, in Ballen zusammengetreten und so an die Magazine des Vicekönigs gegen einen Schein, der in der Steuerkasse statt baaren Geldes angenommen wird, abgeliefert.

Eben so stark wie den Anbau der Baumwolle betreibt der Vicekönig den Bau des Zuckerrohrs. Es ist dieses eine schilfartige Pflanze, die eine doppelte Mannshöhe erreicht und an den Ufern des Nils und des Jordan ohne alle Pflege wächst. Meistentheils jedoch wird es auf feuchten Aeckern oder in besondern Gärten gebaut, die das ganze Jahr hindurch bewässert werden müssen, und deshalb in die Kreuz und Queere mit Gräben durchschnitten sind. Einer weitern

Pflege bedarf es nicht. Wenn es reif ist, wird es geschnitten, in Bündel gebunden und zum Verkauf auf die Märkte gebracht, wo man einen Stengel, je nachdem er lang und stark ist, für 1 bis 3 Pfennige erhält. Aus dem saftreichen Mark der Pflanze wird der Zucker bereitet. Die Rohrstengel werden durch zwei Walzen, die ein Räderwerk umdreht und gegen einander drückt, ausgepreßt, eine äußerst beschwerliche und gefährliche Arbeit, die schon manches Menschenleben gekostet hat. Da sich das Zuckerrohr nicht aufbewahren läßt, sondern schon oft nach 24 Stunden verdirbt, so müssen die Neger zur Zeit der Ernte oft Tag und Nacht vor den Walzen stehen und das Rohr daran halten. Oefter überfällt sie bei der Arbeit der Schlaf, sie bringen unvermerkt einen Finger zwischen die Walzen, die sogleich die Hand und den Arm nach sich ziehen und zerquetschen. Darum steht immer ein Anderer mit einem scharfen Beile dabei, um rasch den Finger oder die Hand abzuhauen, damit nicht der ganze Mensch gerädert wird. Der auf diese Weise ausgepreßte Zuckersaft, von welchem während der Ernte die Neger so viel genießen dürfen, als sie nur mögen, wird in Kesseln zu einem dicken Muß gesotten, dieses gereinigt, auf Fässer gefüllt und an die Raffinerien des In- und Auslandes versendet.

Den Kaffeebaum sah ich in des Vicekönigs Garten zu Schubra in großer Anzahl. Seine Blätter gleichen den Pomeranzenblättern, nur daß sie etwas länger sind. Die Blüthen weiß, die Frucht eine kleine Kirsche, in der zwei zusammengewachsene Bohnen den Kern bilden. Mit der Pflege dieses Baumes beschäftigen sich die Aegypter nur wenig, sein eigentliches Vaterland ist Arabien, wo er in vielen Gegenden angepflanzt ist, wie bei uns die Kirsch- oder Zwetschenbäume. Wollte man aber annehmen, daß in jenen Gegenden in jedem Dorfe oder Wirthshause der beste Kaffee getrunken würde, so würde man sehr irren. Die Einwohner bauen zwar den besten, aber

trinken den schlechtesten von der Welt. Kommt man in den Kaffeebergen in ein Wirthshaus, so erhält man, wie ich mir habe von Reisenden erzählen lassen, ein gar dünnes, erbärmliches, lauwarmes Getränke; das nicht aus den eigentlichen Bohnen, sondern aus der sie umgebenden Schale zubereitet wird. So genießen die, welche jene Naturgabe am leichtesten haben könnten, sie am wenigsten, vielleicht aus demselben Grunde, aus welchem die Winzer bei uns nur Bier trinken oder die Bergleute, die das schönste Silber ausgraben, oft kein Kupfergeld besitzen — nämlich aus Armuth, oder auch weil sie den Kaffee, eben weil sie ihn so nahe haben, am wenigsten achten.

Was mich in Aegypten am meisten befremdete, war der Mangel an Rebenpflanzungen. Der Wein scheint durchaus nicht gedeihen zu wollen, und die Reben, die man anpflanzt und zu Gartenzäunen benutzt, erreichen eine erstaunliche Höhe, bringen aber nur wenige und nicht sehr saftreiche Trauben hervor. Nur eine besondere Art des Weinstocks mit kleinen kernlosen Beeren wächst daselbst, die getrocknet und unter dem Namen kleiner Rosinen oder Korinthen in den Handel gebracht werden. Unter den übrigen Bäumen des Landes ist wohl die Dattelpalme der nutzbarste und edelste. Man findet diesen Baum in allen Gegenden Aegyptens, und es gibt männliche und weibliche; letztere tragen jedoch nur, wenn sie in der Nähe der erstern stehen. Der Stamm dieser Bäume ist schlank, schuppig und ohne Aeste, und die Früchte wachsen nicht an Zweigen mit Blättern, sondern ein Blüthenbüschel wächst unmittelbar aus der Krone und trägt oft eine bis zwei Metzen der herrlichen, nahrhaften, süßen Früchte, die sich zur Zeit ihrer Reife dunkelroth färben. Mehrere solcher Bäume reichen hin, eine arabische Familie das ganze Jahr hindurch zu ernähren, da die Araber an den täglichen Genuß derselben gewöhnt sind. Die meisten dieser Früchte werden an der Sonne getrocknet und durch Keltern ausgepreßt. Der so gewonnene Saft dient

als wohlschmeckender Zusatz an verschiedene Speisen, ohne welchen diese den Arabern nicht behagen würden. Andre werden gebacken wie unsre Pflaumen und so mehrere Jahre aufbewahrt, noch andre werden, wenn sie verschickt werden sollen, in Ziegenhäute eingenäht, um sie auf diese Weise vor dem Verderben zu sichern. Das faserige Holz des Stammes wird zu verschiedenen Geräthschaften und zum Bauen verwendet; aus den Blättern werden Hüte, Körbe und Matten u. s. w. geflochten, die man um den Preis von 2 bis 3 Groschen erhält. Die Rippe der Blätter, die nach dem Stamme zu etwas breit ausläuft, wird von den Arabern noch breiter geklopft und wegen ihrer Fasern als Besen gebraucht. Ein einziger Araber kann bequem an einem Tage 150 Stück verfertigen, und er verkauft darum auch das ganze Dutzend nur für höchstens 6 Pfennige. Aus der bastartigen schuppigen Baumrinde werden sehr dauerhafte Seile und Stricke verfertigt. Macht man im Frühjahre einige Einschnitte in die Krone des Baumes, so läuft ein süßer Saft heraus, welcher den bekannten Palmenwein liefert, der jedoch dem Europäer nur munden will, wenn er sorgsam zubereitet und noch nicht, was nur zu leicht geschieht, in Säuerung übergegangen ist. Die zarten Herzchen der Blätter und Blüthenkolben liefern den äußerst schmackhaften Palmenkohl, der wie Salat zubereitet wird.

Der Granatapfelbaum, bei uns in Gewächshäusern gezogen und uns nur als Strauch bekannt, wird in Aegypten so groß wie ein Apfelbaum, und erzeugt aus seinen schönen, scharlachrothen Blüthen eine herrliche Frucht von gleicher Farbe. In einzelnen Fächern birgt sie die vielen Kerne, die von einem säuerlich schmeckenden Fleische umgeben sind, das, mit etwas Zucker genossen, äußerst erfrischend ist. Die Paradiesäpfel, nur mit den Granatäpfeln durch den Namen und die Farbe der Frucht verwandt, wachsen auf den Aeckern an einer krautartigen Pflanze wie unsre Kartoffeln, jedoch nicht unter, sondern über der Erde an den Zweigen der

Staude. Die Frucht hat die Form und Größe eines Apfels, ist zwiebelartig gestaltet und reift das ganze Jahr hindurch, so daß man an einem Stocke Blüthen, grüne, unreife und scharlachrothe reife Früchte findet. In ihrem Innern birgt sie unzählige kleine Saamenkörner, und ihr Fleisch ist sehr saftreich. Der Saft derselben dient als Gewürz und gewährt einen außerordentlichen Wohlgeschmack. Doch genießt man meistens diese Aepfel sammt der Schale als eignes Gericht, indem man sie in Butter und Eiern bäckt; auch werden sie getrocknet und aufbewahrt.

Ein ferneres Erzeugniß des ägyptischen Bodens ist der gemeine Feigenbaum, dessen saftige, birnenartige Früchte, zwischen den Blättern der jungen Zweige hervorkommen und sowohl frisch als getrocknet eine gesunde Nahrung gewähren. Die Früchte dieses Baumes, wenn er auf gar zu fettem Boden steht, bedürfen, um gehörig reif zu werden, erst des Stiches irgend eines Insekts, während die auf ärmern Boden stehenden von selbst zur Reife kommen. In mehrfacher Beziehung mit dem gemeinen Feigenbaume verwandt ist der Pharaonis-Feigenbaum, nur daß sein Stamm höher und seine Zweige blätterreicher sind. Die Früchte dieses Baumes, ebenfalls wie Birnen von mittlerer Größe gestaltet, wachsen nicht an den Zweigen, sondern an den dicken ältern Aesten und aus dem Stamme selbst, und übertreffen die gemeinen Feigen an Saft und Süßigkeit. Sie reifen jedoch nicht eher, als bis man sie angeschnitten oder ein Insekt sie gestochen hat. Schneidet man nun irgendwo von der Frucht ein Scheibchen ab, so zeigt sich jedesmal dem Auge an der wunden Stelle das Bild eines Crucifixes, und es geht deshalb im Lande die Sage, daß eben diese Pharaonis-Feige jene Frucht des verbotenen Baumes im Paradiese gewesen sei, durch deren Genuß Adam und Eva sich versündigt haben. Dem Namen und der Frucht nach gehört noch zu diesem Geschlechte die indische Feige,

ein merkwürdiger Strauch ohne Stamm und Zweige, sondern nur aus stachlichen Blättern bestehend, von denen immer eins aus dem andern hervorwächst und sich nach allen Seiten hin ausstreckt. Man braucht diese Pflanzen zu Gartenumzäunungen, und sie gewähren, wenn sie in der Blüthe stehen, einen herrlichen Anblick. Die gelben Blüthen entstehen unmittelbar aus den Blättern, aus welchen gleichfalls die kleinen, gurkenähnlichen, widerlich süßen Früchte hervorwachsen.

Neben der indischen Feige entsproßt die eigentliche Akazie, die das sogenannte Gummi arabicum liefert. Es ist ein stachlicher Baum von mittlerer Höhe, aus dessen Stamm und Wurzeln das obengenannte Harz quillt, das bei uns als Heilmittel und zu andern Dingen gebraucht, für die Araber eine ernährende Speise ist, mit der sie sich tagelang auf ihren Reisen durch die Wüste begnügen.

Neben diesen genannten Bäumen und Sträuchern wachsen noch tausend andre, die ich theils nicht alle kennen gelernt habe, theils auch nicht beschreiben kann, da ich sonst kein Ende finden würde. Man muß das gesegnete Aegyptenland selbst durchwandert haben, um sich einen richtigen Begriff von dem vegetativen Reichthume des fruchtbaren Bodens zu machen, aus welchem fast ohne Bebauung Alles hervorwächst, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört.

Ich kann nicht umhin, hier noch Einiges von den Muhamedanern im Allgemeinen und von ihren Religionsgebräuchen und sittlichen Gesetzen ins Besondere hinzuzufügen. Wir denken uns die Türken gewöhnlich ganz anders als sie wirklich sind, wir haben vielleicht noch als Kinder von unsern Pfarrern in der Kirche beten hören, daß uns der Himmel vor ihnen bewahren möge, und wir fürchteten sie als die grausamsten blutdürstigsten Tyrannen und die erbittert-

sten Erbfeinde des christlichen Glaubens; allein sie sind, bis auf Ausnahmen, sehr leutselige, nichts weniger als grausame und blutdürstige Menschen und noch weniger so unduldsam gegen die Gläubigen andrer Religionen, wie man gemeinhin annimmt. Wenn das Gespräch zwischen Türken und Christen auf Religionsangelegenheiten kommt, so sind die Erstern nicht so anmaßend, ihrer Religion vor der christlichen den Vorzug zu geben, sie erkennen dieselbe vielmehr im vollsten Sinne des Wortes an, und nicht selten ist das Resultat eines solchen Gespräches, daß alle die nur einen Gott anbeten, Brüder sind, mag der Gesandte, durch den sich Gott offenbarte, Muhamed oder Jesus Christus oder anders geheißen haben. Ich habe mich oft mit Türken in lange Gespräche dieser Art eingelassen und nie gefunden, daß sie in Zorn entbrannten, wenn ich meine Religion bevorzugte, noch weniger versuchten sie mich von der Unfehlbarkeit der ihrigen zu überzeugen. Zudem sind sie von einem Wohlthätigkeitssinne beseelt, der allen Bekennern des Christenthums zur Ehre gereichen würde, und dieser beschränkt sich nicht auf ihre Glaubensgenossen, sondern erstreckt sich auf die aller andern Religionen. Sie befleißigen sich einer so strengen Rechtlichkeit, wie man sie selten bei Christen, und bei den griechischen Christen des Orients, die stets nur auf Betrug und Uebervortheilung ausgehen, gar nicht findet. Freilich sind ihre Religionsbegriffe von den unsrigen weit verschieden, sie haben weniger Dogmen, die dafür desto materieller und sinnlicher sind. Ihr Glaubensbekenntniß lautet: „Es ist ein einziger ewiger unvergänglicher, unumschränkter Gott, der Erschaffer der Welt, der Belohner der Tugend und der Rächer des Lasters, und Muhamed ist der Prophet dieses Gottes!" Nächst diesem Wesen glauben sie noch an ein Fatum, an eine gänzliche Ueberlassung in die unwiderruflichen Rathschlüsse des göttlichen Willens. Dagegen läugnen sie das Geheimniß einer heiligen Dreifaltigkeit und erkennen in Christum wohl-

einen Gesandten Gottes, dem sie jedoch seine Gottheit streitig machen, so wie sie dieselbe auch am Stifter ihres Glaubens läugnen. Die Schriften des alten und neuen Bundes sehen sie als ein in der Wesenheit wahres, von den Juden und Christen aber verfälschtes Wort Gottes an. Die Engel denken sie sich als rein körperliche, jeder menschlichen Handlung fähige Wesen, allein Adam und Eva sind nach ihrer Lehre nicht aus dem himmlischen, sondern nur aus dem irdischen Paradiese verstoßen worden. Mit ihren täglichen Abwaschungen glauben sie nicht nur die Flecken des Körpers, sondern auch die der Seele zu reinigen. Sie glauben an eine Auferstehung der Todten und an eine Hölle, nicht aber an die ewigen Strafen derselben, denn am Tage des Weltgerichts wird die Hölle nicht mehr für die Muselmänner, sondern nur für böse Christen und Juden ein Ort der Pein sein. Den Auserwählten räumen sie im Himmel den Genuß fleischlicher Lust ein, jedoch behaupten die neuern Ausleger des göttlichen Gesetzes, daß unter diesen nur dem Scheine nach leiblichen Lüsten die Ergötzlichkeiten des Geistes auf eine verblümte Weise verstanden werden müßten. Den Frauen ist das himmlische Paradies nicht abgesprochen, denn Muhamed war ein zu großer Liebhaber des schönen Geschlechts, als daß er mit ihnen so hart hätte verfahren können. Das Kapitel 40, Vers 43 des Koran sagt: „Wer glaubet und gute Werke ausübet, sei er männlichen oder weiblichen Geschlechts, wird in das Paradies eingehen.“ Doch ist den Frauen im Himmel ein von den Männern ganz abgesonderter Platz angewiesen. Der Lehre von dem Orte der Reinigung, den die Katholiken das Fegefeuer nennen, sind sie gar nicht abgeneigt, denn sie geben zum Troste der Verstorbenen viele Almosen und beten zu Gott um die baldige Erlösung der Seelen aus der Pein des Feuers. Die dafür bestehende Formel findet sich im Koran in dem Kapitel: Von den Verstorbenen. Außer diesen Glaubenslehren gebot der Prophet noch andre sittliche

Gesetze und gottesdienstliche Gebräuche und setzte im Fall der Nichtbeobachtung den Verlust aller irdischen und himmlischen Güter darauf. So ist ihnen der Genuß des Schweinefleisches gänzlich verboten, so wie der eines erstickten Viehes oder eines solchen, das ein Wolf berühret hat. Mit dem schärfsten Verbote ist der Wein und Alles das, was seiner Natur nach berauschen kann, belegt, weil Muhamed einst unbewußt und im Rausche einen seiner ersten Schüler mit dem Schwerte getödtet haben soll. Dessen ungeachtet lassen sie sich den Brandwein oder sonstiges Aquavit trefflich schmecken, weil ihrer Auslegung nach dem Brandweine die berauschende Kraft nicht von der Natur, sondern durch Kunst gegeben worden ist. Wie es in neuerer Zeit mit dem Verbote des Weintrinkens gehalten wird, davon habe ich einige Beispiele erzählt. Die Türken haben ihn lieben gelernt und verschiedene Ursachen hervorgesucht, die Strenge des Verbotes von sich abzuwenden.

Strenger sind sie in Beobachtung der Fasten während des Ramazan, der von einem Neulicht zum andern dauert. Während dieser Zeit enthalten sie sich von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang nicht nur alles Essens und Trinkens, sondern auch des Tabaks und des Umgangs mit ihren Frauen. Sobald aber der Iman auf den Thürmen die Lampen aushängt, essen sie, was ihnen beliebt und bringen die ganze Nacht in Schmausereien und Schwärmen zu. Statt des Sonntags feiern sie den Freitag, weil Muhamed an diesem Tage geboren und aus Mekka vertrieben wurde. Fünfmal des Tages verrichten sie knieend, das Gesicht nach Mekka gewendet, ihr Gebet und tragen zu diesem Ende mehrere an eine Schnur gefaßte Korallen bei sich, die einem Rosenkranze gleicht. So oft sie eine Koralle fallen lassen, rufen sie Gott um Hülfe und Beistand an. Den Mond halten sie zwar in großen Ehren, theils zum Gedächtnisse des in dem Koran angegebenen Wunders, welches Muhamed an ihm ge-

wirkt hat, da er dessen zerbrochene Trümmer wieder zusammenfügte, theils auch zur Erinnerung, daß die alte Stadt Byzanz unter der Begünstigung des Mondlichtes von der Eroberung Philipps, Vaters Alexanders des Großen, der sie bei Nachtzeit hatte überrumpeln wollen, befreit worden ist. Deshalb haben die Muhamedaner den Mond zum Sinnbilde des Reichs und der Nation gewählt, erweisen ihm jedoch keine göttliche Verehrung. Gegen ihre Geistlichkeit tragen sie eine recht zärtliche Ehrerbietung und geben also den orientalischen und europäischen Christen ein glänzendes Beispiel der schuldigen Ehrfurcht gegen die gesalbten Diener Gottes und der Kirche. Der Mufti, als das geistliche Oberhaupt der muhamedanischen Religion, ist gesetzt, alle und jede Streitigkeiten in Glaubenssachen zu erörtern. Ihm folgt der Kadi, welcher, obgleich nur ein untergeordneter Richter und Rechtsgelehrter, doch zur Geistlichkeit gezählt wird. Darauf kommen die Imanen und Santonen, die in den türkischen Ländern das, was bei uns die Pfarrer sind. Der Kadi läßt dergleichen Candidaten ein Paar Stellen aus dem Koran lesen, setzt sie in das Predigeramt ein und fertigt ihnen ihre Bestallung darüber aus; die Imanen können ihr Predigeramt wieder niederlegen und zum Laienstande zurückkehren. Von den Santonen ist schon früher die Rede gewesen. Ihnen folgen die Derwische, die muhamedanischen Mönche. Man kann sie in drei Klassen eintheilen; die einen führen in den Klöstern ein gemeinschaftliches Zusammenleben, die andern bleiben bei ihren Familien und treiben ihre Handthierungen, die dritten ziehen bettelnd im Lande herum und fordern oft mehr mit Gewalt, als bittweise ihr Almosen.

Gemäß der Lehre des Fatalismus: daß Alles, was in der Welt geschieht, nothwendig geschehen müsse, sehen die Muhamedaner allen ansteckenden Krankheiten ohne Furcht entgegen und ertragen sie, ohne die mindeste Klage zu führen. Anstatt auf Mittel zu denken, den Anfällen der Pest vorzubeugen, nehmen sie auch nicht einmal die ge-

ringsten Maßregeln, wenn dieselbe bereits eingerissen ist. Sie sehen täglich mit großer Gelassenheit den Tod um sich her seine Ernte halten und verehren die von ihm an einer ansteckenden Seuche Hingerafften wie Märtyrer, die sogleich in den Schooß der Glückseligkeit des Paradieses eingehen. — Macht ein Türke, bevor er stirbt, ein Vermächtniß, so kann er seine Seele mit unter die Erben zählen und wenn z. B. ein Vater zwei Söhne hinterläßt, kann er aus dem Vermächtnisse drei Theile machen und den seinigen nach Belieben unter die Armen vertheilen oder zu einem andern Zwecke verwenden, z. B. dafür einem Pferde, einem Hunde oder sonst einem Lieblingsthiere einen lebenslänglichen Unterhalt verschaffen. Sie glauben auf solche Weise ihr Vermögen zu gottseligen Werken und zum Heile ihrer Seele verwendet zu haben, weil der Schöpfer in allen seinen Geschöpfen geehrt wird und nicht unbelohnt läßt, was man an ihnen thut.

Man glaube jedoch nicht, daß alle Türken eines und desselben Glaubens sind, es finden sich unter ihnen so gut wie unter den Christen verschiedene Sekten, die in ihren religiösen Ansichten bedeutend von einander abweichen. Eine Partei dreht und deutelt an den Satzungen des Koran, verwirft die Sunna, eine Sammlung von Reden und Thaten des Propheten, die als ein Zusatz zum Koran gelten und wird von den Rechtgläubigen, d. h. denen, die unverändert an den Satzungen des Koran und der Sunna hängen, als Ketzer und Schismatiker verdammt und verfolgt. Diese Sekten zerfallen in ältere und neuere und bestehen in weit größerer Anzahl als unter den Christen. Ich erlaube mir einige dieser Sekten anzuführen. Die hauptsächlichsten sind die Motazaliten, welche unter der Wesenheit Gottes und dessen Eigenschaften keinen Unterschied machen, den Koran als unmittelbare Offenbarung des Wortes Gottes ansehen und glauben: daß die Muselmänner, welche in schwere Sünden verwickelt sind, den

Glauben zwar nicht verlieren, doch aber den Rechtgläubigen nicht beigezählt werden, weil nach ihrer Meinung der rechte Glaube ohne gute Werke nicht bestehen kann; die Haschhemianer, welche, um Gott nicht zum Urheber des Bösen zu machen, glauben, daß er die Ungläubigen nicht erschaffen habe; die Nadhamiten, die, um der Allmacht Gottes keine Grenzen zu setzen, ihn jeder Sünde, ausgenommen der fleischlichen, für fähig halten; die Hajectiten, die Jesum Christum als das eingefleischte Wort und als künftigen Richter der Welt erkennen, zugleich aber der irrigen Meinung sind, Christus werde vor dem Ende aller Zeiten noch 40 Jahre sichtbar auf dieser Erde regieren und das Reich des Antichristes zerstören. Sie glauben ebenfalls an eine Seelenwanderung bis zu dem Tage des Gerichts, wo sodann nach ihrer weitern Lehre nur jener Leib, der zu eben dieser Zeit von der Seele bewohnt wird, zur Belohnung oder zur Bestrafung gezogen werden kann. Fernere Sektirer sind die Baschaarianer, die Dhamomianer, die Wahabiten, die Nadhariten, die alle Rathschlüsse Gottes verwerfen und alle Handlungen dem freien Willen des Menschen allein zuschreiben. Eine der berüchtigsten Sekten sind die Alianer, die Anhänger des Kalifen Ali, die in Persien und Indien wohnen, und die geschworensten Feinde aller unbedingten Anhänger des Koran und der Sunna sind. Das Gebot, sich vom Weine zu enthalten, übertreten sie aus den geringsten Ursachen, und verspotten das Grüne, die Lieblingsfarbe des Propheten, indem sie es an den Schuhen und Hosen tragen. Muhameds besondere Freunde, Abubekr, Osman und Omar, sind der vorzügliche Gegenstand ihres tödtlichen Hasses, so daß sie bei jedem Hochzeitsgepränge drei Statuen aus Zucker- oder anderm Teige formen, die jene Personen vorstellen, an denen sodann die Freunde des neuen Ehepaares ihre Wuth auslassen und sie in tausend Stücke zerschlagen. — Unter den neuern Sekten sind vorzüglich zu nennen: die

Jabajahiten, welche der Allwissenheit Gottes Gränzen setzen und diese von der Erfahrung abhängig machen; die Muserinen, welche alle Gottheit läugnen, und an keine Wiedervergeltung nach dem Tode glauben; die Chup-Massahiten, die an Christum als einen wahren Gott und Erlöser des menschlichen Geschlechts glauben, eine Ansicht, die selbst in Konstantinopel von Tage zu Tage mehr Beifall und Anhänger findet; die Cadizadeliten sind die Stoiker des Alterthums an Strenge und Ernsthaftigkeit; sie lieben weder Musik noch sonstige Ergötzlichkeiten und reden immer nur von Gott. Dabei geben sie vor, daß unter dem von Jesu verheißenen heiligen Geist Muhamed zu verstehen, und daß die Ankunft des heiligen Geistes ein Sinnbild der Ankunft Muhameds gewesen sei. Die besten dieser neueren Sektirer sind die Eschrakiten oder Illuminaten, deren Leben ganz und gar der Betrachtung Gottes und seiner Vollkommenheiten und Eigenschaften gewidmet ist. Sie lassen die Träumereien des Propheten, insoweit sie nicht zu diesem Ziele führen, gänzlich außer Acht, und sind Leute eines exemplarischen Wandels und untadelhafter Sitten. Ihre Liebe gegen den Nächsten und besonders gegen die Armen und Hilfsbedürftigen ist thätig und ausgezeichnet, so daß diesen guten Leuten, die man in ziemlich bedeutender Anzahl in Konstantinopel findet, nichts als das Licht des wahren Glaubens zu mangeln scheint.

So weit die Mittheilungen über diese Gegenstände, aus dem Munde meines Dolmetschers, zu Adrianopel, des Renegaten Wilhelm, von dem ich bei meinem Aufenthalte daselbst gesprochen habe. Wer sich weiter darüber zu unterrichten wünscht, wird das Nähere in größern Werken finden, die diesen Gegenstand ausführlich behandeln.

Die Pest in Aegypten.

Ungewöhnlich heißer Sommer. — Seuche unter den Hausthieren. — Besorgnisse und Gleichgültigkeit hinsichtlich der Pest. — Ausbruch der Pest in Alexandrien. — Allmähliges Steigen der Krankheit — Errichtung eines Pesthospitals. — Andre Vorsichtsmaßregeln. — Befehl des englischen Consuls. — Entfernung der europäischen Schiffe. — Andre Unglücksfälle. — Scheitern zweier Schiffe. — Steigende Wuth der Pest. — Auswanderung der Europäer. — Meine Abreise nach Kairo. — Sturm und zagende Juden. — Lustige Streiche auf dem Schiffe. — Ankunft in Kairo. — Neue Einrichtung. — Ein alter französischer Arzt. — Clott-Bei. — Georg Müller aus Darmstadt. — Ausbruch der Pest in Kairo. — Reichard nach Abusabel. — Einzelne Pestfälle. — Häufung der Sterbefälle. — In Clott-Beis Hause. — Der Leibkutscher des Vicekönigs. — Steigende Wuth der Pest. — Doktor Leopold. — Versuche Clott-Beis. — Höhepunkt der Seuche. — Mangel. — Seltsamer Befehl des Pascha. — Aussterben einer mir bekannten Familie. — Tod meiner Reisegefährten und des Leibkutschers. — Vertilgungskrieg gegen die Katzen. — Vorsichtsmaßregeln. — Tod eines sehr Vorsichtigen. — Tod des schlesischen Tischlers Franz Kunisch. — Krankheit und Genesung des Würtembergers Köllner. — Meine Vorsichtsmaßregeln. — Nachlassen der Pest. — Mein Anfall der Seuche. — Immer größerer Mangel und Noth. — Fortpflanzungsmittel der Krankheit. — Zwei deutsche Barone. — Reise nach Abusabel. — Das Militärhospital. — Unterredung mit Clott-Bei. — Abreise von Kairo.

Die ältesten Einwohner Alexandriens konnten sich nicht erinnern, einen so heißen Sommer erlebt zu haben, wie den des Jahres 1834, allein man dachte an nichts weniger als an einen Ausbruch der Pest. Wollten auch Manche die schlimmen Vorboten derselben in der Seuche erkennen, die schon seit Anfang des Sommers unter den Hausthieren ungewöhnlich stark herrschte und fast alle Hunde der Stadt hinweg-raffte, so theilte doch die Menge diese Bedenklichkeiten Einzelner nicht, um so mehr als die Seuche unter den Thieren bald wieder nachließ und sich nirgend ein Pestfall ereignete. Ja man spottete der allzu großen Aengstlichkeit, und so ging auch ich sorglos und gleichgültig in meiner kühlen Werkstatt an mein Geschäft, nicht wissend, daß ge-rade in den heißesten und kältesten Tagen die verderbliche Seuche am wenigsten Macht hat. Bald sollte ich eines Bessern belehrt werden.

Es war gegen die Mitte des Monats Juni, als die sorglos glücklichen Einwohner von Alexandrien plötzlich durch die Entsetzens-kunde aus ihrer stolzen Sicherheit empor geschreckt wurden: Die Pest ist ausgebrochen! Man zweifelte in den ersten Augenblicken an der Wahrheit dieser Kunde, aber nur zu bald bestätigte sie sich zum Schrecken, zur Angst und zur Furcht Aller. Außerhalb der Stadt, unweit des Franziskanerklosters und des fränkischen Hospitals, stehen auf einem Hügel eine Reihe Hütten, welche von Beduinen und

Schwarzen bewohnt werden. Sie sind aus den Steinen erbaut, die man auf den Straßen findet, und mit Straßenkoth verklebt, ähnlich unsern Backöfen, aber höchstens nur 6 Fuß lang und kaum 4 Fuß breit, ohne alle Bequemlichkeit als eine Strohmatte, auf welcher die Bewohner sitzen und liegen — stehen können sie nur selten darin — und sich bei einer Hitze von 28 bis 32° dennoch wohlbefinden. In einer solchen elenden Hütte, deren schönste mit allem Zubehör nur 6 Piaster werth ist, suchte die furchtbare Krankheit ihr erstes Opfer. Es war eine Frau, die, vom Tode gestreckt, mit den Füßen die eine Wand hinausgetreten hatte; die andre wurde wegen des zu beschränkten Raumes ebenfalls eingerissen, um die Leichen dieser und einer zweiten Frau, die in derselben Hütte gleich nach der ersten gestorben war, fortzuschaffen; und ich sah und hörte, wie der Mann mehr um die Hütte jammerte und klagte, als um seine Weiber. Ein drittes Opfer, ein Beduine, der im Augenblicke des Todes die offene Thüre gefunden hatte, und mehrere in den Straßen vorgekommene Sterbefälle wurden von den Einwohnern wenig beachtet, als die Hitze noch zu drückend war, um der Krankheit ein schnelleres und weiteres Umsichgreifen zu gestatten. Indessen bewährte sich der Ausspruch des dem Frankenhospitale in Alexandrien als Physikus vorstehenden Dr. Groß, daß die Pest sich bis zum Herbste im Volke verhalten und dann mit um so größerer Wuth hervorbrechen werde, auf das pünktlichste; denn schon der Monat September verlangte sein tägliches Opfer, und bald zählte jede Straße ihre Kranken und Todten. Nun erwachte männiglich aus der frühern Sorglosigkeit, und wenn auch die alten Araber und Türken ruhig die Todten an sich vorübertragen sahen und nicht das mindeste thaten, sich durch Präservative vor der Krankheit zu schützen, ja sogar die Kranken besuchten und die in Auctionen erstandenen oder durch Erbschaft überkommenen Kleider der Verstorbenen anzogen und, unbekümmert um den darin haftenden

Krankheitsstoff, stolz durch die Straßen spazierten, so war doch das jüngere Geschlecht über die fatalistischen Ansichten der Alten weit aufgeklärter und mit allem Fleiße darauf bedacht, ein Pesthospital außerhalb der Stadt zu errichten, das endlich trotz vielen Widerspruchs in Stand gesetzt wurde. Dahin wurden nicht nur alle Erkrankten, sondern auch ihre Familien, sowie die Hausgenossen Aller, die an der Pest gestorben waren, gebracht, damit der Ansteckungsstoff nicht weiter um sich greife. In der Stadt selbst wurde es von Tag zu Tag einsamer und stiller, und das Schweigen der Todesangst lag auf allen Gesichtern. Die europäischen Kaufleute verriegelten, ja vernagelten sogar die Thüren ihrer Häuser mit Brettern und ließen nur eine Oeffnung darin, durch welche Lebensmittel und Briefe abgegeben wurden, wenn sie zuvor geräuchert oder durch Wasser und Essig gezogen waren. Die Diener eines großen Hauses waren auch zugleich die Wächter desselben. Einer brachte Alles, was der Herr brauchte, bis an die Hausthüre, dort nahm es ein Andrer in Empfang und brachte es weiter. Waren es Eßwaaren, so wurden diese in einen mit Essig und Wasser gefüllten Kasten gelegt, Kleider und Briefe wurden in einer Maschine geräuchert, die man vor jedem angesehenen Hause sah. Zwischen den hin und wieder in den Häusern angebrachten Doppelthüren harrten andre Diener, welche die gesäuberten Gegenstände wieder andern übergaben, die sie endlich zum Herrn brachten, in dessen Gegenwart die Reinigung noch einmal vorgenommen wurde, ehe er sie zu berühren wagte. Durch diese ängstliche Sorgfalt, mit welcher jeder für die Erhaltung seines Lebens bedacht war, gerieth plötzlich aller gegenseitige Verkehr ins Stocken. In dieser ängstlichen, gleichsam gewitterschwülen Zeit erschien eines Tags ein Befehl des englischen Consuls, daß alle unter seinem Schutze Stehenden, die sich nicht auf sechs Monate aus eigenen Mitteln verproviantiren könnten, die bis jetzt noch freie Passage benutzen und in

ihre Heimath zurückkehren sollten. Mehrentheils waren es Professionisten und Fischer aus Malta, die diesem Befehle nachkamen. Auch den Schiffskapitänen, welche mit ihren Fahrzeugen im Hafen vor Anker lagen, kam die Notiz zu, daß sie nur noch eine Woche Frist zum Auslaufen hätten, da später durch einen Cordon die europäischen Häfen gesperrt werden würden und jeder weitere Verkehr mit der Stadt nicht mehr gestattet sei. Zu Folge dieser Ankündigung segelten mehrere Schiffe nur mit halber Ladung ab, andre luden Balast, und so wie sie den Hafen im Rücken hatten, trat in allen europäischen Häfen der Cordon in Kraft, so daß sie für jedes später aus Aegypten kommendes Schiff gesperrt blieben, auch wenn es sich erbot, die doppelte Quarantaine-Zeit auszuhalten. Und doch geschah es, daß viele zwecklos im Hafen von Alexandrien blieben, oder sich in andern nicht gesperrten Häfen des mittelländischen Meeres herumtreiben mußten. Zu diesem allgemeinen Unglücke der Krankheit kamen noch andre Unglücksfälle. So fuhr ein Schiff im Angesichte des Hafens durch die Unvorsichtigkeit des Lootsen auf eine Sandbank fest und scheiterte, doch wurde glücklicher Weise alle darauf befindliche Mannschaft gerettet. Es gewährte einen traurigen Anblick, diese Unglücklichen baarfuß und baarhaupt mit den durchnäßten Kleidern, dem Einzigen, was sie von all ihrer Habe gerettet hatten, durch die Straßen der Stadt ziehen zu sehen, in welcher sie, kaum einer Todesgefahr entronnen, einer neuen weit schrecklichern entgegen gingen. Jedoch fanden sie bei den europäischen Consuln und Handelsherren die großmüthigste Unterstützung und auch eine Aufnahme in ihren Häusern, so weit dies eben anging. Ein andres Schiff war weit von Alexandrien an der afrikanischen Küste gestrandet und obgleich die Mannschaft auch dieses Schiffes ebenfalls mit dem Leben davon kam, so starben doch die Geretteten an den öden wüsten Küsten der Babaresken den Hungertod, da sie, so weit sie auch in das Land hineingingen, kein Obdach, keine

Nahrung, keine Quelle fanden. Nur Einer wurde durch wunderbare Fügung des Himmels erhalten. Er war am Meeresufer immer nach Osten zu fortgelaufen, hatte Tag und Nacht nicht angehalten, weder Hunger noch Durst, noch den Schmerz seiner blutenden Füße geachtet, und kam so mit wahrhaft riesiger Ausdauer, ein Bild des Jammers, in Alexandrien an. Hier erzählte er den Neugierigen, die ihn zu Hunderten umstanden, seine Schicksale unter Thränen und Wehklagen. Er lag in einer Straße, denn er konnte sich nicht mehr auf den Füßen, die die bloßen Knochen zeigten, erhalten. Die Einwohner leisteten ihm die thätigste Hülfe, unter der er genas und vielleicht noch lebt, wenn ihn die Pest nicht mitgenommen hat.

Das Wüthen derselben wurde nun von Tag zu Tage ärger, und bald erschreckte die Bewohner ein neuer Befehl, daß in den nächsten Tagen die Stadt auch nach der Landseite zu gesperrt, und Niemand weder hinaus- noch hereingelassen werden würde. Da nun unter den ältesten Aegyptern die Meinung herrscht, die sich auch schon oft bestätigt haben mag, daß, wenn in Alexandrien die Pest wüthe, dieselbe nicht zugleich auch in Kairo ausbrechen könne, theils wegen der zu weiten Entfernung beider Städte von einander, theils wegen des durchaus verschiedenen Klimas derselben, so benutzten viele Europäer die noch gestattete Frist und zogen, nachdem sie ihre Häuser und Läden verschlossen, nach Kairo. Andre begaben sich in ihre Gärten außerhalb der Stadt, oder bauten sich auf freiem Felde eine Hütte von Rohr und Palmenblättern, und die Armen gingen als Diener zu den Reichen, die, wie schon oben erwähnt, sich in ihren Wohnungen verschanzten. Denn wer sonst nur einen Diener hatte, brauchte jetzt zwei und drei, und gern wurde der höchste Lohn zugestanden, wenn sich nur Leute zu solchen Diensten verstehen wollten.

Bisher hatte ich mit einem Gehülfen aus Riga fortgearbeitet, doch fand ich es bald gerathener, Alexandrien, ehe es noch von dem

Cordon umgeben werden würde, ebenfalls zu verlassen und nach Kairo überzusiedeln. Und so reiste ich mit meinem Gehülfen und in Begleitung eines dänischen Schlossers Ludwig Reichard, nebst dessen arabischer Magd Fatme und eines deutschen Gerbers, der bereits in Kairo verheirathet war, von dem todtbedrängten Alexandrien ab. Der Schlosser hatte sein ganzes Werkzeug in seinem Quartiere zurückgelassen und die Thüre desselben nicht blos verschlossen, sondern auch vermauert. Ich dagegen nahm Alles mit, sowohl Holz, als Werkzeug, mein Hausgeräthe und die angefangenen Arbeiten, worunter ein schon fast fertiger Stuhlwagen und mehrere Kinderwagen sich befanden. Sechs Kameele waren kaum hinreichend die Last meines Gepäckes nach dem Kanal Mahmudieh zu tragen. Am 2. October schifften wir uns auf demselben ein und kamen schon am folgenden Tage zu der Abtheilung des Kanals die man „Ober-Mahmudieh" nennt. Somit waren wir am westlichen Arme des Nils, der mittels einer Zugbrücke den Kanal mit dem nöthigen Wasser versorgt. Da Schiffe diese Brücke nicht passiren können, so liegen gewöhnlich auf dem Flusse tausend kleinere Fahrzeuge bereit, um Personen und Gepäcke aufzunehmen und weiter zu befördern. Bei unsrer Ankunft war großer Mangel daran; denn die aus Alexandrien flüchtenden Europäer hatten sie in Beschlag genommen und räumten uns keinen Platz nicht einmal um den doppelten Preis, den wir boten, ein, weil sie sich vor dem ansteckenden Stoffe fürchteten, den sie in den Kleidern der Menge verborgen wähnten. Endlich hatten wir das Glück, vier Slavonier und einige italiänische Juden zu treffen, die schon seit drei Tagen auf eine Gelegenheit, weiter zu kommen, gewartet und erst diesen Morgen gefunden hatten, und vermochten sie uns ihnen zugesellen zu dürfen. Wir waren fröhlich und gutes Muthes, als wir schon nach wenigen Stunden absegeln konnten. Der Wind war günstig, aber so stark, daß sich das Schiff fort und fort auf eine

Seite neigte. Als die Abendröthe am Himmel heraufzog, baten die Juden den Gareis (Schiffskapitän), daß er vor Einbruch der Nacht landen möge, allein der Schlosser, der die arabisch gesprochenen Worte verstand und ohnehin den Juden nicht sehr grün war, weil sie bei der Abfahrt den Kapitän veranlaßt hatten, eine größere Summe von uns zu verlangen, trat diesem Ansinnen keck entgegen, und erklärte dem Kapitän mit lauter Stimme, daß er sich nicht einfallen lassen solle, zu landen, wenn nicht er mit seinen 5 Matrosen und den Juden über Bord geworfen sein wollte. Seine Worte wirkten, und er war auch ganz der Mann dazu, sie zu bethätigen, wenn es darauf ankam. Die Fahrt ging weiter, was um so nöthiger war, als Kairo jede Stunde gesperrt und unser Schiff zu spät kommen konnte.

Einer dieser Juden hatte zwei Fässer Wein auf dem Schiffe, die er in Kairo um hohen Preis zu verkaufen gedachte. Wir hatten ihm schon Tags zuvor für eins 2 Thaler über den Werth geboten, ohne daß er es uns abgelassen hätte, und ich verdachte ihn nicht darum, weil er in Kairo 5 Thaler an einem jeden Fasse zu profitiren gewiß war. Als aber der nächtliche Sturm immer ärger und die Juden immer ängstlicher um ihr Leben wurden, und einer von ihnen, um sich Muth zu trinken, zu dem Eigenthümer der Fässer sagte: „Ich will dir die Hälfte des Gewinns geben, verliere du die andre und laß uns den Wein,“ da überließ uns der angstgequälte Mensch ein Faß sogar für den Einkaufspreis, 10 Thaler. Jetzt drangen wir selbst in den Kapitän, zu landen, denn die armen lebenslustigen Juden hatten unser Mitleid erregt. In der Meinung, daß wir nur arabisch verständen, flüsterten sie sich nämlich bei jedem Windstoß auf italienisch zu: „die fragen viel nach ihren Sachen und nach uns, die können schwimmen, wenn das Schiff sinkt, wir aber müssen elendiglich ersaufen.“

Am Mittage des nächsten Tages wurde der Wein geprobt, wobei die Juden und Slavonier thätig Antheil nahmen, und eine Flasche von wenigstens 18 Maas abgezapft, deren Inhalt uns alle in die fröhlichste Laune versetzte. Als aber das Schiff wieder unter Segel ging und pfeilschnell die Wellen des Nils durchschnitt und sich dabei noch schräger legte, als früher, fingen die Juden wieder an zu zittern und zu zagen, und ergaben sich nicht eher ruhig in ihr Schicksal, als bis ich ihnen eröffnet hatte, daß ich eben so wenig schwimmen könne, wie sie. Gegen Abend wurde die Flasche wiederum gefüllt, allein die Juden trauten uns nicht und ließen ihr volles Faß fort von unserm angezapften auf die andre Seite des Schiffes bringen. Entrüstet über dieses Mißtrauen, schwur ihnen der Schlosser Rache. „Sie wollten uns betrügen," sagte er deutsch zu mir, „jetzt sollen sie betrogen werden." Und er hielt sein Gelübde. Er gewann nämlich die Matrosen für einige Piaster, daß sie während der Nacht unser schon geleertes Faß wieder verspundeten und verpichten, und es mit dem vollen der Juden vertauschten. Diese erwachten am andern Morgen arglos und fröhlich, und schon um 9 Uhr liefen wir in den Hafen von Bulack ein.

Wir ließen unser Gepäck auf dem Schiffe unter Faimes Aufsicht zurück und eilten auf Eseln nach Kairo, um uns daselbst vor allen Dingen ein Quartier zu miethen. Ich nahm ein solches fast außerhalb der Stadt auf dem Platze Esbekieh, gerade dem Militärhospital gegenüber, in einem Hause, das den Europäern zur Zeit der Ueberschwemmung des Nils zum öffentlichen Versammlungsorte diente, wenn sie Jagd auf die Wasservögel machten, die auf dem nahen See zu dieser Zeit in Schaaren sich einfinden. Der Hausherr überließ mir das Gebäude auf das freundschaftlichste, doch unter der Bedingung, daß ich mir, bis zum Tage des Nilschnittes ein andres Obdach suche; um diese Zeit wollte er es selbst wieder beziehen. Nichts

freute mich mehr, als das gute Zutrauen, das dieser Mann in mich setzte, indem er nichts aus dem Hause entfernte, nicht einmal die vollen Weinflaschen, die wie in einem Conditorladen reihenweise rings an den Wänden des Zimmers standen. Sogleich eilte ich nach Bulack zurück, um mein Gepäcke ausschiffen und hierher bringen zu lassen, was wiederum durch sechs Kameele bewerkstelligt wurde. Meinen Antheil an dem Faß Wein überließ ich dem Schlosser, dessen List gelungen war, ohne daß die Juden es gemerkt hatten; er brachte es durch seine Verbindungen steuerfrei nach der Stadt und verkaufte es für 15 Speciesthaler, während die Juden ihr halbgefülltes Faß noch obendrein mit 2 Thalern versteuern mußten.

Ich richtete sofort meine Werkstatt ein und sah durch zahlreiche Bestellungen bald meine Existenz gedeckt. Gleich den andern Europäern, die aus Alexandrien hierher geflüchtet waren, hielt ich es für unmöglich, daß die Pest in beiden Hauptstädten zugleich grassiren könne. Andrer Meinung als wir war aber ein alter Franzose, der, ohne im Militär Dienste zu suchen, schon seit 36 Jahren als Arzt der Stadt gedient, die Eigenthümlichkeiten des Landes ganz genau kennen gelernt hatte und in seinem Thun und Wesen so ganz und gar Orientale geworden war, daß man unter dem Turban und dem zwei Fuß langen Barte, der, wenn er aufrecht stand, ihm bis an die Knies reichte, schwerlich den Franzosen erkannt hätte. Er schüttelte bedenklich zu dieser allgemeinen Volksmeinung den Kopf und blieb dabei, so oft ihn auch der berühmteste Arzt der Stadt, Dr. Clott, zu widerlegen suchte. Dieser Letztere, der seit 15 Jahren in Aegypten lebte, die Stelle des ersten Regimentsarztes im Heere des Vicekönigs begleitete und wegen seiner ausgezeichneten Dienste von Mehemed Ali mit dem ehrenvollen Titel eines Bei begnadigt worden war, setzte seinen Rang und seine Orden an seine Behauptung, während der französische Arzt gelobte, sich den

Bart abschneiden zu lassen, wenn Kairo von der Pest verschont bliebe.

Diese mußte unterdessen in Alexandrien immer wüthender um sich gegriffen haben, denn alle Tage kamen Haufen flüchtiger Europäer in Kairo an, und unter ihnen auch mein früherer Hausgenosse, der Tischler Georg Müller aus Darmstadt, dem ich von Kairo aus geschrieben hatte. Eine glänzende Aussicht war ihm hier eröffnet; die Zimmer des königlichen Schlosses sollten nämlich auf europäische Art eingerichtet und eine Bibliothek angelegt werden, bei welchen Arbeiten ihm die Stelle eines Werkführers zugesichert war. Freudig war er von Alexandrien hierhergeeilt und suchte mich auf. Ich empfing ihn mit herzlichem Gruß und Glückwunsch. Wir freuten uns, wieder beisammen zu sein. Im lebhaften Zwiegespräche wollte ich ihn eben in das an meine Werkstätte stoßende Besuchzimmer führen, siehe da verändert er die Farbe, klagt über plötzlich eingetretenes Unwohlsein und fängt an, sich zu erbrechen. Ein jäher Schreck durchzuckt mich — denn Kopfschmerz, Uebelkeit und Erbrechen sind die ersten Anzeigen der Pest. Nach einiger Zeit hatte er sich jedoch wieder so weit erholt, daß er nach Bulak zurückgehen konnte, um sein Gepäck zu holen, das er unter Aufsicht seiner französischen Haushälterin im Hafen zurückgelassen hatte. Unterwegs hatte sich der Anfall heftiger wiederholt, so daß Müller kaum das Schiff erreichen konnte, und noch am selbigen Tage erfuhr ich, daß er schwer darnieder liege. Abends machte ich ihm mit einigen Bekannten einen Besuch, aber er war schon seiner Besinnung nicht mehr mächtig, und am andern Morgen erhielten wir die traurige Nachricht von seinem Tode. Sogleich wurden alle, die mit ihm von Alexandrien gekommen waren, in ein besonderes Haus gesperrt, um darin 21 Tage Contumaz zu halten, und auch uns drohete ein ähnliches Schicksal. Man wußte, daß Müller in der Stadt gewesen und auch wieder von einigen Bekannten besucht worden war,

und gab sich alle Mühe, diese auszukundschaften. Wir aber hatten der Haushälterin des Verstorbenen mit Nachdruck verboten, unsre Namen zu nennen; dem Kapitän und den Matrosen waren sie gänzlich unbekannt. Indessen standen wir, im Glauben, Müller habe uns den Peststoff mitgetheilt, große Angst aus und gingen die ersten acht Tage nicht an unser Geschäft. Reichhard, welcher den Verstorbenen ebenfalls mit uns besucht hatte und von gleicher Sorge, wie wir, geplagt war, verließ seine ihm bisher so treue Fatme, heirathete in aller Eile eine schöne Italienerin, die er in Kairo kennen gelernt hatte und zog nach dem 4 Stunden entfernten Abusabel, wo er mit seiner jungen Frau ein glückliches Zweisiedlerleben führte. Ich und mein früherer Reisegefährte Köllner gingen täglich auf die Jagd und trieben uns den noch übrigen Theil des Tages in Kaffeehäusern umher, zur großen Verwunderung unserer Bekannten, denen unsere so plötzlich veränderte Lebensweise ein Räthsel war. Hätten sie die Lösung desselben erfahren, so würden sie uns wie Geächtete geflohen haben. So aber verblieben wir bei der Aussage, daß wir keine Arbeit, wohl aber Geld genug hätten, um lustig zu leben, und trieben es so noch einige Tage fort, doch in steter Furcht, als diejenigen erkannt zu werden, die den Pestkranken auf dem Schiffe besucht hatten.

In den ersten Tagen nach dem obengenannten Pestfall ereignete sich kein weiterer, und allgemach wurden unsre Herzen leichter. Da wogte eines Tages ein wilder Aufruhr durch die Straßen. Tausend ängstliche Stimmen schrien durch einander „die Pest!“ und von Neuem belastete Centnerschwere mein Herz. In einer Straße, die zuvor durch die Wache des Kommandanten von allen darin Wandelnden geräumt worden war, schritt ein Araber, von allen Seiten von den blitzenden Bajonetten der Soldaten umdroht, damit er nicht entlaufe, nach dem Hospital zu, das meiner Wohnung gegenüber lag. Alle Blicke waren auf den Unglücklichen gerichtet, der sich kaum noch

auf den Füßen halten konnte und nicht nur durch Worte und Zeichen, sondern auch durch die Spitzen der Bajonnette angetrieben wurde, zu laufen, damit er um so schneller das Haus erreiche. Hier wurde er im untern Stocke in ein Zimmer gebracht, und mehrere Soldaten als Wache davor gestellt, mit dem Befehl, ihn sofort zu erschießen, wenn er zu entkommen versuchen sollte. Eben so wurde sein Wohnhaus in der Stadt mit Militär besetzt, und die anderen darin Wohnenden von allem Verkehr abgesperrt, weil man nicht wissen konnte, ob sie nicht auch schon von dem Ansteckungsstoff befallen waren. Der in das Hospital gebrachte Kranke verschied nach einigen Tagen.

Wieder ein Paar Tage später war die Stadt von Neuem in Aufruhr, als man aus einem Wirthshaus in der Frankenstraße einen halbtodten Franzosen, einen in der ganzen Stadt bekannten und beim Militär angestellten Musikmeister, vor der Thüre auf eine Tragbahre legte und nach dem Hospital brachte, wo er schon nach einigen Stunden verschied. Sofort wurde auch das Wirthshaus mit Soldaten besetzt, und alle darin logirenden Europäer, so wie die, welche dort speisten und eben zur Abendmahlzeit gekommen waren, mußten darin bleiben und 21 Tage Quarantaine halten. Da der Wirth, um seinen Gästen den Appetit nicht zu verderben, ihnen verschwiegen hatte, daß sich ein Pestfall in seinem Hause ereignet, so mußte er nicht nur diese, sondern auch die Wache vor dem Hause, auf seine Kosten speisen und tränken. Und doch war der Wirth keine Stunde seines Lebens sicher, denn es kam wohl zehnmal in jeder Stunde zu Streitigkeiten, und eines Tages zu einer so furchtbaren Prügelei, daß wohl Mord und Todschlag das Ende gewesen wäre, hätte die Wache durch kräftiges Einschreiten den Zügellosigkeiten nicht Einhalt gethan. Indessen dauerte die Quarantaine kaum acht Tage; denn die Pest griff immer weiter um sich; so daß das Absperren der Häuser gänzlich nutzlos war, da ohnehin das Militär des Vicekönigs nicht hinreichend gewesen wäre,

alle, in denen Pestkranke lagen, zu besetzen, und man nach acht Tagen hörte, daß viele von denen, die zur Bildung des Cordons nach Alexandrien gezogen, ein Opfer der Krankheit geworden waren. Täglich sah man Kranke von einer Straße zur andern wanken, und eines Morgens gab die Sklavin eines Juden, die urplötzlich von der Pest befallen wurde, sogleich den Geist auf offener Straße auf. Ein beim Hospitale angestellter französischer Arzt, ein St. Simonist, trat zu der Todten heran und untersuchte sie trotz aller Warnungen der Umstehenden, weil er glaubte, daß die Pest nicht ansteckend sei. Aber schon am andern Tage zeigten sich die Folgen seines Vorwitzes, er wurde krank in das Hospital gebracht, und starb kurz darauf. Keiner der übrigen Aerzte stand ihm bei, aus Furcht angesteckt zu werden, Clott-Bei ausgenommen, der ihm, obgleich erfolglos, eine Ader schlug.

Der überall und unermüdlich helfende und rettende Clott-Bei war doch allgemach der unablässigen Anstrengung und drückenden Pestluft überdrüßig geworden und hatte sich zu einer Landpartie nach Abusabel entschlossen, um dort einige Tage auszuruhen. Eines Morgens schickte er seinen Diener mit der Frage zu mir: ob sein Kabriolet, an dem einige Reparaturen nöthig waren, ihm für den morgenden Tag zur Verfügung stehe, und als ich diese Frage ihm mit Ja beantworten ließ, kam er selbst in meine Wohnung, nahm die Arbeit in Augenschein und bat mich, den Wagen in die Remise des Vicekönigs zu bringen, die meiner Wohnung gegenüber neben dem Militärhospitale lag. Dem Hofkutscher des Vicekönigs ließ Clott-Bei den Auftrag zukommen, mich in seine Wohnung zu geleiten, wohin ich die Rechnung bringen sollte. Ich hatte diesen Leibkutscher schon früher in einer Locanda kennen gelernt, wo wir fast täglich zusammen das Frühstück, in gebratenen Hühnerlebern und einigen Flaschen französischen Tischweins bestehend, eingenommen hatten. Er war ein in der Wallachei geborner Grieche, der sieben Sprachen und darunter die deutsche

ziemlich geläufig sprach, aber dabei ein durchtriebener, in der ganzen Stadt berüchtigter Vagabund, der mir manche neue Arbeit und Reparatur an den Staatswägen und an denen der älteren Damen des Harems zugewiesen hatte, ohne daß ich bis diese Stunde einen Heller dafür bezahlt erhalten habe. Er hatte die Kasse für dergleichen Ausgaben in den Händen und war dabei der Erste aller Hofdiener, die er auf eine schändliche Weise um ihren Sold betrog, den er in seine Tasche schüttete, und doch war er dabei Gott und aller Welt schuldig. Auch heute frühstückten wir zusammen in der Locanda und begaben uns dann nach dem Palaste Clott-Beis. Auf einer Treppe die zum zweiten Stock führte, trat ich in einen großen Saal, in welchem die Aerzte der Stadt sich zu einer allgemeinen Berathung versammelt hatten. Sie standen, abgesondert von Clott-Bei, in einem niedrigen Verschlag, der einem Jeden, mit dem sie zu thun hatten, seine bestimmte Grenze anwies, und waren so vor jeder Berührung gesichert. Außerhalb dieses Verschlags, an einem Tische, saß Clott-Bei, zu dem alle ungehindert Zutritt hatten, der alle Schriften ungeräuchert in Empfang nahm, während die andern sie nur dann erst berührten, wenn die Papiere eine Zeit lang in dem Räucherkasten gelegen hatten; ja er warnte mich sogar ihm nicht zu nahe zu kommen, weil er mit Pestkranken verkehre. Ich aber gab ihm unverzagt mein Konto und nahm einige Augenblicke darauf die Summe aus seiner Hand in Empfang. Als das der jüdische Schreiber des Arztes sah, der ebenfalls hinter dem Verschlag saß, flüsterte er mir zu: »Und wenn mir der Clott-Bei 1000 Thaler geben wollte, ich würde sie aus seiner Hand nicht annehmen.« Clott-Bei hatte diese Worte verstanden und sagte mit freundlichem Lächeln: „Brav, mein Herr, daß Sie Muth haben!“ Darauf ließ er sich mit mir in ein längeres Gespräch ein, fragte mich, ob ich ihm einen Wagen bauen könnte, der leicht über den Sand gehe, und bat um näheren Aufschluß, als ich ihm diese Frage mit Ja

beantwortete. Ich erwiederte: „Der Verfertiger eines Wagens für die Wüste muß sich nach den Füßen des Kameels richten, das mit leichtem Schritt über den Sand geht, die Radfelgen müssen breit sein, wie die Füße jenes Thiers, damit sie ebenfalls nur den Sand berühren und nicht einsinken.“

Mit einem gnädigen Beifallsnicken und der Aufforderung mich in Kairo nach allem Nöthigen umzusehen, wurde ich entlassen. Der Hofkutscher erhielt den Befehl, bis morgen 6 Uhr zwei Pferde für Clott-Bei in Bereitschaft zu halten.

Die Krankheit hatte sich bis jetzt nur mit einzelnen Opfern begnügt, aber schon in der folgenden Nacht raffte sie 150 Menschen hinweg, und der Vicekönig ertheilte auf diese traurige Nachricht dem Clott-Bei den Befehl, sowohl über seine Harem, als auch über die seines Sohnes Ibrahim, sowie über die Paläste seiner und Ibrahims Prinzen das wachsamste Auge zu halten und Aerzte dahin zu beordern, die allen sogleich rettend zur Hand stehen sollten. Somit war die Lustfahrt Clott-Beis vereitelt und er ging wieder furchtlos an seinen Beruf, während die übrigen Aerzte stets in Todesangst schwebten. Keiner war davon mehr ergriffen, als ein alter französischer Doktor, den ich nach meiner Rückkehr vom Berge Sinai in Suez kennen gelernt und ihm dort für seine Conchilien Kästchen gefertigt hatte. Er war damals nach Medina mit Ibrahims Armee gezogen und nun zur unglücklichen Stunde nach Kairo zurückgekehrt und so von Furcht und böser Ahnung niedergebeugt, daß ihn kein Wort des Trostes erheben konnte. Er kannte die Pest genau und wußte was er von ihr zu befürchten hatte, da er über die kräftigen, rüstigen Jahre des Mannes hinaus war.

Die Krankheit war in ihrer immer raschern Ausbreitung von allem denkbaren Grausen und von einer Verzweiflung begleitet, die meine Feder zu schildern zu schwach ist. Niemand, der einen solchen

ungeheuern Zustand nicht selbst erlebt hat, wird sich davon eine richtige Vorstellung machen können. Jeder mußte jeden Augenblick den Tod erwarten; in den Häusern und auf den Gassen stürzten Hunderte in jeder Stunde, um nicht wieder zu erstehen. Auch mir sollte ein lieber Freund entrissen werden. Eines Morgens trat ein Schweizer, Namens Baumgärtner, mit trübem Antlitz in meine Werkstätte und benachrichtigte mich, daß sein Stubengenosse und unser beiderseitiger Freund, der Dr. Leopold aus Polen, der unweit von mir wohnte und mich fast täglich besucht hatte, plötzlich, doch wie es scheine, nicht an der Pest erkrankt sei. Obwohl ich mich selbst unbehaglich fühlte, so besuchte ich ihn doch am andern Morgen, aber er konnte mir auf meine Frage nach seinem Wohlergehn kaum antworten. Ich wendete mich mit derselben Frage an den Dr. Fischer aus München, der ebenfalls zugegen war, aber ohne zu antworten, griff er nach meinem Puls, verschrieb mir etwas und bestellte mich am andern Morgen wieder in die Wohnung unseres Freundes. Gegen 8 Uhr des andern Morgens stand ich vor derselben. Baumgärtner sah aus dem Fenster, benachrichtigte mich, daß Dr. Fischer wieder nach Abusabel zurückgekehrt sei und nöthigte mich hinauf. Ich folgte seiner Einladung und trat ein. Aber welch ein trauriger Anblick bot sich meinem Auge dar! Leopold lag entseelt auf seinem Bette, nicht vom Fieber, sondern von der Pest hinweggerafft, da sein ganzer Körper mit linsengroßen dunkelschwarzen Flecken übersäet war. Ich machte meinem Freunde bittere Vorwürfe, daß er mich so unbesonnen heraufgelockt habe, und er antwortete mir: damit ich gleich ihm bestätigen könne, daß unser Freund wirklich an der Pest gestorben sei. Dabei erzählte er mir, daß abermals ein Vorwitz die Ursache auch seines Todes gewesen sei. Denn da nicht blos die Kranken, sondern auch die Todten in das Hospital gebracht wurden, um daselbst secirt zu werden, damit sich die Aerzte überzeugten, ob sie

wirklich an der Pest und nicht an einer andern Krankheit gestorben seien, so hatte Dr. Leopold die Sectionen mit vorgenommen; kurz nach einer solchen hatte er sich mit dem Secirmesser leicht an der Hand geritzt und sich dadurch den Tod zugezogen.

Ich benachrichtigte sogleich den Clott-Bei davon, der bis diese Stunde noch nicht glauben wollte, daß die Krankheit wirklich ansteckend sei. Um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, erbat er sich vier zum Tode verdammte Verbrecher vom Vicekönig, ließ zweien derselben die Kleider von Pestkranken anziehen und impfte den beiden andern die Pestbeulen ein. Sie starben alle vier an der Pest. Und doch genügten diese erfolgreichen Versuche dem forschenden Arzte noch immer nicht. Sein Durst nach Ueberzeugung trieb ihn zum Aeußersten; er warf das Hemd eines Pestkranken über seinen bloßen Leib, setzte sich zu Pferde und ritt mehrere Stunden im raschesten Trabe um die Stadt. Aber siehe! der Pestsoff haftete an seinem Leibe nicht; er blieb unversehrt und lebt vielleicht noch bis auf die heutige Stunde.

Nach dieser an seinem eigenen Leibe gemachten Probe war er um so thätiger, und stets da zu finden, wohin sich kein anderer Arzt getraute und wohin ihm selbst seine würdigen untergebenen Kunstgenossen, die Doktoren Brunner, Fischer und Koch nur mit Zagen zu folgen wagten.

Die Seuche hatte allgemach ihren Höhepunkt erreicht und wüthete mit unbeschreiblicher Heftigkeit und fast täglich starben von den 300,000 Einwohnern der Stadt 2500, Juden und Christen nicht mitgerechnet, rettungslos dahin. In solcher Wuth hielt sie acht Tage an und ließ erst nach dieser Zeit etwas nach, doch so, daß immer noch 2000 und 1500 Menschen ihr täglich zum Opfer fielen. Die Straßen waren wie ausgestorben, nur einzelne kranke Gestalten wandelten, den Blick des Schmerzes und der Verzweiflung im Auge,

durch dieselben und fielen röchelnd neben ihre todten Brüder hin, die fast vor jedem Hause lagen. Aus den Häusern drang das Weinen der Kinder, die ihre Eltern, die Schmerzenstöne der Gattin, die den Gatten verloren hatte. Hier Schreien der Angst und Verzweiflung, dort lautes Gebet der Gläubigen, das in einen Fluch ausgeht, da Allah seine rettende Hand zur Hülfe nicht aus dem Himmel reicht und die irdische zur Rettung zu schwach ist. Die ärztliche Wirksamkeit hat aufgehört, Jeder ist sich selbst überlassen, und alle Bande der Ordnung sind gebrochen — ein ungeheures Verhängniß, ein unendlicher Jammer ruht auf der Stadt. Zu diesem Elende gesellen sich Hunger und Durst, tausend Stimmen schreien in kläglicher Angst nach Brod und Wasser, und nicht nur die Kranken sterben dahin, denn welcher Fuß will das Haus des Todes betreten und ihnen Hülfe bringen? sondern auch die von ihm verschont Gebliebenen sind nahe daran den Qualen des Hungers und Durstes zu erliegen und mischen ihr Klaggetön dem Todesröcheln der Sterbenden bei. Da geht ein strenger Befehl des Pascha durch die Stadt, der Jedem zu weinen und zu klagen verbietet; aber was soll der Befehl des Pascha? Nach wie vor macht sich die Angst, der Schmerz, die Verzweiflung in unendlichem Wehgeheul Luft, nach wie vor wüthet die Seuche und will trotz Jammer und Elend, trotz Fluch und Gebet kein Ende finden. Und auf solcher Höhe hielt sich diese entsetzlichste aller Krankheiten Wochenlang. — Eines Morgens sprach ein Bekannter aus Triest bei mir ein und klagte mir, daß sein ältester Sohn am Fieber leide.

„Wohl an demselben wie es Andre haben," entgegnete ich darauf, und der Triestiner schwieg, denn er glaubte, ich würde ihm den Zutritt nicht gestatten, wenn er die Wahrheit sagte. Am nächsten Morgen kam er mit der Nachricht wieder, daß sein erster Sohn gestorben sei, und zwei Tage darauf erzählte er mir unter Thränen, daß auch der zweite hinweggerafft sei. Von diesem Tage an kam er

nicht mehr. Er wohnte nicht weit von mir, und ich gedachte ihm einen Besuch zu machen, erhielt aber auf meine Frage nach ihm an der Thürschwelle schon die Antwort: „Alle sind todt!“ Auch die vier Slavonier, die mit mir zugleich von Alexandrien nach Kairo geflüchtet waren, lebten nicht mehr, und dem Leibkutscher des Vicekönigs hatte ebenfalls sein letztes Stündlein geschlagen. Immer in den Wagenremisen beschäftigt, kam er fast täglich zu mir, ohne daß es ihn zu verdrießen schien, wenn ich ihn derb an die Bezahlung meiner Schuld erinnerte. Meine Arbeiter, die eben so gesund und rüstig waren, wie ich, trieben Scherze mit ihm, und einst fragte er: „Welcher von uns wird wohl zunächst springen müssen?“ — „Doch nur der,“ entgegnete ich rasch, „der es am meisten verdient.“ — „Das glauben Sie nicht,“ versetzte er, „denn nur die Guten finden einen Platz im Himmel.“ — „Nun dafür sind Sie gewiß sicher,“ fuhr ich scherzend fort. — „Das denke ich auch,“ antwortete er weiter, „denn ich habe mir als bestes Mittel gegen die Pest eine Fontanelle legen und einen Zahn ausziehen lassen.“ Und siehe! trotz dieser Vorsichtsmaßregeln war er doch nach wenigen Tagen eine Beute des Todes geworden.

Auf gleiche Weise erging es den St. Simonisten, die größtentheils in einem Hause beisammen wohnten; ehe sie noch den Messias von der reinen Jungfrau geboren werden sahen, waren sie größtentheils selbst zu einem neuen Leben eingegangen.

Da nun alle von den europäischen Aerzten gegen die Pest verordneten Mittel nicht anschlagen wollten, so wendete sich die Wuth der Einwohner gegen die Katzen, die den Ansteckungsstoff von einem Hause in das andere bringen sollten, und es begann ein allgemeiner Vertilgungskrieg gegen die armen Geschöpfe. In den Straßen und auf den Dächern standen Menschen mit Stöcken und Flinten bewaffnet und erlegten die fliehenden Thiere, deren Wehgeheul sich mit den

Schmerzenslauten der Pestkranken vermischten. In den ersten Tagen eröffnete sich ein fürchterliches Bombardement, und bald war keine Katze mehr zu sehen ohne daß deshalb die Pest aufgehört hätte.

Noch wagte sich kein Vornehmer aus den abgesperrten Häusern oder sonstigen Verstecken; man scheute jede Berührung mit den Dienern, von denen Jedem sein Platz angewiesen war; und nicht einmal das Wasser durften sie der Herrschaft reichen. Es wurde dasselbe von den Wasserträgern mittels einer Rinne, die sie aus dem niedrigsten Fenster des Hauses auf die Straße legten, zugeführt. Aber die reichsten Vorräthe nahmen endlich ab. Wer auch hätte daran gedacht, sich für ein Jahr — so lange hielt die Pest an — zu verproviantiren? — Nun mußten die Reichsten und Vornehmsten wohl alle Lebensbedürfnisse, wenn sie auch vorher durch Rauch und Wasser gereinigt waren, aus den Händen der Diener annehmen und noch obendrein große Summen zahlen, damit diese nur bei ihnen blieben. Dennoch starb mancher, ungeachtet der ängstlichsten Vorsichtsmaßregeln. So hatte sich in der Frankenstraße ein Europäer in seinem Hause verschanzt, vor welchem ein Sklave Tag und Nacht Wache hielt. So oft der Herr ein Bedürfniß hatte, warf er dem Sklaven Geld zum Einkauf auf die Straße und zog dann die Waare, die erst tüchtig geräuchert und gewaschen sein mußte, mittels einer Kette in das obere Stock. Eines Tages aber wartete der Sklave umsonst vor dem Hause, in welchem sich trotz Pochen und Rufen kein Fenster öffnen wollte. Endlich schlägt er mit mehreren seiner Genossen das Thor ein und findet seinen Herrn in dessen Zimmer, den Stiefel in der Hand, todt auf dem Bette liegen.

Um diese Zeit war ein schlesischer Tischler, Namens Franz Kunisch, auf einer Pilgerreise von Jerusalem nach Kairo zurückgekehrt und hatte bei seinen Handwerksgenossen um Arbeit und Unterstützung angehalten, leider aber diese nicht gefunden, da es einmal

keine Arbeit gab und alle Fabriken des Vicekönigs geschlossen waren, und sodann jeder Einzelne für sich und seine Familie zu sorgen hatte. Einer seiner Landsleute hatte ihn zwar einen Monat lang unterhalten, ihn aber dann wieder entlassen müssen, da er kaum mehr für sich selbst zu leben hatte, und nun schlich der von Hunger und Kummer gedrückte Mensch wie ein Schatten durch die Straßen. So ging er öfter an meiner Wohnung vorbei, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, einen Deutschen länger darben zu sehen; ich rief ihn in meine Werkstatt, wo ich seinen Hunger stillte. Flehentlich bat er mich ihn zu beschäftigen, er wolle gern für die Kost arbeiten. Und obgleich ich kaum für meine Gehülfen Arbeit hatte, räumte ich ihm doch ein Plätzchen ein, zum großen Aerger der Uebrigen, die meine Menschenliebe tadelten. Bald erholte er sich wieder, und alle meine Bekannte, die noch am Leben waren, kamen mit ihren langen Stöcken, durch die man sich auf der Straße gegen jede menschliche Berührung schützte, täglich zu mir, und wir vertrieben uns die Zeit, wie es eben gehen wollte. So saßen wir auch am Osterheiligenabend zusammen, als der Schlesier plötzlich über Gliederschmerz und Kopfweh zu klagen anfing. Meine Freunde und selbst ich waren darüber betreten; ich ließ ihn durch meinen Rigaer Gehülfen in ein Nebenzimmer bringen, der gleich darauf mit der Nachricht zurückkam, Kunisch habe sich bereits heftig erbrochen. Alle Gesichter um mich verwandelten sich; im Nu war mein Zimmer leer und ich allein mit dem Kranken. Es war gerade um die Stunde, in welcher Clott-Bei das Hospital besuchte, und ich eilte zu ihm mit der Bitte, sich meines Kranken anzunehmen und ihn ins Hospital bringen zu lassen. Er kam mit mehreren andern Aerzten und sagte, wohl nur um mich zu beruhigen, daß mein Gehülfe keinen Pest-, sondern nur einen gewöhnlichen Fieberanfall habe. Dennoch ließ er ihn ins Hospital bringen. Als ich am andern Morgen ihn dort besuchen wollte, wurde ich nicht ein-

gelassen, und Nachmittags erhielt ich die Nachricht, daß der Kranke mich bitten lasse, ihm einen katholischen Priester zu senden, der ihm den Leib des Herrn reiche. Bald fand ich einen, der auf der Stelle bereit war, mir zu folgen, und sein Muth, das furchtbare Haus zu betreten, gefiel mir um so mehr, als täglich wohl 300 Tode aus demselben hinaus getragen wurden. Ob einer der protestantischen Geistlichen in Kairo solches Muthes fähig gewesen wäre, möchte ich bezweifeln; diese Männer, die, wie die Sage ging, aus Handwerksgesellen ohne alle Vorbereitung Priester geworden waren und nicht einmal lesen konnten, hatten ihr Leben zu lieb, um sich in solche Gefahr zu begeben. Der katholische Priester hatte sich zwar auch aus Vorsicht mit einem linnenen theergetränkten Hemde bekleidet, aber er fürchtete sich doch nicht, denn als ich ihn bei seiner Rückkehr aus dem Hospitale fragte: „ob er keine Furcht vor dem Tode habe?“ antwortete er demüthig: „Wie es Gott gefällt; ich lebe nur meinem Berufe!“

Am zweiten Ostertage erhielt ich die Nachricht von dem Tode des Schlesiers und zugleich den Auftrag, ihm einen Sarg zu fertigen, da der Consul, unter dessen Schutz er gestanden, von ihm nichts wissen wolle. Auf der Stelle begab ich mich zu diesem Herrn, fragte nach dem Wanderbuche oder sonstigen Papieren des Verstorbenen, aber er wollte sich durchaus auf nichts einlassen. Eben wurden die Kleider meines hinübergegangenen Gehülfen gebracht, die zufolge des Gesetzes dem Consul gehörten, und da Niemand die Taschen zu untersuchen wagte, so that ich es, fand jedoch weder einen Paß, noch ein Wanderbuch, sondern nur ein Zeugniß aus Jerusalem, das den Pilger Franz Kunisch als einen Preußen aus der Provinz Schlesien gebürtig bezeichnete. Trotz meiner heftigen Vorwürfe nahm sich der Consul seiner nicht an, vielleicht weil die hinterlassene Habe die Kosten der Beerdigung nicht deckte, und es blieb mir daher nichts

übrig, als eiligst nach Hause zu gehen, einige Bretter zu einem Sarge zusammen zu nageln und ins Hospital zu schaffen. Clott-Bei überraschte mich bei dieser Arbeit, ich erzählte ihm das Benehmen des Consuls und er war darüber um so mehr entrüstet, als ihm nicht unbekannt war, mit welcher Habsucht der Janitschar des Consuls alle Kleider seiner im Hospitale gestorbenen Schutzbefohlenen in Empfang nahm. Eine halbe Stunde später trug ein Esel die irdischen Ueberreste des Schlesiers nach Fostat, wo alle Christen in einem unterirdischen Gewölbe beigesetzt werden, in welchem der Sage nach einst die heilige Jungfrau auf ihrer Flucht nach Aegypten sich mit dem Christuskinde verborgen gehalten haben soll. Der einzige Begleiter der Leiche war mein Rigaer Gehülfe, der den Erlaubnißschein des Priesters und das zur Beerdigung nöthige Geld trug. — Und so hatte ich schon früher einen Sattlergesellen aus der Rheingegend auf meine Kosten beerdigen lassen, ohne diese vom Consul wieder bekommen zu haben, obgleich er das schöne Werkzeug des Verstorbenen und noch verschiedene andre werthvolle Dinge aus dessen Besitz um hohen Preis verkauft hatte.

Wenige Tage darauf erkrankte auch mein treuer Reisegefährte nach dem Sinai, der Würtemberger Köllner, und seine Krankheit erwies sich bald als die Pest. Sogleich zeigten sich bei ihm die Beulen, die meist unter den Armen, am Halse und über den Hüften hervortreten und nicht selten die Größe einer Kegelkugel erreichen. Wenn diese Beulen aufbrechen oder geöffnet werden, so läßt das Fieber auf der Stelle nach, und es tritt Hoffnung auf Genesung ein. Deshalb sind die Aerzte sogleich bedacht, diese Beulen entweder mit glühenden Eisen zu brennen, oder mit Zugpflaster zu belegen, um sie in Eiterung zu bringen und überdies der Natur mit einem Brechmittel zuvorzukommen. Der Geruch, der aus diesen Wunden hervorgehenden Jauche ist fast nicht zu ertragen. Alle diese Mittel bewährten sich an meinem Freunde, der vierzehn Tage lang in einem Zustand

der Besinnungslosigkeit verfiel, und während dieser Zeit gerettet wurde, da die Aerzte auch die 10 Carbonen — Geschwüre von der Größe eines Laubthalers, — die sich auf dem rechten Beine des Kranken gebildet hatten, ausbrannten. Und so genaß er allmählig wieder, aber die Narben, die die Pestbeulen hinterlassen hatten, waren nach drei Monaten noch so tief, daß man bequem zwei Finger in dieselbe legen konnte.

Wie ich früherhin mit Gottes Hülfe so manchen Gefahren entgangen war, so auch bis jetzt der der Pest, und ich arbeitete rüstig fort an Glott-Beis neuem Kabriolet. Kein Tag verging, an welchem dieser liebenswürdige Mann mich nicht besuchte, den Fortgang der Arbeit in Augenschein nahm, und sich nicht selten eine Viertelstunde lang auf das Freundlichste mit mir in meinem Wohnzimmer unterhielt. Der ihn begleitende Dolmetscher war eine Grieche, der immer meinem Bette zu nahe kam und sich nicht selten darauf setzte. Um dieses fernerhin zu verhüten, hatte ich eine Rolle an der Decke angebracht und durch einen Strick mein Bett an dieselbe befestigt, und so wie Glott-Bei mit seinem Dolmetscher zu mir kam, zog ich es in Höhe, worüber der Arzt lachte, aber dennoch meine Vorsicht lobte. Nichtsdestoweniger war ich mit dem Griechen, der eines Tages blaß, zitternd und hinkend zu mir in die Werkstatt trat, in nähere Berührung gekommen. Es ergab sich, daß der Mensch die Pest hatte. Ich fürchtete nicht ohne Grund, von ihm angesteckt zu werden, und dachte auf Mittel, mich so viel wie möglich zu sichern. Schon hatte ich meine Kleider den Flammen übergeben und trug das letzte auf dem Leibe, entschlossen, auch dieses denselben Weg gehen zu lassen. Indem ich noch hin und her überlegte, kam mir ein glücklicher Einfall. Ich begab mich zu meinem Nachbar, einem Schmied, und nahm eine Hand voll Hufspäne aus seiner Werkstatt, that dazu noch einiges alte Leder und das Polster eines alten mit Roßhaaren be-

schlagenen Stuhles, zündete Alles zusammen an und stellte mich über das Feuer, um die Kleider an meinem eigenen Leibe zu entpesten, so daß mich der Dampf beinahe erstickte. Plötzlich ergreift das Feuer einen Zipfel meines Rockes und theilt sich sogleich den übrigen Kleidungsstücken mit, ich rufe nach Hülfe und werde nur mit Mühe von meinen herbeieilenden Gehülfen gerettet, aber meine sämmtlichen Kleider sind untauglich geworden und ich muß mir andre vom Schneider kommen lassen auf die Gefahr hin, durch diese angesteckt zu werden.

Die Seuche hatte allmählig immer mehr nachgelassen, und ich dachte nicht im mindesten daran, daß sie noch den Weg zu mir finden würde, denn ich war an Körper und Geist munter und gesund. In solchem Zustande legte ich mich Abends nieder und stand Morgens wieder auf. Da befiel mich in einer Nacht, kurz nachdem ich eingeschlafen war, ein schwerer ängstlicher Traum. Mir war es nämlich, als sei ich nicht mehr in Aegypten, sondern daheim in meiner lieben Heimath im Hause meines Schwagers, wo ich mit ihm — wie es in der That kurz vor meiner Abreise der Fall gewesen war — einen Schlitten verfertigte. Die Mitternacht war während der Arbeit hereingebrochen; und ich eilte nach dem Hause meines Vaters. Kaum bin ich jedoch auf der Straße, als ich einen mir bekannten Aegypter erblicke, der mich mit zwei riesigen Windhunden verfolgt, ohne daß diese mich erreichen können. Bis auf den Tod ermüdet, lange ich endlich am Vaterhause an, aber so wie ich die Thüre öffnen will, tritt mir aus derselben der Nachbar in einer riesengroßen schwarzen Gestalt mit feuerigen Augen entgegen. Meine Kräfte schwinden, ich sinke zu Boden, und wie aus einem Grabgewölbe hervor höre ich die Stimme meines Vaters die Worte rufen: „Schenke ihm diesmal noch das Leben!“

Mit diesen Worten erwache ich, in Angstschweiß gebadet. Ein stechender Schmerz durchzuckt mein Haupt, meine Brust zieht sich zum Erbrechen zusammen, fliegende Angst treibt mich zu Stuhle. Kaum bin ich noch Herr meiner Sinne, doch wecke ich eiligst meinen Rigaer Gehülfen, um ein Licht anzuzünden. Sein über meinen Anblick erschrockenes bleiches Gesicht bestätigt meine Ahnung, daß die Pest mich angegriffen hat. Ich vermag nicht mehr im Bette zu bleiben, die steigende Angst foltert mich furchtbar, ich denke an die Lieben in meiner Heimath, an den Tod, der mich auf ewig ihnen entreißen wird, und tausend wirre Bilder der Todesangst ziehen vor meiner Seele vorüber. Da kam mir ein lichter Augenblick der Ueberlegung, ich verließ das Bett und lief von einem Zimmer in das andre, doch kaum im Stande, mich auf den Füßen zu halten. Plötzlich fällt mir das Mittel des italienischen Leiermannes ein, das ich ihn zu Adrianopel als bestes Schutzmittel gegen die Pest genießen sah, und so sehr mich auch dessen Gebrauch anekelte, so stürzte ich ein halbes Nösel meines eigenen Urins mit eben so viel Branntwein vermischt hinab, denn es war mir, als ränge ich schon mit dem Tode. Sogleich ersuchte ich den Rigaer, mich mit Couverten zu überdecken, und ich lief noch drei Stunden in den Zimmern auf und ab, bis ich endlich von Schlaf und Mattigkeit überwältigt zusammensank. Ohne Furcht trug mich nun mein Gefährte auf das Lager, und als ich am Morgen erwachte, stand Glott-Bei vor demselben. Sogleich befahl er seinem Dolmetscher, der vielleicht mein Bett mit Peststoff inficirt hatte, mir eine Ader zu öffnen, aus der erst nach wiederholten Versuchen dickes schwarzes Blut floß. Der Arzt schüttelte bedenklich das Haupt, als ich ihm offen sagte, welch' ein Mittel ich in der Todesangst genommen. So schlief ich abermals ein. Am andern Morgen wurde der Aderlaß wiederholt, und ich fühlte mich bald besser und leichter. Glott-Bei rieth mir zu magerer Kost, verbot mir jeglichen

Genuß des Weins, und so war ich schon nach wenigen Tagen von diesem Pestanfall wieder genesen.

Mit mehr Muth wagte ich mich nun wieder in die Stadt, die noch immer ein Bild des Jammers darbot, obgleich die Krankheit bedeutend nachgelassen hatte. Allein der schon früher eingerissene Mangel ward von Tag zu Tag drückender, und die allgemeine Noth bald über alle Beschreibung groß. Die Bäcker wollten kein Brod mehr backen, denn sie hatten die Erfahrung, daß sich in dem frischen, oft noch warmen Brode der Peststoff festsetze und daß ganze Familien am Genusse dieser warmen Bäckerwaaren den Tod gefunden hätten. Zudem waren die Bäcker der Stadt meistentheils der Seuche zum Opfer gefallen. Auch die Apotheker, die anfangs einen nicht unbedeutenden Gewinn gemacht und sich so vorsichtig benommen hatten, daß sie Niemand in die Offizin ließen, die Recepte nur mit einer eisernen Zange lasen und sodann verbrannten und das zu empfangende Geld in einer mit Essig gefüllten Schüssel reinigten, waren von der Pest dennoch heimgesucht und mitten aus ihren Tinkturen, Salben und Pulvern hinweggenommen worden. Die Andern hatten ihre Offizinen geschlossen, und bald war Rath und Hülfe nur noch in dem Hospitale zu finden, wo ein französischer Schmied als Apotheker und ein deutscher Gerber als Receptarius angestellt waren, die beide unter der unmittelbaren Aufsicht Clot-Bey's standen. Die unermüdliche Thätigkeit dieses Mannes erstreckte sich nach allen Seiten hin, und so hatte er gleich vom Anfange die dringendsten Befehle ertheilt, die Häuser und Straßen rein zu halten. Leider waren diese nicht befolgt worden, und allgemach hatte sich der Schmutz und das Aas in den Straßen zu Haufen aufgethürmt, und der davon ausgehende Gestank mischte sich mit dem der Leichname, die auf den Gottesäckern zu Tausenden in einer nur höchst nothdürftig mit Erde gedeckten Grube faulten, und verpestete die Luft, der Seuche zu immer neuer Nah-

rung. Zur steten Fortpflanzung und Erhaltung derselben trugen ebenfalls die europäischen Consuln bei, die die ihnen anheimgefallenen Weiber ihrer verstorbenen Schutzbefohlenen sogleich wieder verkauften.

Die allgemeine Zeit der Noth, unter der am meisten die europäischen Bewohner der Stadt litten, hat wohl Niemand schwerer empfunden als zwei deutsche Barone. Seit Monaten hatte ich sie übermüthig durch die Straßen wandeln und herrlich und in Freuden leben sehen. Dabei waren sie zu stolz, um mit mir, einem deutschen Handwerker, zu reden, und ihre Muttersprache war ihnen zu gering; sie sprachen nur französisch. Beide suchten Anstellung im Dienste des Pascha. So lange sie Geld hatten, mochte alles angehen, aber bald blieben ihre Wechsel aus, sie machten Schulden und zehrten auf Conto; aber ihr Speisewirth ließ sich endlich nicht mehr mit leeren Worten abspeisen und verschloß ihnen sein Haus. Jetzt fielen sie der Noth, dem Mangel und dem Mitleide einiger Bekannten anheim, die in Diensten des Vicekönigs standen. Diese erbarmten sich der Hülflosen, aber nur auf kurze Zeit, denn Mehemed Alis Zahlungen waren schon seit zehn Monaten ins Stocken gerathen. Statt des baaren Geldes erhielten die Angestellten Wechsel auf die Staatskasse, die weit hinaus erst zahlbar waren, und wenn die Noth sie drängte, überließen sie irgend einem Geldspeculanten der Stadt diese Anweisungen mit 30 bis 40 Procent Verlust gegen baar. Der reichbesoldete Musikdirector Hempel erbarmte sich der Noth der deutschen Barone und nahm einen derselben unter sein Dach, aber auch er war gezwungen, dem jungen Adligen diese Freistätte wieder aufzukündigen, da auch er in Noth gerieth und sich mit den Seinigen kaum zu erhalten wußte. Da war der deutsche Baron abermals hülflos. Er kam nach der Hauptstadt zurück, blaß und abgemagert, von Thür zu Thür bettelnd und hocherfreut, wenn eine milde Hand sich ihm öffnete. Seinem Gefährten ging es nicht viel besser, denn als ich eines Tages durch die

Frankenstraße ging, sah ich ihn vor der Thüre eines aus Hannover gebürtigen Schneiders sitzen. Freundlich rief er mir ein „guten Morgen, Herr Sachse!“ in deutscher Sprache zu, und ich war über diese Herablassung erstaunt, und noch mehr über das „Herr,“ mit dem er mich titulirte. Ich dankte ihm, und er fuhr ohne Weiteres fort: „Ich habe gehört, daß Sie manchem Deutschen und selbst auch Arabern Kost und Obdach geben, wollen Sie sich nicht auch meiner erbarmen und mich in Ihre Wohnung aufnehmen, wo ich Ihnen als Zuschläger gern für die Kost arbeiten will.“

So sehr mich die demüthige Bitte des stolzen Barons rührte, so konnte ich ihm doch nicht willfahren, da ich zu wenig Arbeit und schon Gehülfen hatte, die mir näher standen. Und so verließ ich ihn, ohne ihm irgend Hoffnungen machen zu können; nach wenig Tagen erfuhr ich, daß er bei dem hannöverschen Schneider als Koch in Dienst getreten sei; von dem andern Baron habe ich nichts wieder gehört noch gesehen.

Glott Beis Kabriolet, meine einzige Arbeit, war vollendet, und nichts hielt mich mehr in der decimirten Stadt, aus der ich je eher je lieber abzureisen beschloß. Zuvor gedachte ich meines holsteiner Freundes, der sich mit seiner jungen Frau auf das Land geflüchtet hatte und unweit von Abusabel in einer Rohrhütte wohnte. Die Sehnsucht trieb mich dahin, und bald hatte ich die Hütte des glücklichen Paares gefunden. Pfähle ringsumher, durch eine Schnur verbunden, zeigten die Gränze an, die man nicht überschreiten durfte, ohne Gefahr zu laufen, erschossen zu werden. Einen Tag mußte auch ich Quarantaine davor halten, und wurde erst auf meine wiederholte Versicherung, daß keine Pest in Kairo mehr herrsche, eingelassen. Unsre beiderseitige Freude war herzlich, nur ward sie oft durch Thränen getrübt, wenn Reichard nach diesem oder jenem Be-

kannten fragte, und mein Blick nach Oben ihm andeutete, wo er sie zu suchen habe.

Zwei Tage vergingen mir daselbst im traulichen Gespräche, am dritten begleitete mich das junge Paar nach dem eine Viertelstunde von ihrer Hütte entfernten Abusabel, woselbst des Holsteiners Schwiegervater an der dortigen Bildungsschule für angehende Aerzte angestellt, eine prächtige Wohnung besaß. Diese Bildungsanstalt, zugleich auch eine Thierarzneischule, zählte schon gegen 300 inländische Zöglinge unter Leitung des Dr. Fischer aus München und eines sehr geachteten französischen Arztes. Zu ihren praktischen Studien bot sich gerade jetzt die beste Gelegenheit. Unweit Abusabel war ein Pestlazareth für das Militär errichtet, aus welchem mehr gesund wieder hervorgingen, als aus dem Hospitale zu Kairo. Da letzteres die kranken Soldaten nicht mehr fassen konnte, so wurden sie hierher gebracht, und oft sah ich, wie in der Frühe des Morgens die Straße von Soldaten gesperrt war, damit der Transport ruhig von statten gehe. Die Erkrankten waren gleich wilden Thieren in hölzerne Kasten eingesperrt und wurden von Kameelen, die je zwei solcher Kasten mit etwa zwölf Mann trugen, nach dem neuen Militärlazareth gebracht. War nun ein solcher Transport, der oft aus vier und fünf Kameelen bestand, abgegangen, so wurde zwar die Straße wieder freigegeben, aber vor dem Hospitale stand immer Wache, und an jeder Ecke des Hauses ein Posten mit scharfgeladenem Gewehr, um den Kranken, der in der Tollheit wagen sollte, zu entfliehen, sogleich zu erschießen.

Nur wenige Tage brachte ich in Abusabel zu. Mein holsteiner Freund faßte den Entschluß, mit seiner jungen Frau und all seiner Habe nach Kairo zurückzukehren. Die Kameele wurden bepackt, und eines Morgens bestiegen wir unsre Esel und ritten der Stadt zu. Auf diesem Wege rasteten wir in einem Wäldchen, das Ibrahim angelegt hat, und labten uns einige Stunden an seiner Kühle. Bald

kam ich in meiner Wohnung an, Reichard stieg in einem Gasthause ab, um in den nächsten Tagen nach Alexandrien zu reisen, wo er seinen ferneren Wohnsitz aufzuschlagen gedachte.

Kairo war bei meiner Rückkunft wieder lebendig geworden, und obgleich die Pest noch täglich ihre 6 bis 8 Opfer verlangte, so achtete man nur wenig darauf. Ihre Wuth war gebrochen, und die allzugroße Furcht vor derselben verschwunden. Meine bestellten Arbeiten waren abgeliefert und keine neuen verlangt worden, und die Aussichten für die Zukunft waren um so weniger lockend, als der gegenseitige Verkehr erst allmählig wieder angefangen hatte. Ich hielt mich nur noch so lange auf, bis das vielgerühmte und schon von mir beschriebene Nilfest vorüber war, dann machte ich dem von mir hochverehrten Clott-Bei meinen Vorsatz, Aegypten zu verlassen und in meine Heimath zurückzukehren, bekannt. Dem Ehrenmanne, der wegen seiner großen, während der Krankheit erworbenen Verdienste zum General avancirt war, schien mein Entschluß sehr leid zu thun, und er versprach mir eine glänzende Anstellung beim Vicekönig mit monatlich 1000 Piastern. Dabei sollten mir zwei Tage in der Woche, der türkische und der christliche Sonntag, ganz angehören, in welcher Zeit ich noch eine bedeutende Summe nebenbei verdienen könne, und seine liebenswürdige Beredsamkeit gab sich alle Mühe mir seine Vorschläge mit dem glänzendsten Farben auszumalen. Auf meine Einwendung, daß ich durch meiner Hände Arbeit ein gleiches Ziel erreiche und mich nicht auf die ungewissen Zahlungen des Vicekönigs einlassen werde, gab er mir den freundlichen Rath, dennoch zu bleiben und ein Lohnkutschergeschäft zu betreiben, da die in Kairo wohnenden reichen Europäer den Mangel eigner Equipage zu schmerzlich vermißten. Dieser Vorschlag war so übel nicht. Ich hatte mir ihn schon früher vielfach überlegt und mir manchen schönen Plan erdacht;

auch jetzt schwankte ich wieder. Aber die Pest warf ihre schwarzen Schatten in das freundliche Bild meiner aufkeimenden Hoffnungen.

Ich hatte zu viel Gräßliches erlebt, ich war zu vielen und großen Gefahren entronnen, und kam zur Ueberzeugung, daß länger in Kairo bleiben, den Himmel, der mich bisher so gnädig in seinen Schutz genommen, versuchen hieße. Ich dankte gerührt und mit Thränen im Auge für alle fernern Anerbietungen des menschenfreundlichen Arztes und eilte in den Hafen von Bulak, um ein Schiff zu suchen, das nach Alexandrien abging. Bald war ein solches gefunden, meine Papiere waren von dem österreichischen Generalconsul, unter dessen Schutz ich gestanden, visirt, und am 28. August 1835 sagte ich der Residenzstadt des merkwürdigsten jetzt lebenden Fürsten Valet.

Heimkehr.

Reise nach Alexandrien. — Schlechte Geschäfte. — Hempel in Noth. — Abreise nach Triest. — Schlechte Wirthschaft auf dem Schiffe. — Ungeschickte Fahrt. — Heftige Stürme. — Noth und schlechte Kost. — Der Hafen von Ragusa. — Ankunft in Triest. — Quarantäne. — Reise nach Laibach in tiefem Schnee. — Salzburg. — Ankunft in München. — Mein Wanderbuch auf der Polizei. — Hofrath von Schubert. — Gefährliche Erkrankung. — Heimkehr des Königs von seiner Reise nach Griechenland. — Audienz bei der Königin. — Ankunft des Königs Otto von Griechenland. — Abermalige Erkrankung in Augsburg. — Ankunft in Eisenberg. — Herzog Georg von Sachsen-Altenburg. — In Weimar. — Audienz bei der Großherzogin. — Waltershausen. — Ruhla. — Ankunft in Berterode.

Meinen treuen Rigaer vermochte ich, mich nach Alexandrien zu begleiten. Ein günstiger Wind schwellte die Segel, und ohne Aufenthalt erreichten wir am vierten Tage die Hafenstadt. Nicht um mich lange hier aufzuhalten, sondern nur um mein Werkzeug und meine angefangenen Arbeiten, wenn auch mit Verlust, zu verkaufen, miethete ich mir eine Wohnung. Doch gingen meine Geschäfte über alle

Maßen schlecht. Die Pest hatte in Alexandrien mit gleicher Heftigkeit wie in Kairo gewüthet, und alle Bekannte, nach denen ich fragte, waren gestorben. Auf den Märkten und Bazars standen die schönsten europäischen Wagen, die sonst 300 bis 400 Thaler gekostet hatten, um den Preis von 30 bis 40 Thalern zum Verkauf, aber keiner der noch Lebenden mochte sie um diesen Preis haben, aus Furcht, der Pestſtoff sei noch in ihnen verborgen. Und so standen die Wagen lange Zeit, bis ein speculirender Jude sie für spätere Zeiten an sich brachte. Meine fahrende Habe konnte ich wegen der ungeheuern Transportkosten unmöglich mit nach Europa nehmen, deshalb überließ ich alles um ein Spottgeld dem Holsteiner, der bereits hier seßhaft geworden war, und schlug mir den großen Verlust aus dem Sinn.

Bald war ich mit einem slavonischen Schiffskapitän um den Preis der Ueberfahrt nach Triest einig, und der Tag der Abreise auf den 2. October festgesetzt worden. — Am Tage vor meiner Abfahrt eben im Begriff, mich dem Consul zu empfehlen, stieß ich auf einen mir schon von Kairo her bekannten italienischen Offizier, der mich mit der Nachricht erschreckte, daß mein Landsmann, der Musikdirektor Hempel, krank und hülflos in einem elenden Gasthause Alexandriens danieder liege. Ich hatte Hempel zum letzten Male vor Ausbruch der Pest in Kairo gesehen. Damals war Ibrahim nach seinem Feldzuge in Syrien nach Aegypten zurückgekehrt und namentlich in Kairo mit großem Jubel empfangen worden. Ihm zu Ehren waren an allen Straßen Triumphbögen errichtet, und, als er Abends einzog, die ganze Stadt erleuchtet worden. Die Musikchöre aller Regimenter waren mit klingendem Spiel an ihm vorüber gezogen, und das Chor Hempels hatte dem Pascha so wohl gefallen, daß er seinen Vater gebeten hatte, den deutschen Musikus in seine Dienste nehmen zu dürfen. Bald darauf war die Pest in Kairo ausgebrochen, und Ibrahim Pascha war mit einer großen Abtheilung seines Heeres wiederum nach Syrien gezogen und

hatte Hempeln unter dem Versprechen, ihm monatlich 1500 Piaster (75 Kronthaler) zu zahlen, mitgenommen. Diese Summe war später kaum zur Hälfte gewährt, und der Musikdirektor dadurch veranlaßt worden, Ibrahims Dienst zu quittiren. Aber auf dem Schiffe war er erkrankt und in diesem Zustande in Alexandrien angekommen. Dies Alles erfuhr ich aus den mündlichen Mittheilungen des Freundes, zu dem ich sogleich geeilt war. Und in der That war er recht krank und ohne alle Pflege, denn er hatte seine schöne Abyssinierin vor seiner Abreise nach Syrien verstoßen, und ich hatte sie in Abusabel in den dürftigsten Umständen und beständig auf ihren treulosen Gatten schimpfend, wieder gefunden. Auch dieses schöne Bild häuslichen Glückes war nur von kurzer Dauer gewesen. Jedermann in Alexandrien scheute noch die Berührung mit Kranken; das Mitleid kannte man nur den Namen nach, und so war der arme Mann allein auf meine Hülfe gewiesen, der ich eben Aegypten zu verlassen im Begriff stand. Ich nahm mich thätig seiner an, besorgte ein Saumthier für ihn und ließ ihn nach dem Hospital der Stadt bringen, damit er dort unter besserer Pflege genesen könne. Mancher Freund schaute uns nach, als ich so mit dem Kranken durch die Stadt zog, doch alle blieben fern, denn ihre Furcht übertraf ihre Liebe. Als ich nun den treuen Landsmann in ein Bett gebracht hatte, reichte ich ihm die Hand zum Abschied, die er leise drückte und mir zurief: „Wir werden uns doch wiedersehen!“ — „Gewiß!“ tröstete ich ihn, „im Vaterlande!“ und ging, ihn dem Schutze des Himmels anbefehlend.

Der Morgen des 2. Oktobers 1835 fand mich im Hafen, und während meine Sachen von den Zollwächtern in Folge eines Handschreibens vom österreichischen General-Consul nur flüchtig untersucht und sodann auf das Schiff gebracht wurden, stand ich in stummen Betrachtungen verloren, am Ufer des Meeres, dessen trügerischen Wellen ich mich noch einmal anvertrauen wollte. Wenige Freunde nur

hatten mich begleitet; es waren mein Rigaer Gehülfe und der Holsteiner, die beide in Aegypten sich niederzulassen gedachten. Nach einem herzlichen Abschiedskusse reichten wir uns noch einmal die Hände, und mit Thränen im Auge sprang ich in das Boot. Es war 3 Uhr Morgens, als es vom Ufer abstieß, und mit stiller Wehmuth warf ich dem schönen Morgenlande meine letzten Abschiedsgrüße zu. Um 9 Uhr wurden die Anker gelichtet, wobei ich selbst mit Hand anlegen mußte, da die ganze Mannschaft des Schiffes nur aus dem Kapitän, seinem Scrivano (Schreiber), vier Matrosen und mir, dem einzigen Passagier, bestand. Wohl hätte der Größe nach das Schiff mehr Mannschaft bedurft, allein der Geiz des Kapitäns muthete den Vieren zu, was auf einem andern Schiffe kaum zehn vollbracht hätten. Mit günstigem Winde fuhren wir von dannen, und die flachen Küsten des Landes der Wunder und Schrecken verloren sich mehr und mehr in den Nebeln des Horizontes.

Einige Tage hindurch ging die Fahrt glücklich von Statten. Der Kapitän berechnete nach dem günstigen Winde unsre Ankunft in Triest und schien seinen Proviant nach demselben eingerichtet zu haben. Daher war er nicht wenig erstaunt, als er schon am sechsten Tage die Küsten eines Landes erblickte, das weder er noch die Matrosen kannten. Jetzt erhob sich ein furchtbarer Zank zwischen dem Kapitän und dem Schreiber, welcher wohl in den ersten Tagen seine Functionen hatte versehen können, die darin bestanden, den Wind, das Meer, den Kompaß und die Seekarten zu vergleichen, in letzterer Zeit aber zu andern Geschäften verwendet worden war. Noch vor einigen Tagen riefen wir einem griechischen Schiffe, das Weg und Ziel verloren, lachend die verlangte Auskunft durch das Sprachrohr zu, jetzt hätten wir verdient, ausgelacht zu werden. Allein diese Anordnung ging ganz natürlich zu. Da die Matrosen Tag und Nacht arbeiten mußten, so waren sie bald so ermüdet, daß sie sich kaum auf den Füßen

zu halten vermochten. Daher hatte der Kapitän ihnen den Schreiber zur Unterstützung beigegeben, und dieser war endlich, der ungewohnten Arbeit ungewohnt, sammt dem Ruder des Schiffes, dem Steuermanne, vom Schlaf überfallen, und das sich selbst überlassene Fahrzeug nach einer unbekannten Richtung hin getrieben worden. Unter den gräßlichsten Seemannsflüchen wurden nun alle Seekarten herbeigeholt, um nachzusehen, wo wir uns befänden. Der Kapitän machte Anstalt abermals seinen Zorn an dem Schreiber auszulassen; dieser aber kam ihm zuvor und überhäufte ihn mit den heftigsten Vorwürfen über seinen Geiz, der ihn veranlaßt habe, mit so wenig Mannschaft und so geringem Proviant eine so weite Seereise anzutreten. In der That sollten unsre Portionen verkürzt werden, und wir hatten doch kaum erst ein Drittel des Wegs zurückgelegt. Nach langem Suchen auf den Karten kam man endlich auf die Vermuthung, daß das Land die Insel Candia sei, in deren sichern Häfen sich in jüngster Zeit die ägyptische Flotte verborgen. Sogleich wurde unser Schiff gedreht, aber conträrer Wind ließ es nicht von der Stelle. Wir mußten drei volle Tage vor den Gestaden Candias laviren, und waren endlich gezwungen, in einer Bucht der Insel Scarpanto unser Heil zu suchen. Hier ward uns der Himmel gnädig, der Wind sprang um, wir umsegelten die Insel und kamen wieder auf die richtige Fahrbahn, die wir schon vor mehreren Tagen hätten erreichen können. Ruhig war dieser Tag hingegangen und beim Untergange der Sonne fiel die ganze Mannschaft auf die Knie und dankte in andächtigem Gebet dem Himmel für die glückliche Rettung. Diese Scene wiederholte sich jeden Abend, wenn die Stürme es erlaubten. Kaum aber war einen Abend die Sonne ins Meer gesunken, als sich hinter derselben eine große Wolkensäule erhob, deren Erscheinung uns keine günstige Nacht verkündigte. Bald hörten wir das ferne Rollen des Donners, doch kam uns das Ungewitter nicht näher, so daß wir nach einigen Stunden

zu Bette gingen. Es mochte aber gerade um Mitternacht sein, als mich der Kapitän weckte und mich bat, auf das Verdeck zu gehen. „Wir sind einer gefährlichen Stelle nahe,“ sagte er mit ängstlicher Stimme, „zwei Berge liegen hier im Wasser, über welche die Wellen gehen, was für uns ein sehr schlimmer Umstand ist. Bleiben Sie hier auf dem Verdeck, und sehen Sie sich nach allen Seiten nach den Klippen um, und benachrichtigen Sie mich, wenn Sie die gefürchteten Stellen erblicken.“ Ich folgte seinem Befehle, aber es war so finster, daß das Auge kaum die allernächsten Gegenstände auf dem Schiffe entdecken konnte. Nur zuweilen, wenn ein Blitz herniederfuhr, sah ich die brausenden Wellen, aber nichts von den Klippen. Unterdessen zog das Ungewitter immer näher heran, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag erfolgte, und zuweilen war es, als wenn der ganze Himmel sich öffnete, und wir in die Wolken hinauffuhren. Zu dem Rollen des Donners und dem Brausen der Wellen, die der Sturm immer höher peitschte, mischte sich das Krachen der Masten und Segelstangen, das Gebet der Matrosen und das laute Weinen und Jammern des Kapitäns. Allein als die Noth am größten, da war auch die Hülfe am nächsten. Das Leuchten eines gräßlichen Blitzstrahls zeigte mir in geringer Entfernung die gefürchteten Klippen. Ich brachte dem Kapitän die Kunde, schnell wurde das Schiff gedreht, und wir segelten wohlbehalten an ihnen vorüber. So hatte auch der Sturm sein Gutes, und der zischende Blitz war unser Wegweiser zur Rettung.

Aehnliche Stürme hatten wir fast täglich zu erleben, das Meer wurde immer unruhiger, die Wellen gingen immer höher und der kleinmüthige Kapitän wurde nicht müde, seinen Schutzpatron, den heiligen Antonius, um Hülfe anzurufen. Die Matrosen waren beständig beschäftigt, am Takelwerke zu bessern, und hätte das Schiff einen Leck bekommen, Mann und Maus wäre ertrunken, denn wir waren ohne

Hände, das Wasser auszupumpen. In diesem allgemeinen Noth wehte der Wind uns entgegen, und wir wurden eines Tages nach der den Engländern gehörigen Insel Cerigo verschlagen, die leider zu wenig angebaut ist, als daß sie uns mit neuen Speisevorräthen hätte versehen können. Rechts blickte die Küste von Morea zu uns herüber. In einer sichern Bucht der Insel lagen wir etliche Tage hungernd und durstend vor Anker. Das Brod war aufgezehrt, die Wasserfässer waren fast ausgeleert, das Holz war zu Ende gegangen, und das letzte Oel auf die Lampe geschüttet worden, welche den Kompaß beleuchtete. Nur an Puffbohnen, mit denen das Schiff befrachtet war, war kein Mangel; aber der Kapitän ließ sie uns in der trüben Neige des noch übrigen Wassers kaum halb aufgesotten vorsetzen, so daß sie nur der äußerste Hunger hinabzwingte. Für meine zornigen, heftigsten Vorwürfe, daß in meiner Heimath die Schweine besseres Futter erhielten, blieb der Kapitän taub und war nicht zu vermögen, neue Vorräthe von den Inselbewohnern an sich zu bringen. So waren 30 Tage harte Puffbohnen ohne Salz und Schmalz unser Frühstück, unser Mittags- und unser Abendbrod.

Mittlerweile waren in dieselbe Bucht mehrere andre Schiffe eingelaufen, die ebenfalls wegen conträren Windes nicht weiter segeln konnten, und diese kamen dem schurkischen Kapitän sehr erwünscht. Sogleich fuhr er in einem Boote von einem zum andern, bettelte hier Brod, dort Oel und Wein zusammen und vertheilte es unter die Mannschaft. Allein was war diese Wenigkeit unter so viele? Holz- und Wassermangel ward von Minute zu Minute dringender, und endlich wurden die Matrosen beordert, an das nahe Land zu gehen, um das Schiff mit diesen unentbehrlichen Vorräthen zu versorgen. Reichbeladen kehrten sie an Bord zurück, und nun konnten wir doch wenigstens unsre Bohnen weich kochen, die noch immer unsre tägliche Nahrung blieben. Noch an demselben Abende wurde der Wind günsti-

gen. Sogleich wurden die Anker gelichtet, und unaufgehalten ging unsre Fahrt an den herrlichen Inseln Zante, Cephalonia, Corfu und andern Inseln des mittelländischen Meeres vorüber, dem adriatischen Meere zu, wo wir an der Küste von Dalmatien im Hafen von Ragusa vor Anker gingen. Konnten wir auch nicht sofort ans Land gehen, nach dem ich mich sehnte, da wir Quarantaine halten mußten und einen Guardian zum Aufseher bekamen, der jeden unsrer Tritte und Schritte bewachte, so ergötzte sich doch mein Auge an der reizenden Stadt, die auf einer Halbinsel des adriatischen Meeres an dem Abhange eines steilen Berges sich malerisch hinzieht, und ich durfte meinen Hunger an dem schönen weißen Brode stillen, das uns der Kapitän mit heiterm Gesicht reichte.

Endlich am 27. November Abends leuchteten uns die Lichter von Triest weit herüber das Meer, und um 6 Uhr liefen wir in das sichere Hafenbecken der österreichischen See- und Handelsstadt ein. Ich jubelte den tausend Lichtern zu, die aus der Stadt zu uns herüberblickten. Ich war glücklich wie ein Kind, als die Anker in das Meer hinabrollten, erwiederte freudig den Gruß der Quarantainewächter, die wir sofort auf unser Schiff bekamen, und überließ mich ohne Angst und Sorge dem erquickenden Schlafe und seinen goldenen Träumen, die mir die Seele in die Heimath vorausführten.

In der Frühe des andern Morgens wurde unser Schiff, das die ganze Nacht hindurch streng bewacht worden war, nach dem durch eine Mauer vom Hafen getrennten Contumazhaus gebracht, woselbst noch mehrere hundert Schiffe vor Anker lagen. Nachdem das Schiff noch einmal genau visitirt worden war, fuhren wir an das Land, woselbst uns ein Arzt und einige andre bei der Sanitätscommission Angestellte empfingen. Der Reihe nach, wie wir gekommen waren, wurde ein Jeder bedeutet, sich mit der rechten Hand unter den linken und mit der linken unter dem rechten Arm und mit beiden auf die Brust

zu schlagen. Als alle dieses Manoeuvre durchgeführt hatten, erhielten die Passagiere eines Schiffes ihren eigenen Wächter, der als besonderes Abzeichen ein Koppel mit dem kaiserlichen Wappen und einen langen Stab trägt, keinen der ihm Anbefohlenen aus dem Auge läßt und ihn auf jedem Schritte durch das Contumazhaus begleitet. Als einziger Passagier unsres Schiffes erhielt ich einen eigenen Wächter, dem ich seine Mühe Tag für Tag mit einem Thaler bezahlen mußte. Die traurige Quarantainezeit dauerte aber, weil das Schiff theilweise mit Baumwolle beladen war, 46 Tage. Das machte ein hübsches Sümmchen, das ich lieber mit in die Heimath genommen hätte. So war ich denn ganz allein auf mich beschränkt und traf nur zuweilen im Vorhofe des Contumazhauses mit den übrigen Leidensgefährten zusammen. Allein einer vermied den andern, und selbst der Arzt wagte nicht mit mir in Berührung zu kommen, als ich ihn bat, mir einen Zahn auszuziehen, der mich seit 8 Tagen peinigte. Nach der Hälfte der Contumazzeit wurde das eben beschriebene Manoeuvre abermals, und Tags vor der Entlassung zum letzten Male wiederholt, und so war endlich der 13. Januar 1836 der letzte der 46 langweiligen Tage herbeigekommen. Sofort trat ich in die Stadt mit ihren schnurgeraden freundlichen Gassen, aber ich fühlte mich, als ich kaum das Schiff verlassen, nicht ganz wohl, sei es nun, daß durch die schlechte Lebensart der letzten Seereise meine Gesundheit gelitten hatte, oder das Klima mir nicht behagen wollte. Ich mußte bis zum 8. Februar in Triest verweilen und reiste noch krank und leidend aus der Stadt, von meiner unbezwinglichen Sehnsucht allzusehr nach der Heimath gezogen.

Mein Weg führte über die Krainer Alpen nach dem Städtchen Laibach, und ich mußte hin und wieder zu Fuße gehen, weil die Wege mit hohem Schnee bedeckt und nicht gebahnt waren, so daß man keine Spur sehen konnte. Ich zitterte am ganzen Körper, denn

ich war seit Jahren des Schnees und der Kälte entwöhnt und schleppte mich nur mühsam fort. Dazu war ich in beständiger Angst, in einen Abgrund zu gerathen, an denen sich die Straße hinzieht. Einzelne bemalte Pfähle bezeichneten die Stellen, wo Reisende verunglückt waren und wo erst wenige Tage zuvor ein Saumtreiber mit 30 seiner Thiere umgekommen war. Das waren keine tröstlichen Aussichten für mich. Aber auch durch diese Gefahren half mir die Hand Gottes; ich wurde nicht kränker, ja ich gewöhnte mich allmählig an das Klima und langte endlich in dem romantischen Salzburg an, wo ich einige Tage rastete. Ich besah mir die Merkwürdigkeit des lieben Städtchens, dessen herrliches Glockenspiel mein Ohr ergötzte, bewunderte das Sigmundsthor, das 132 Schritte lang in die Felsen des Mönchsberges gehauen ist, besuchte die majestätischen Dome, den romantischen Gottesacker der Kirche des heiligen Sebastian, machte kleine Ausflüge in die malerische Umgegend und griff endlich, von ihren reizenden Bildern gesättigt, wieder zum Wanderstabe. Ueber Salbrück, Traunstein, Ebersberg setzte ich auf gangbarer wenn auch einförmiger und ermüdender Straße meinen Weg nach München fort, das ich, obgleich seit einigen Tagen am kalten Fieber leidend, doch mit freudigen Blicken am 13. März begrüßte. Sogleich miethete ich mir eine Wohnung neben dem Rathhause. Mein erster Gang in Baierns Haupt- und Residenzstadt war auf die Polizei, wo ich mir eine Aufenthaltskarte auf 14 Tage oder 3 Wochen erbat, um mich von meiner Unpäßlichkeit zu erholen. Der anwesende Polizeibeamte fragte mich nach Reisegeld, und sofort reichte ich ihm einige türkische Goldmünzen mit der Frage: ob er mehr dergleichen sehen wolle? und mein Wanderbuch hin. Nachdem er einige Minuten darin geblättert und mich nach mehreren schlechtgeschriebenen Visa's gefragt hatte, entfernte er sich und kam einige Augenblicke darauf mit einem jungen Manne zurück.

„Wenn das Wanderbuch Ihnen gehört,“ sagte dieser freundlich zu mir, „so beneide ich Sie darum.“

Ich bezeichnete es als das meinige, und er bat mich, ihm zu folgen. Wir traten eine Treppe höher in ein weites Zimmer, in welchem sich eine Gesellschaft von Officieren und andern vornehmen Herren aus der Stadt befand. Dieser stellte mich mein Begleiter auf die artigste Weise vor, indem er auf mein Wanderbuch mit dem Bemerken deutete, daß er unter den vielen Tausenden, die er gesehen, noch kein solches gefunden, worin auf einem Blatte die Visa's aus drei Welttheilen ständen, und bald lief es von einer Hand in die andre. Zugleich zeigte ich den Herren den Firman des Sultan und meine sonstigen Papiere und Zeugnisse aus dem Oriente. Da sie nicht Alles lesen konnten, so gab mir der liebenswürdige Polizeirath ein Paar Empfehlungszeilen an den berühmten Arzt und Naturforscher Dr. G. H. von Schubert mit den Worten, daß dieser gelehrte Mann sich bereit finden lassen würde, die Visa's und die verschiedenen Zeugnisse ins Deutsche zu übersetzen.

Schon am andern Morgen gab ich mein Empfehlungsschreiben ab und wurde von dem menschenfreundlichen Gelehrten auf das Herzlichste und Zuvorkommendste aufgenommen. Ich übergab ihm mein Wanderbuch und meine sonstigen Papiere, er sah sie durch, hieß mich neben sich auf das Sopha setzen, schüttelte mir wie einem alten Bekannten treuherzig die Hand und rief seine Hausfrau herbei, damit sie an unsrem Gespräche theilnehmen könne. Ich erzählte in aller Kürze meine Reise, und er theilte mir unverhohlen mit, daß es schon vor Jahren sein Wunsch gewesen sei, das Morgenland mit seiner lieben Hausfrau zu bereisen, daß er sich aber immer durch die Schilderungen der Reisenden, die so viel Gefährliches und Schauerliches von jenem Lande erzählen, in seinem Entschlusse habe wankend machen lassen. Ich erwiederte, daß solche Gefahren größtentheils

nur erdichtet seien, und man sicher vor Räubern durch das ganze Land reisen könne. Diese meine Versicherung schien den alten Plan des Herrn Hofrath wieder zu beleben*). Nach weiterm Gespräche über das Morgenland fragte er mich theilnehmend nach dem Zustande meiner Gesundheit, und ich verhehlte ihm nicht, daß die schlechte Kost auf der letzten Seereise und das ungewohnte Klima mir ein Wechselfieber zugezogen habe. Hierauf entließ mich Herr von Schubert mit einigen empfehlenden Worten an den Professor Dr. Hörner und nahm mir das Versprechen ab, ihm nach meiner Herstellung öfter zu besuchen. Allein ungeachtet aller Mittel und der großen Mühe, die der gefällige Arzt anwandte, besserte sich mein körperlicher Zustand so wenig, daß ich mir am Ende einen Aufwärter zu meiner Pflege halten mußte; denn in das Hospital zu gehen, wozu mir sowohl Herr Hofrath Schubert, als auch Herr Dr. Hörner wiederholt riethen, konnte ich mich nicht entschließen. Plötzlich drang die Nachricht in meine Krankenstube, daß König Ludwig aus Griechenland zurückkehre, und trotz aller Warnungen des Doktors hielt es mich nicht länger darin, und ich mischte mich unter die jubelnde Menge des Volkes. Und nie habe ich größern Jubel und Freude gesehen. Die Häuser der Straßen, durch welche der König kommen mußte, waren mit Blumen und kostbaren Teppichen ausgeschmückt, und Tausende zu Fuß und zu Pferd eilten nach der Anhöhe vor dem Sendlinger Thore. In der Stadt aber herrschte jene feierliche Stille, die gewöhnlich einer freudigen Erwartung vorausgeht. Gegen 5 Uhr Abends verkündeten die Glocken sämmtlicher Thürme die Ankunft des Königs am Burgfrieden der Stadt, und nun begann ein freudiges Wogen und Drängen nach dem Sendlinger Thore. An der Stadt wurde

*) Wie schön dieser Plan ausgeführt wurde, beweist von Schuberts treffliche Beschreibung seiner Reise ins Morgenland.
D. H.

der König von der unübersehbaren Menge mit dem Jubelrufe: „König Ludwig hoch!“ empfangen, während die Musikchöre die Nationalhymne spielten. Unter stetem Jauchzen und Frohlocken ging der Zug langsam durch die Straßen der Residenz zu.

Darauf kehrte ich kränker als zuvor in meine Wohnung zurück, und der Arzt verzweifelte an meiner Genesung, wenn ich mich nicht der bessern Pflege im Hospitale unterwürfe. Obwohl mit Widerstreben fügte ich mich doch endlich seiner Verordnung und ließ mich dorthin bringen. Nach zehn trüben Tagen, in welchen oft das Sterbeglöckchen ertönte, und sogar einige meiner Zimmergenossen entseelt hinausgetragen wurden, verließ ich, obwohl noch etwas schwach, die Heilanstalt wieder. Und so war ich zuletzt noch im lieben Vaterlande, gleichsam an der Schwelle der ersehnten Heimath, dem Tode, der bereits an meinem Lager gestanden, entronnen. Mein erster Weg war zu meinem freundlichen Gönner, um Abschied von ihm zu nehmen, doch bat er mich, noch einige Tage zu verweilen, um mich noch mehr zu kräftigen.

Eines Morgens war ich mit meinen Vorbereitungen zur Weiterreise beschäftigt, als ein Diener des Königs in meine Wohnung trat und „den Wagner, welcher das Morgenland bereist,“ mit seiner Sammlung um 7 Uhr Abends zu Ihrer Majestät der Königin beschied. Sogleich eilte ich zum Hofrath Schubert, denn diese Ehre verdankte ich nur ihm, und entschuldigte mich, daß ich mich bei so hohen Herrschaften nicht zu benehmen wisse, er aber tröstete und ermuthigte mich und bat, in demselben Reisekleide, in welchem ich zu ihm gekommen, auch bei Hofe zu erscheinen. Und so ließ ich denn meine kleine Sammlung in die Residenz bringen und begab mich klopfenden Herzens zur bestimmten Stunde selbst dahin, wo ich von einem Hofdiener in einen prächtigen Saal geführt wurde, um hier auf einer Tafel die einzelnen Stücke meiner Sammlung aufzustellen.

Darauf wurde ich in ein Nebenzimmer und sodann wieder in den Saal zurückgeführt, in welchem alsbald die Königin, die ich schon öfter in der protestantischen Kirche gesehen hatte, aus einem Kranze reich geschmückter Damen und Herren mit der Frage auf mich zutrat:

„Sind Sie der merkwürdige Reisende, von dem uns der Hofrath Schubert erzählt hat?“

Die Frage bejahend, verneigte ich mich in meiner Verwirrung auf türkische Weise.

„Nun so wollen Sie uns,“ fuhr die Königin fort, „jedes einzelne Stück Ihrer Sammlung erklären.“

Dabei stellte sich die Königin an meine Seite, während rechts die Herren und Damen in Gala, links aber ein Mann im schlichten schwarzen Frack stand, den ich für einen Kammerdiener hielt und ihm den Rücken zukehrte. In diesem Augenblicke gab mir die Königin einen Palmzweig in die Hand mit den Worten, ich möchte dem König sagen, woher solcher sei. Verlegen sah ich mich im Kreise der Herren um, bis die Königin, meine Verlegenheit bemerkend, auf den Herrn im schwarzen Frack, mit der Aufforderung etwas laut zu sprechen deutete. Zitternd reichte ich dem Herrscher den Palmenzweig, der mich sogleich huldvoll anredete, nach meinen Papieren fragte und mir erzählte, daß er von Griechenland aus in Smyrna gewesen sei, und es bereue, Palästina nicht gesehen zu haben. Nach Beantwortung verschiedener anderer an mich vom Könige gethanen Fragen über das Morgenland, entfernte sich die glänzende Versammlung. Im Weggehen ersuchte mich die Königin, die Sammlung da zu lassen, indem sie am andern Tage dieselbe ihren Kindern näher in Augenschein nehmen lassen wolle. Am andern Morgen 9 Uhr erschien die hohe Frau mit ihren Prinzen und Prinzessinnen in demselben Saale, jedoch ohne weitern Hofstaat, und ich erzählte stundenlang den liebenswürdigen Kindern von den fremden Ländern, die ich gesehen. Als ich

entlassen werden sollte, erbat ich mir von den königlichen Prinzen und Prinzessinnen die Gnade, aus meiner Sammlung sich ein Andenken zu wählen, und die Königin erlaubte, daß Jedes ein Stück, doch nur nach meiner eigenen Wahl, annehmen dürfe. Und so erhielten die Prinzessinnen einige Reliquien aus Jerusalem, die Prinzen ein Straußenei nebst mehreren Muscheln aus dem See Tiberias und dem rothen Meere; für den Kronprinzen, der nicht zugegen war, hatte ich eine Reitpeitsche aus Elephantenhaut bestimmt, die Königin selbst geruhete, einen am heiligen Grabe geweihten Palmenzweig und einige ägyptische Münzen anzunehmen. — Hocherfreut über die mir gewordene Ehre empfahl ich mich der königlichen Huld und Gnade, die sich dem wandernden Handwerker so freigebig gezeigt hatte.

Während ich nun allen Ernstes darauf bedacht war, meinen Wanderstab der Heimath zuzukehren, erschallte die freudige Kunde, daß König Otto von Griechenland nach langjähriger Abwesenheit seiner geliebten Vaterstadt einen Besuch abstatten wolle, und ich beschloß, die Festlichkeiten dieses Tages noch abzuwarten.

Der Tag kam; die Stadt war festlich geschmückt wie früher beim Einzug des Königs, und wie damals die Einwohner in freudiger Erwartung. Am prachtvoll verzierten Monumente zu Aibling, wo König Otto, als er nach Griechenland zog, von den Seinen Abschied genommen hatte, sank der tiefergriffene Sohn in die Arme des theuern Vaters und der inniggeliebten Mutter. In Perlach harrten seiner die königlichen Geschwister. Abends 6 Uhr donnerten die Kanonen, und es begann das Glockengeläute aller Thürme der Hauptstadt. Schnell flogen die Wagen der durchlauchtigsten Aeltern über die Isarbrücke nach der Residenz. Bald folgte der erlauchte Gast dahin, wo der König mit dem ganzen Hofstaat und allen Civil- und Militärbehörden seiner Ankunft wartete. Jubelnd drängte sich das Volk, die Augen voll Freudenthränen, durch die Reihen des Militärs, nach

dem Wagen. Aus allen Fenstern wehten Fahnen und Tücher, und ein tausendstimmiges Lebehoch, das noch lange in den Straßen der Stadt wiedertönte, begrüßte den jungen König von Griechenland.

Am 3. Juni des Jahres 1836 verließ ich, mit einigen Empfehlungsbriefen des Hofraths von Schubert versehen, die Hauptstadt Baierns und fuhr nach Augsburg. Aber hier verschlimmerte sich mein kränklicher Zustand so sehr, daß ich mich gegen 5 Wochen aufhalten mußte. Hier überraschte mich oft der wehmüthige Gedanke, ich werde die geliebte Heimath doch nicht wieder sehen. Aber der Vater im Himmel, der mich so oft geschützt, half mir auch jetzt wieder auf. Als ich so weit genesen war, setzte ich meine Reise fort, und hielt mich einige Tage in Nürnberg auf, wo ich mich an einigen Fahrten auf der ersten Eisenbahn Deutschlands ergötzte. Rasch ging es von da über Hof, Gera nach Eisenberg, woselbst ich meine Empfehlungsbriefe in die Hände Sr. Durchlaucht des Herzogs Georg von Sachsen-Altenburg selbst abgab. Der gütige Fürst fragte nach Durchlesung des Briefs vom Hofrath von Schubert sogleich nach meinen Kisten, die ich im Gasthofe zurückgelassen hatte. Auf der Stelle wurden sie auf das Schloß gebracht, und mir ein prächtiges Zimmer mit der herrlichsten Aussicht angewiesen, das ich drei Tage bewohnte. Die Stunden vergingen in belehrenden Gesprächen mit dem liebenswürdigen Fürsten und dem Kirchenrathe Dr. Klein, und ich hätte hier leben und sterben mögen. Ich zeigte dem Fürsten alle meine kleinen Seltenheiten, unter denen die Münzen von ihm besonders werth gehalten wurden. Ich gab ihm die Benennung derselben in fünf verschiedenen Sprachen an, und er holte aus seinem Kabinet ein Schächtelchen mit einem Zettel und nahm zwei ägyptische Münzen heraus, die ich sogleich als diejenigen erkannte, die ich seiner erlauchten Schwester, der Königin von Baiern, überlassen hatte. Lächelnd gestand er die Richtigkeit meiner Vermuthung zu.

Gern hätte dieser edle Fürst meine Sammlungen an sich zu bringen gewünscht, wenn ich sie nicht selbst als Andenken an meine Reise hätte behalten wollen, doch war er so gnädig ein Straußenei und einige Muscheln als Erinnerung an den schlichten Wanderer anzunehmen. Ein mehr als reichliches klingendes Geschenk war der Lohn für diese kleine Gabe.

Mit Empfehlungsbriefen des Fürsten an Ihro Kaiserliche Hoheit, die regierende Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach und an den Präsidenten Freiherrn von Ziegesar versehen, setzte ich meine Reise über Bürgel, Jena, woselbst ich mich nur kurze Zeit aufhielt, nach Weimar fort. Daselbst angekommen ging ich sofort nach Belvedere, überreichte einer Hofdame das Schreiben an Ihro Kaiserliche Hoheit, die Frau Großherzogin, und kehrte sodann in die Stadt zurück, um einen zweiten Brief des Herrn Hofrath von Schubert an den (im Jahre 1842 leider zu früh verstorbenen) Hofrath Dr. Schorn zu übergeben. Dieser äußerst gefällige Mann, so wie der Geheime Hofrath Helbig und der Obermedizinalrath Dr. von Froriep schienen sich für mich zu interessiren und ich theilte diesen Herren ein Bruchstück aus meinem Tagebuche, meine Reise nach dem Sinai, mit, das später auch in die Hände der Großfürstin kam.

Am Morgen des 9. Augustes beorderte mich ein Unterofficier, daß ich 11 Uhr im Residenzschlosse vor Ihrer königlichen Hoheit mit allem, was ich aus dem Morgenlande mitgebracht, erscheinen solle. Um die bestimmte Stunde traf ich dort ein und wurde, ohne lange warten zu müssen, durch den General-Adjutanten, Obrist von Beulwitz, sogleich Ihrer kaiserlichen Hoheit vorgestellt. Mit gewohnter Huld fragte sie auch nach dem Geringsten, und als ich ihr erzählt, daß ich schon im achten Jahre die liebende Mutter verloren, daß sich sodann Niemand um mich bekümmert, und daß ich das Geld

zu meinen weiten Reisen mit meiner Hände Arbeit verdient habe, schien die hohe Frau nicht ohne Theilnahme mich anzuhören. Sodann nahm sie meine Papiere und meine Sammlung in Augenschein. Gern hätte ich ihr als einen Beweis meiner Ergebenheit Alles überlassen, allein sie schlug mein Anerbieten aus und geruhete nur, einen geweihten Palmzweig, einen Oelzweig aus dem Garten Gethsemane, ein Fläschen mit Wasser aus dem Jordan und zwei Reitgerten anzunehmen, um letztere dem regierenden Großherzog und dem Erbgroßherzog, denen ich später vorgestellt zu werden die Ehre hatte, zu überlassen. Mit den huldreichen Worten: „Mein Sohn, ich werde Deiner für die Zukunft gedenken!“ wurde ich von der hohen Frau entlassen. Ob diese Zukunft für mich noch kommen wird? Wer kann es wissen! Froh und heiter über die Beweise fürstlicher Gnade und Milde verließ ich am 11. August die Residenzstadt meiner Heimath und eilte über **Erfurt** und **Gotha** nach **Waltershausen**, um die Verwandten meines fernen Freundes, des ägyptischen Musikdirektors Hempel aufzusuchen. Hier und in dem romantisch gelegenen Flecken **Ruhla** verweilte ich noch einige Tage länger als mein Vorsatz war. Endlich riß ich mich los und kehrte den freudebebenden Fuß meinem Geburtsdörfchen zu. Die Kunde meiner Ankunft war mir von Ruhla aus vorangegangen.

Es war am 30. August 1836, als ich mit Thränen der Wehmuth im Auge den kleinen Ort wieder begrüßte, wo meine Wiege gestanden. Hinter dem Garten meiner Schwester, wo ich am 15. März 1830 weinend von meinen Lieben Abschied genommen, empfingen mich die Arme der Liebe und Freundschaft, und ich sank, stumm vor Gefühl und umjubelt von der Freude der Dorfbewohner, die vom Felde herbei geströmt waren, mich zu sehen, an manches treue Herz. Ich hatte die Heimath, die Heimath hatte mich wieder.

Nachtrag von E. Ch. Döbel.

Was die Angabe gelehrter Reisender und namentlich des Herrn Hofrath von Schubert, meines hochverehrten Gönners, betrifft, als habe das St. Katharinen-Kloster am Sinai eine gesunde Lage, wie der Herr Herausgeber S. 25 des 2. Bandes bemerkt hat, so kann ich nichtsdestoweniger meine dort aufgestellte Behauptung nicht zurücknehmen.

Jenen freundlichen Mönch des Sinaiklosters aus der Wallachei, welcher mich so reichlich mit Granatäpfeln und Mandeln bei meiner Abreise versorgte und sich mein Taschenmesser zum Andenken ausbat, traf ich bald nach meiner Rückkehr von Pa-

lästina in Kairo, und erfuhr von ihm, daß er im Begriff stehe, in sein Vaterland zurückzukehren. Als Ursache gab er seine wankende Gesundheit an. Er behauptete früher ganz gesund gewesen und nur erst seit seinem Aufenthalte am Sinai stets von Kränklichkeit heimgesucht worden zu sein. Dieselbe Behauptung hatte ich an Ort und Stelle auch von anderen Mönchen jenes Klosters machen hören, und ihr kränkliches Aussehen bewies die Wahrheit ihrer Angabe. — Auch der Umstand, daß mein Reisegefährte, der Würtemberger Köllner, im St. Katharinenkloster erkrankte, er, der stets gesund gewesen war, dürfte für mich sprechen.

Noch ist mir Bedürfniß, Einiges nachträglich zu erwähnen, was sich auf Männer bezieht, die ich im Morgenlande kennen gelernt, oder deren Gunst ich mir durch meine Wanderungen in den östlichen Ländern erworben hatte.

Den mir so wohlwollenden dänischen Generalconsul von Dumreicher (S. 54. 2. Band) traf ich am 9. Januar 1839 in München, wo ich mich eben auf einer Geschäftsreise aufhielt, und wurde von ihm sehr gütig empfangen. Tags darauf machte ich dem Herrn Hofrath von Schubert meine Aufwartung, welcher eben von seiner Reise ins Morgenland zurück gekehrt war. Seine Freundlichkeit gönnte mir einige höchst genußreiche Stunden.

Auf derselben Reise fand ich am 12. Mai in Würz-

burg einen meiner Reisegefährten in Aegypten, Namens Küchenmeister, Besitzer einer Tabagie in Würzburg. Während meiner Reise auf dem Sinai hatte dieser Landsmann in Kairo mit meinem Werkzeug gearbeitet.

Auf einer anderweitigen Geschäftsreise im Jahre 1841 im Herzogthum Nassau erfuhr ich zufällig in einem Orte, Namens Petersberg bei St. Goar, daß mein Leidensgefährte der Nassauer Schlosser in Adrianopel, der mit mir im Gefängniß dort saß (Seite 164 1. Band), aus diesem Orte gebürtig sei. Ueber ihn selbst konnte ich nichts erfahren.

In demselben Monate besichtigte ich auf der Rückreise das ausgezeichnete Museum in Frankfurt am Main, das sich durch des berühmten Reisenden Rüppel Verdienste so sehr vervollständigt hat. In dem Aufseher erkannte ich sogleich einen Landsmann wieder, den ich in Groß-Kairo kennen gelernt hatte, und der mich ebenfalls sogleich wieder erkannte. Dr. Rüppel, der sich meiner gewiß erinnert haben würde, war leider abwesend.

Eine große unverhoffte Freude wurde mir aber besonders dadurch bereitet, daß mich mein Reisegefährte von Alexandrien nach Palästina und Begleiter im heiligen Lande, der Meklenburger Maurer Dietrich Müller, der sich in Jerusalem von mir getrennt hatte (S. 75. 2. Band), mich im Januar 1842 in meiner Heimath aufsuchte. Leider hing er seiner Leiden-

schaft zum Trunk immer noch an. Ich bewirthete ihn mehrere Tage, die wir in Erinnerungen an das Morgenland verplauderten. Am 24. Januar begleitete ich ihn bis Eisenach, wo ich von ihm schied.

Beilagen.

1.

Firman des Sultan Mahumed des Zweiten.

(Der Urtext ist türkisch, das Pergamentblatt über 5 Fuß breit, über 3 Fuß hoch, die Schrift sehr zierlich und kunstfertig. Ueber dem Text prangt in großen Dimensionen der Namenszug des Sultan als ein seltsam verschlungener Schnörkel).

Den auf dem Wege von Meiner Hohen Pforte nach Adrianopel angestellten hochansehnlichen Richtern, Commandanten und Unterbeamten sei durch gegenwärtiges kaiserliches Schreiben kund und zu wissen, daß der bei Meiner Hohen Pforte residirende bevollmächtigte Gesandte des Kaisers von Oesterreich, Baron von Ottenfels, bei mir ein Schreiben des Inhalts eingereicht hat: da, wenn einer der österreichischen Kaufleute des Handels oder der Wallfahrt wegen sich an ir-

gend einen Ort Meines Reichs begeben wolle, ihm von Meiner Hohen Pforte ein Reisepaß zugestellt werde, welcher ihm nicht nur Erlaubniß dazu gebe, sondern Kraft dessen ihm auch auf dem Hin- und Herwege von keinem Kopfsteuereinnehmer, oder andern Personen Etwas abgefordert oder in den Weg gelegt werden dürfe: so bitte er, daß auch ein, unter die von Mir mit den Deutschen geschlossenen Verträge begriffenen und zu den Unterthanen des Kaisers von Oesterreich gehörender Deutscher, Namens Ernst David *), der in Geschäften von Meiner Hohen Pforte aus nach Adrianopel reisen wolle, ein Hohes Regierungsschreiben erhalten möge, kraft dessen er auf dem Hin- und Herwege und während seines etwaigen Aufenthaltes an irgend einem Orte von Seiten der Kopfsteuereinnehmer oder andern Personen unter keinem Vorwande gegen den Inhalt jener Verträge belästigt werden dürfe, sondern ihm im Gegentheile Schutz und Hülfe geleistet werden solle. Da es nun Mein Wille ist, daß dem Inhalte jener Verträge nachgelebt werde, so ergeht an euch, ihr Mollas und die übrigen Genannten von Meiner Hohen Pforte der Befehl, daß der, zwar nicht in deutschem Kostüm reisende **), aber deutscher

---

*) David, Schreibfehler für Döhel. Als Oesterreicher wurde ich von den Morgenländern fast überall angesehen, theils weil mein Wanderbuch in Wien ausgestellt war, theils weil die Unkenntniß des Orientalen Oesterreich gleichbedeutend hält mit Deutschland.

**) Ich hatte mich in Konstantinopel ganz türkisch gekleidet und habe diese Kleidung, die das Reisen im Orient gar sehr erleichtert, auf meinen dortigen Wanderungen wenig abgelegt.

Nation angehörende Obenbezeichnete auf dem Hin- und Herwege und während seines etwaigen Aufenthaltes an irgend einem Orte von Seiten der Kopfsteuereinnehmer oder anderer Personen unter keinem Vorwande gegen den Inhalt jener Verträge irgend wie belästigt und beeinträchtigt werde, sondern ihm im Gegentheile Schutz und Hülfe geleistet werden soll, damit er sein Geschäft gesund und wohlbehalten beendigen möge. Dieses Mein Hohes Regierungsschreiben ist bis zum Ablaufe von 5 Monaten von dato an gültig; nach dieser Zeit aber soll ihm keine Folge mehr geleistet, sondern der, welcher etwa noch Gebrauch davon machen wollte, in Verhaft genommen und wohlbewacht eiligst an Meine Hohe Pforte hergesendet werden. Dies ist mein Wille und Befehl.

Nach genommener Einsicht werdet ihr also gegenwärtigem Regietungsschreiben Folge leisten und meinem vorgedruckten kaiserlichen Namenszuge Glauben schenken. — Geschrieben im Anfang des Monats Schaabam im J. 1249 (nach Chr. 1833, Mitte October. *)

---

*) Datum und Jahreszahl sind falsch, und ich weiß nicht woher der Fehler entstanden sein mag. Ich verließ am 9. Januar 1832 Konstantinopel.

5.

Zeugniß aus dem Kloster St. Johannis in der Wüste.

(Der Urtext ist lateinisch.)

Im Namen des Herrn. Amen.

Ich unterschriebener Guardian des Klosters St. Johannis des Täufers in der Wüste bezeuge dem Herrn Ernst Christoph aus Porta Rota *), daß er diesen heiligen Geburtsort St. Johannis des Täufers, und andere Orte, welche außerhalb dieses Dorfes verehrt werden, besucht habe. Zur Beglaubigung habe ich dieses Zeugniß mit meiner Hand ausgestellt und untersiegelt. Am Tage des 26. März 1834.

Bruder Triphon Lopez,
(L. S.) Guardian.

6.

Zeugniß aus dem lateinischen Kloster in Jerusalem.

(Der Urtext ist lateinisch.)

In Gottes Namen. Amen.

Ich der hier unterzeichnete apostolische Missionär und Pfarrer zu Jerusalem bekenne und bezeuge, daß Herr Ernst Christoph Döbel aus Berterode in Sachsen-Eisenach in Jeru-

*) Berterode.

salem angekommen ist, und daß er von da in den folgenden Tagen die vorzüglichsten Heiligthümer unserer Erlösung, die in Judäa sind, fromm und andächtig besucht hat.

Zu dessen Beglaubigung ꝛc.

Gegeben zu Jerusalem im Kloster des Erlösers am 4. April 1834.

Bruder Johannes Baptista aus Siena.
Apostolischer Missionär und Pfarrer zu Jerusalem.
(L. S.)

7.

Zeugniß des Hofrath von Schubert in München.

Ernst Döbel aus Berterode bei Eisenach, seiner Profession nach ein Wagner, hat sich über die Wahrheit seiner Angaben und Berichte von seinen Reisen und seinem Aufenthalt in den Morgenländern, namentlich in Aegypten, am rothen Meere und in Palästina so ausgewiesen, daß an den treuherzigen Erzählungen des wackern Mannes kein Zweifel blieb. Namentlich diese seine Erzählungen sind mir selber sehr interessant und zum Theil höchst lehrreich gewesen; da er die Gegenstände oft mit ganz andern unbefangenen Augen gesehen hat, als die Gelehrten oder die vorher aus Büchern Vorbereiteten sie zu sehen pflegen. Er hat seine weiten Reisen größtentheils allein, öfters zu Fuß und ohne alle begleitende Empfehlungen gemacht; hat

der Lust am Sehen und Betrachten der merkwürdigsten Gegenden der Erde sein ganzes, mühsam erarbeitetes Eigenthum aufgeopfert. Die Gegenstände, die er mit sich bringt, und die ich sah, sind ächt; die Naturalien, namentlich vom rothen Meere, zeichnen sich durch ihre frischen Farben aus; die kleinen Steintrümmer stimmen der Art nach ganz mit jenen größeren Massen überein, von denen sie der ehrliche Thüringer, seiner Aussage nach, entnommen hat.

München, am 16. Mai 1836.

Dr. G. H. v. Schubert.
(L. S.) Hofrath und Professor in München.

8.

Zeugniß mehrerer Herren Gelehrten in Weimar.

Ein junger Handwerker, Ernst Döbel aus Berterode bei Eisenach, ist auf seiner Wanderschaft als Wagnergesell während der Jahre 1830 bis 1836 nach der Moldau und von da ins Morgenland nach Aegypten und Palästina gekommen und hat dort Vieles gesehen und erlebt, was in seiner schlichten Erzählung selbst denen Interesse gewährt, welche mit der Beschaffenheit jener Länder genauer bekannt sind. Der offene Sinn, mit dem er Gegenstände und Menschen gesehen, der redliche Fleiß, mit dem er seine Bemerkungen aufgeschrieben und sogar Manches durch Zeichnung festgehalten hat, haben ihm möglich ge-

macht, seitdem er sich wieder in der Heimath befindet, eine schriftliche Erzählung seiner Reise auszuarbeiten. Er wünscht diese Schrift, welche durch den Herrn Pfarrer Schwerdt zu Neukirchen bei Eisenach in Absicht auf Sprache und Form einige Nachhülfe erhalten hat, durch den Druck bekannt zu machen, weil er glaubt, daß namentlich die Beschreibung seines Aufenthaltes am Berg Sinai und am rothen Meer, und die Schilderung Jerusalems und der heiligen Oerter mit Theilnahme wird gelesen werden, theils um sich dadurch einigen Unterhalt zu verschaffen, da er Alles, was er sich durch Arbeiten in verschiedenen Städten erspart, auf diesen Reisen wieder verwendet und überdies das Unglück gehabt hat, den Zeigefinger der rechten Hand zu verlieren und dadurch zu fernerer Betreibung seines Handwerks untüchtig zu werden. Er wählte dazu den Weg der Subscription, welches für das etwa 20 Bogen starke und mit einigen lithographirten Abbildungen begleitete Buch 1 Thlr. 15 Ngr. betragen soll.

Die Unterzeichneten haben sich von seiner Redlichkeit und Glaubwürdigkeit überzeugt und wünschen dem wackern und in seiner jetzigen Lage unglücklichen jungen Manne einigen Vorschub zu leisten, indem sie Obiges zur Kenntniß edler Menschenfreunde bringen und sein Unternehmen ihrer Theilnahme und Unterstützung empfehlen.

Weimar, den 31. März 1837.

Gersdorf. von Müller. Schorn.